Ant. 480(2

GEMÄLDE
DER
VORZEIT.

EINE
GALLERIE DER VÖLKER
VOR CHRISTI GEBURT.

MIT ZWANZIG KUPFERTAFELN.

NEUE AUFLAGE.

NÜRNBERG,
IM KUNST- UND KOMMISSIONS-BUREAU.
1818.

Gd 169/1626

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt,

nebst kurzer Erläuterung der Kupferabbildungen.

Die Griechen der Vorzeit. Seite 1 — 142.

Tafel I.

Fig. 1. Darstellung eines Opfers in der ältesten griechischen Vorzeit. An dem heiligen Baum, dessen Umschattung statt der Tempelhallen gilt, dient ein viereckiger Stein als Altar; das Bild der Gottheit, welche hier angebetet wird, ist, roh angegeben, dem Baume augeheftet, und leichte Blumen- und Laubkränze sind sein ganzer Schmuck. Der Familienälteste gieſst Milch aus; der Bock ist zum Opfer bereit, das unter dem Ton der Hirtenflöte fallen soll.

» 2 — 4. Griechische Lagerszene, um das Uebliche in der Soldatenkleidung zu versinnlichen. An dem liegenden Mann ist die einfache Tracht des griechischen Landmann's zu sehen. Man kann sich dabei den heldenmüthigen Kodrus, letzten König von Athen denken, der sich zum Wohl seines Landes, in dieser Kleidung verborgen aufgeopfert.

Tafel II.

Fig. 5 — 7. Ein Grieche auf der Reise; eine Griechin bewillkommt ihn bei der Vorhalle des Hauses, die mit einem Rebengeländer versehen ist.

» 8. 9. Eine lacedemonische Soldatenszene. Leonidas, Anführer von 300 Spartanern, fordert solche bei einem Opfer, das den Göttern der Unterwelt dargebracht wird, zum Heldentod feierlich auf.

Tafel III.

Fig. 10 — 12. Darstellung der einfachsten Art der ältesten Schiffe der Griechen. Fig. 11 ist ein groſser Kahn; 12 ein Schiff, das, mit Soldaten besetzt, in der Seeschlacht gebraucht wurde. Seine Gestalt giebt deutlich die Nachahmung des stolzen Schwans zu erkennen, der mit gekrümmtem Hals im Teiche schwimmt. Das Segel ist abgenommen.

» 13. 14. Tempel der Minerva auf der Burg zu Athen, bekannt unter dem Namen Parthenon.

Tafel IV.

Fig. 15 — 18. Griechische männliche u. weibliche Trachten.

» 19. Eine Szene im Schauspielhause zu Athen, zur

Anschauung bürgerlicher Kleidung. Ein Liebling des Volks wird, kaum gesehen, mit Blumen beschenkt, und mit Lobeserhebungen überhäuft.

T a f e l V.

Fig. 20. Kleidung eines griechischen Mädchens, nach einem antiken Gemälde.

» 21 — 23. Griechische Trinkgefässe. Sie wurden aus edlen Metallen kunstreich verfertiget, und hatten Verzierungen, die immer sinnreich waren.

» 24. Eine gläserne Obstschale, welche im hohen Alterthum als etwas höchst Seltenes und Kostbares geachtet wurde.

» 25. Ein Obstkorb mit zwei Henkeln.

T a f e l VI.

Fig. 26. 27. Bildliche Darstellung der Wettrennen griechischer Jünglinge bei den olympischen Spielen.

» 28. ist mit dem Wagen gestürzt; der gute Genius hat ihn verlassen, er wird das Ziel nicht erreichen, die Siegespalme nicht erlangen.

» 29. Einige Gruppen aus einem Zuge griechischer Jünglinge, Mädchen und Frauen, nach Delphie. Sie bringen ihre Gaben zum Altar der Gottheit in prächtigen Gefäsen, welche dem Tempelschatz einzuverleiben bestimmt sind. Der Weg führt sie an einer geheiligten Quelle vorbei, deren es bei den Tempeln mehrere gab.

T a f e l VII.

Fig. 30 — 32. Die Abschiedsszene zwischen einem jungen Krieger aus Sparta und seiner Mutter. Sie hat ihm den mütterlichen Segen zu seinem ersten Zug in den Krieg mit den Worten ertheilt: Komm entweder mit deinem Schild, oder auf ihm zurück. So entläfst sie ihn.

Die Römer der Vorzeit. Seite 143 — 306.

T a f e l VIII.

Fig. 33 — 35. Römische Fechter zu Pferd und zu Fuſs in ihrer einfachen Bewaffnung.

» 36. Ein Wettrenner auf seinem Muschelwegen in den Spielen zu Rom.

» 37. Darstellung eines römischen Kunstbereiters, der seine Geschicklichkeit darin zeigt, vier ungezähmte Pferde vor sich her zu treiben, und abwechselnd auf den Rücken des einen oder des andern sich zu schwingen.

Tafel IX.

Fig. 38. Aeufsere Ansicht eines römischen Landsitzes, nach einem antiken Wandgemälde.

» 39. 40. Eine vornehme Römerin im Frauengemach — man kann sich hierbei die berühmte Lukrezia denken — umgeben von ihren Sklavinnen, mit Arbeit beschäftiget. Die Hausgottheit mit dem heiligen Feuer, hat ihre Stelle in einer Nische der Wand.

Tafel X.

Fig. 41. Verschiedene, im altrömischen Haushalt gebräuchliche Geräthschaften. Fig. 42. 43 Stühle; Fig. 44 ein Sopha; Fig. 45 eine antike Ara, tragbarer Altar; Fig. 46 ein Kästchen, worin Kostbarkeiten verwahrt wurden. Oft waren dergleichen kunstreiche Geräthe mit Gold und Silber ausgelegt, mit edlen Steinen besetzt.

Tafel XI.

Fig. 47. Abbildung eines antiken Stein's, worauf ein Mann mit seiner Frau auf dem Ruhebette liegt, vor welchem ein Tisch steht, der mit Früchten besetzt ist. Die Römer safsen nicht wie wir bei Tische, sondern lagen auf gepolsterten Sopha, die so grofs waren, dafs einige bequem darauf liegen konnten.

» 48. Darstellung einer römischen Theaterszene. Die Schauspieler haben grofse Larven vor dem Gesichte mit weit offenem Munde, damit der Schall der Worte sich weiter verbreiten, und den Tausenden von Zuschauern vernehmlich werden konnte. Rom's grofses Schauspiel-Haus fafste 80,000 Menschen; es bedurfte daher aller möglichen Kunstgriffe, um deutlich gehört werden zu können.

Tafel XII.

Fig. 49. Römischer Soldat, der aufser seiner Bewaffnung das Kohortenzeichen, was jetzt unsere Fahnen ersezzen, trägt.

» 50. Ein Soldat, der den Sieg errungen hat, und, auf seine Waffen gestützt, sich desselben freut.

» 51. Ein Krieger, der den getödteten Freund aus dem Gefechte trägt.

» 52. Ein Priester des Bacchus, zum Opfer gehend.

Tafel XIII.

Fig. 53. Ein römischer Musiker, geübt, auf zwei blasenden Instrumenten zugleich seine Kunst vernehmen zu lassen.

Fig. 54. Ein antiker Altar, worauf mehrere Musikwerkzeuge abgebildet stehen, zur Verdeutlichung derselben hier nachgeahmt.
» 55. Eine Insel in der Tiber zu Rom, welcher die Verzierungslust der Römer, durch Hülfe der Baukunst, die Gestalt eines Schiffes gegeben hatte. Der Tempel des Aesculaps, andere heilige Gebäude, ein Obelisk und dergl. standen auf diesem Schiffe, das durch eine schöne steinerne Brücke mit beiden Tiber-Ufern verbunden war.

Tafel XIV.

Fig. 56. Rom's Oberpriester in seinem Amtskleide, opfernd.
» 57. Eine Vestalin, opfernd.
» 58 — 62. Instrumente, die bei den Opfern gebraucht wurden.

Tafel XV.

Fig. 63. 64. Feierliches römisches Opfer. Der zum Opfer bestimmte Stier wird in seinem Schmucke vorbei geführt.

Tafel XVI.

Fig. 65. Leichengerüste, auf welchem die Leiche eines römischen Kaisers verbrannt wurde. Ein kolossalischer Triumphwagen steht auf der Spitze.

Tafel XVII.

Fig. 66. Grabmal des Cajus Cestius in Rom, in der Gestalt der ägyptischen Pyramiden, nur in weit kleinerem Maſsstabe; gewöhnlich wird das Gebäude die Pyramide des Cestius genannt.
» 67. Trümmer eines römischen Grabmals, die sich noch jetzt in der Nähe von Rom erhalten haben.

Die Phönizier und Carthaginenser der Vorzeit.
Seite 307 — 331.

Tafel XVIII.

Fig. 68 — 71. Phönizische und carthaginensische Kleidertracht.

Tafel XIX.

» 72. Phönizische und carthaginensische Schiffe.

Tafel XX.

» 73. Phönizische und carthaginensische Baukunst.

Die

Griechen der Vorzeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Warum es leugnen, dafs ich nur mit Schüchternheit die Darstellungen beginne, welche meine Leser in den Haushalt der Griechen der Vorzeit einführen sollen? Jener kolossalischen Bildsäule des Jupiters zu Olympia, dem Meisterwerke des grofsen Phidias, ähnlich, steht das Bild dieses Volkes vor mir, welches, kühn erhoben zu der Würde, die der Mensch zu erreichen fähig ist, den kleinen Raum, der ihm zu seinem Wohnsitz angewiesen war, und die geringe Reihe von Jahrhunderten, in denen es, selbstständig erschaffen, wirken konnte, mit den herrlichsten Thaten erfüllt hat, worüber noch jetzt die späte Nachwelt staunt.

Diese Gröfse erschüttert mich; dieser Inbegriff des Edlen, Erhabenen, welchen ich, wie eine Glorie, um jenes Bild erblicke, blendet mein Auge, und die Schwierigkeit, so vielfache Gefühle, frohe und traurige, die mich dabei ergreifen, zu ordnen, erschweren mir den Versuch einer fafslichen, umfassenden Darstellung.

Wenn ich den alten Teuton als ein Riesenbild angestammter, unverletzter Körperkraft aufstellte, als Ideal eines muthigen Kriegers, der den Gegner wüthend angreift und kalt hinwürgt; so trete ihm jetzt der Grieche aus der Vorwelt gegenüber, der, unter dem Schutze einer edlen Freiheit, als ihr Rächer dem Feinde die Stirne beut; durch ächte Tapferkeit mit kleiner Anzahl über gewaltige Heere siegt; sich selbst in dem Besiegten durch Milde ehrt; und, sobald diese Opfer gebracht sind, sein Auge abwen-

det von den Greuelszenen der Schlacht, in alle Theile einer weisen Gesetzgebung, in alle Fächer des menschlichen Wissens eindringt, und den durch Nachdenken geschärften Geist bis zu der Empfindung des Schönen erhebt, zu hoher Liebe für die Kunst entflammt, die über das rege Leben kostbare Freuden ausspendet. Lehrer der Welt in ihren Schriften und Kunstwerken waren und blieben die Griechen auch dann noch, da ihre Freiheit mächtigen Gegnern erlag, ihre Selbstständigkeit zerfiel, und jene Glorie getrübt wurde, worin sie alle andere Völker überstrahlten. Rom unterjochte Griechenland; aber die großen Geister Roms huldigten griechischer Weisheit, ahmten griechische Sitte nach; die Gebildeteren unter den Söhnen der Weltbeherrscherin vertauschten selbst ihre Muttersprache gegen die Sprache der Griechen, deren Weichheit ihrem Ohre schmeichelte. Als die Vorsehung späterhin viele Männer aus jenem achtbaren Volke da und dorthin zerstreute, da brachten sie den Keim der Aufklärung in alle Lande, verbreiteten Geschmack und Sinn für Schönheit, und selbst Barbaren wurden folgsame Schüler ihrer Unterjochten.

Aber unter einen Gesichtspunkt kann ich selbst die vorzüglichsten der einzelnen Staaten, welche das ganze Volk der Griechen in sich begreift, nicht bringen; nur gemeinschaftliches Interesse in den Zeiten der Gefahr, wo mächtige Fürsten die Verfassung bedrohten, vereinigte diese kleinen Völkerschaften zu einem Ganzen. So sehr verschieden an Erziehungsgrundsätzen und an Lebensweise, so weit von einander abweichend an Denkart, Sitten und Kraftäußerung sind diese einzelnen griechischen Staaten; so wesentlich getrennt ist der

Athener von dem Spartaner, Thebaner u. s. w., dafs jeder eine eigene Schilderung erfordert.

Ehe ich diese beginne, mufs meinen Lesern ein Blick in die Geschichte des Landes und seiner Bewohner zu Theil werden.

Griechenland war, nach der ältesten Sage, in dunkelster Vorzeit von ganz wilden Menschen bewohnt, denen eine Höhle zur Wohnung, rohes Fleisch, Früchte und Wurzeln zur Nahrung genügten. Beides, Obdach und Speise, mufste ihr rüstiger Arm oft erst wilden Thieren gewaltsam abgewinnen. Mehrere rotteten sich familienweise zusammen; der Kekste unter einer solchen Schaar ward ihr Anführer, und seitdem sie einsahen, dafs durch vereinte Kraft der Erwerb des Nothwendigsten erleichtert wurde, fehlte die Gelegenheit nicht, solche zu üben; die Nachbarn fielen einander an; Brüderblut flofs; der Sieger frafs den Besiegten, und das Geschlecht entehrte sich durch immer rauhere Sitten. Die Sage nennt hauptsächlich zwei Stämme, Pelasker und Helenen, als Urbewohner Griechenlands; sie wollten für Söhne der Erde gehalten seyn, das hiefs freilich nichts anders, als: sie wufsten von ihrem Ursprunge nichts Bestimmtes anzugeben.

Aegypten hatte sich bereits zu einem Staate ausgebildet; dort hatten Wissenschaften und Künste schon Wurzeln geschlagen, und von dorther kamen weise Männer an die Küste von Griechenland, vielleicht vertrieben aus der Heimath, vielleicht durch Stürme verschlagen, siedelten sich an, wufsten Bande der Geselligkeit mit jenen rohen Urbewohnern anzuknüpfen und legten den Grund zu Staaten. Welch ein Anblick für den, dessen Phantasie sich bis in jene Urzeiten hin verlieren kann; er sieht diese

Fremdlinge ihre einfachen Hütten erbauen, und das friedliche Geschäfte des Feldbaues beginnen; von Ferne nur nähern sich, unter dem Schutz ihrer Wälder, die rohen Urbewohner; zitternd wagen sie die ersten Schritte zu den neuen Wundern, die sie erblicken: jene bieten freundlich die Hand, laden sie ein zum Mitgenuſs der Früchte des Ackers, zum Mitbesitz ihrer bequemeren Wohnung; und das Wort des Vertrauens, erst nur durch Blicke, durch Zeichen gesprochen, findet Eingang bey diesen Söhnen der Natur: sie erwiedern es, sammeln sich um jene her, lichten mit ihnen das waldige Land, graben, pflanzen, pflegen die Heerde; ihr roher Sinn ändert sich, und Tage der Unschuld und Freude beginnen, welche die Dichtkunst den spätesten Enkeln als ein goldenes Zeitalter rühmt.

Der heldenähnliche Mann, der dieses groſse Werk in Griechenland vollbrachte, soll Inachus geheiſsen, und 1970 Jahre vor Christi Geburt gelebt haben. Phoroneus, sein Sohn, wandelte des Vaters beglückende Bahn, und ward, wie er, von dem fröhlichen Volke gesegnet.

Nach dreihundert Jahren ungefähr erneuerten sich diese Besuche von Ausländern, welche Kolonisten mitbrachten; Cekrops siedelte sich in Attika an (1657 Jahre v. Chr.), Kadmus in Böotien (1594 J. vor Chr. G.), Danaus in Argolis (1586 J. vor Chr. G.). Auch sie wurden Begründer von Staaten, die nach und nach zu Macht und Einfluſs empor wuchsen. Aus Sais in Aegypten stammten Cekrops und seine Gefährten her. Um den Nacken nicht einem grausamen Besieger beugen zu müssen, hatten sie die segenreiche Heimath verlassen, sich dem Meere anvertraut und Attika gefunden. Zwar das Land selbst empfahl sich ihnen nicht durch

äussere Vorzüge; es war felsig, unfruchtbar; aber das Volk, von welchem es damals bewohnt wurde, schien geneigt, seine Kräfte mit den Neuankömmlingen gern vereinigen zu wollen, um diese natürliche Unfruchtbarkeit zu heben; Cekrops benutzte den guten Willen, verknüpfte sich und die Seinigen innig mit jenem Volke, und stellte sich an die Spitze der gemeinschaftlichen Bemühungen um das Wohl des Ganzen. Der Eichelkost entwöhnt, freuten sich bald die Bewohner von Attika der besser nährenden Speisen, welche die verschiedenen Getreidearten geben; edle Baumfrüchte und die Frucht des Oelbaumes, der aus Aegypten hieher verpflanzt wurde, vermehrten die Genüsse. Der fröhliche Landbauer gab nun gern den weisen Verordnungen des Mannes Gehör, dem er so Vieles zu danken hatte, und die nur dahin abzweckten, seine glückliche Lage dauerhaft zu machen. So viel uns alte Sagen, von den ältesten griechischen Geschichtschreibern aufgesammelt, über Cekrops Gesetzgebung verkünden, waren seine Anordnungen klug und menschenfreundlich; sie verbreiteten sich über die Pflichten des Gatten, Vaters, Hausvaters, Familiengliedes, Bürgers; sie gaben dem dunkeln Begriffe von der Gottheit, welcher sich in jedem Wilden äussert, Deutlichkeit; bestimmten die Erbauung der Tempel und Altäre und die Art der Opfer, welche Ehrfurcht und Dankbarkeit darbringen. Der Allerhöchste — so nannte Cekrops die oberste Gottheit — durfte nicht mit Blut versöhnt werden; Kornähren und Kuchen waren die Geschenke, welche Attika's Bewohner auf seine Altäre legten. Den Todten befahl er zu begraben, und, damit kein Stück Baulandes ohne Ertrag bliebe, die Begräbnifsstelle sogleich wieder

mit Getreide zu besäen. Die Zurückbleibenden feierten das Andenken an den Verstorbenen durch eine Leichenmahlzeit, bei welcher sie das Haupt mit Kränzen umwanden.

Attika wuchs unter diesem Cekrops zu einer Menschenmenge von 20,000 an. Aber noch standen ihre Wohnungen zerstreut, oder in kleinen Gruppen auf dem Lande umher, da benutzte der kluge Regent eine Landung von Seeräubern, einen schnellen Angriff der Böotier, seinem Volke die Vortheile des nähern Beisammenwohnens einleuchtend zu machen. So bildeten sich Städte, die mit starken Umzäunungen und Mauern versehen wurden; so entstand Athen, die Hauptstadt des Landes.

Auch nach Cekrops Tode folgten in einem Zeitraume von fast sechshundert Jahren mehrere väterlich gesinnte Fürsten, unter deren Leitung Athen und Attika sich eines fortschreitenden Wohlstandes zu erfreuen hatten. Die bequeme Lage am Meere förderte Handel und Schiffahrt, und aus Phönizien kamen neue Ansiedler, welche unter andern Künsten die köstliche Schreibekunst mitbrachten. In den waldigen Gegenden von Attika hauseten die nützlichen Honigbienen; jetzt lernte man ihre geschäftigen Kolonien in die Ebene verpflanzen, und dort einheimisch machen. Das Pferd, dem früher schon der Zaum angelegt worden war, mufste sich bequemen, den Wagen zu ziehen; alle Zweige der Landeskultur wurden erweitert, verbessert, und je mehr dergleichen Fortschritte gelangen, desto begieriger wurde das Volk, sie zu verfolgen und zu vervielfältigen. Doch, mit dem Ueberflufs, welchen Thätigkeit verschafft, zog auch Ueppigkeit bei den Bewohnern der Städte ein; Verschlimmerung aller Art folgte

ihr. Da erwachten schädliche Begierden, Leidenschaften; eingebildetes Glück in Befriedigung erkünstelter Bedürfnisse verdrängte die Wohlthaten des einfachen Lebensgenusses; Neid, Eifersucht, Hafs traten in die Schranken; Jeder strebte höher; Mehrere glaubten Vorzüge genug zu besitzen, um den Blick selbst nach dem Throne erheben zu dürfen; Empörungen brachen aus; Neuerer beunruhigten den Staat; Attika's wahrer Wohlstand wankte.

Mit eben so mächtigen Schritten hatte sich auch in andern Gegenden Griechenlands die Kultur verbreitet; die Städte Lacedämon, Korinth, Sicyon, Theben, Argos waren bis zu ansehnlicher Gröfse und Volksmenge angewachsen, und gleiche Ursachen hatten dort, wie in Athen, gleiche Wirkungen hervorgebracht. Was kümmern Gesetze den Mächtigen? Sein Wille ist sein Gesetz. So weit kam es wieder in Griechenland; Niemand war mehr wegen seines Eigenthums und Lebens sicher; kühne Räuber, unter dem Namen von Helden, zogen umher, plünderten, mordeten; Fürsten behandelten Jeden, der aus einer andern Gegend in ihr Gebiet kam, auf die grausamste Weise. Dagegen rüsteten sich andere, Bessere, durchzogen das Land, der bedrängten Unschuld zu Hülfe, tödteten jene Räuber, straften verbrecherische Fürsten, und erhielten dafür die dankbare Verehrung ihrer befreiten Landsleute.

Das Aufsuchen und Bekämpfen von Gefahren wurde jenen Helden endlich zur Leidenschaft; sie suchten sie in der Ferne, als die Nähe ihnen keine mehr darbot; das Wohlthätige ihrer Anstrengungen ging verlohren, sie wurden ungerecht, grausam, und durch Ruhmsucht die Geisel ihrer Zeitgenossen. Mehrere von ihnen

verbanden sich zu einem Zuge über Meer, um den König Aeetes in Kolchis zu plündern. Man bezeichnet ihre Reise unter dem Namen des Zuges der Argonauten, setzt diese Begebenheit ohngefähr in das Jahr 1360 vor Chr. G., und nennt als die vorzüglichsten Theilnehmer daran die Helden Jason, die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux, den Peleus, den Dichter Orpheus und Herkules, dessen Thaten so berühmt wurden, dafs ihm, wie die Fabel lehrte, nach seinem Tode die Götter selbst würdig des Glückes fanden, als Halbgott unter ihnen zu wohnen.

Ihm ähnlich, aber weniger stark und minder glücklich, war Theseus, der Sohn des Königes Aegeus von Athen. Durst nach Thaten entflammte seine Brust; seine Mutter Aethra erzog ihn bei ihrem Vater, Pitheus, König zu Trözen. Dort vernahm er, Attika werde wieder von Räubern beunruhigt, und selbst sein Vater sey von mächtigen Familien in seiner Hauptstadt bedrängt. Theseus zog ihm zu Hülfe; aber mit Ruhm wollte er vor seinem Vater erscheinen, darum bekämpfte und tödtete er jene Verbrecher, wo er sie finden konnte.

Ohne sich als Sohn des Königes bekannt zu machen, kam er in Athen an. Dort war hauptsächlich die Familie der Pallantiden dem königlichen Ansehen gefährlich geworden; der königliche Greis galt wenig mehr, und da der siegreiche Jüngling Theseus sich seines Vertrauens zu bemächtigen wufste, so erfüllten dagegen die Pallantiden jenen mit Verdacht, der endlich so weit ausartete, dafs Aegeus seinen Sohn zu tödten entschlossen war. Jetzt erst gab sich dieser zu erkennen, und ward von dem Volke, nachdem er die Pallantiden, die sich allein widersetz-

ten, zerstreut hatte, anerkannt. Theseus fügte seinen früheren Thaten noch mehrere hinzu, noch kühnere; seine berühmteste ist der Zug nach Kreta, um die Stadt Athen von einem entsetzlichen Tribut zu befreien, der an den König jener Insel entrichtet werden mufste. König Minos empfing nämlich von Zeit zu Zeit eine Anzahl Jünglinge und Mädchen aus Athen, welche er, wie die Sage ging, einem Ungeheuer vorwarf, das, halb Mensch halb Stier, sich davon sättigte. Theseus schiffte sich mit ein, besiegte den Minotaurus, und führte die zu Opfern bestimmt gewesenen jungen Athener und Athenerinnen glücklich zurück in ihre Vaterstadt.

Als König von Athen erwarb sich Theseus neuen Ruhm durch weise Staatseinrichtungen. Die Bewohner von Attika wurden dadurch wieder zu einem Volke gesammelt, Athen für die Hauptstadt des ganzen Reiches erklärt, und bürgerliche Freiheit, unter königlicher Leitung der Kriegs- und Friedensgeschäfte, wohl gesichert. Ohne jenen ruhelosen Thatendrang, welcher Helden eigen ist, wäre Theseus ein glücklicher König geblieben; allein ihn trieb aufs Neue der stürmische Muth hinaus; mit seinem Freunde Perithous, einem Könige von Thessalien, ging er auf Abentheuer, raubte königliche Töchter, und schändete seinen Namen durch ruhmlosen Erfolg. Als er endlich heimkehrte, war er den Athenern fremde geworden; sie empörten sich, und zwangen ihn zur Flucht nach der Insel Scyros, wo er bald darauf starb. Erst in weit späteren Zeiten wurden seine Gebeine gesammelt, und von einem edlen Athener feierlich beigesetzt. Auf seinem Grabe ward ein Tempel in Athen errichtet, der das Recht erhielt, ein Schutzort für Unglückliche zu seyn.

Der Staat, welchen Kadmus in Böotien gegründet hatte, genoſs wenige ruhige Zeitpunkte. Auf der Familie der Regenten schien Fluch zu haften, und die Hauptstadt Theben wurde der Schauplatz greulicher Szenen. König Oedipus war sogar unglücklich genug, unwissend seine leibliche Mutter zu heirathen, und dadurch das Elend seines Hauses noch fortdauernder zu machen; seine Söhne stritten um die Herrschaft über Theben, und ihr Kampf endigte sich endlich mit Eroberung und Plünderung der Hauptstadt.

Der Staat des Danaus, in Argolis, dessen Hauptstadt Argos war, hatte sich bis zu dieser Zeitperiode ebenfalls sehr erweitert, aber aus ihm entspann sich eine neue für Griechenland wichtige Begebenheit, der Krieg gegen Troja. Griechenlands Küsten gegenüber stand diese reiche Stadt des mächtigen Königes Priamus; sein gröſster Stolz war die zahlreiche Reihe von jungen Helden, seinen Söhnen. Zu wiederholten Malen störten Könige von Argos die Ruhe seines Reiches, daher war in beiden Fürstenthümern unversöhnlicher Haſs erblich. Jetzt herrschte Agamemnon in Argos, und sein Bruder Menelaus war Gatte der schönen Helene, Erbin des Königreichs von Lacedämon. Priamus schöner und zärtlicher Sohn Paris sah die reizende Helene, und entführte sie. Genugthuung wollte Priamus nicht geben, und so erhob sich ein furchtbarer Krieg, an welchem die bedeutendsten Fürsten und Helden Griechenlands Theil nahmen. Agamemnon wurde Anführer, und auf 1200 Schiffen segelte das griechische Bundesheer, gegen 100,000 Mann stark, an die Küste von Troja. Nach zehn Jahren erst, nach häufigem Blutvergieſsen und wech-

selndem Erfolge, wurde diese Stadt erobert und gänzlich zerstört.

Den Siegern war das Glück nicht günstig; wenige nur erreichten ihre Heimath wieder, und selbst diese wollte man dort nicht mehr gelten lassen, so verändert hatten sich die Gesinnungen selbst ihrer nächsten Verwandten. Die meisten wanderten aus. Der Sieg über Troja war daher für die Griechen von eben so traurigen Folgen als für die Trojaner. Auch währte die Ruhe in Griechenland nicht lange; ungefähr achtzig Jahre nach Troja's Untergang fielen die Nachkommen des Herkules, auf uralte Ansprüche an die Königreiche Argos und Mycene sich stützend, mit Hülfe der Dorier in Griechenland ein, und unterwarfen sich die meisten Städte. In Lakonien begründeten sie ihre feste Herrschaft, und behaupteten solche viele Jahrhunderte lang. Nur Athen versuchten sie vergeblich zu bezwingen. Kodrus herrschte dort als König, und rettete den Staat dadurch, daſs er sich für sein Wohl opferte. Ein Götterspruch hatte bestimmt, der Sieg werde dem Volke zu Theil, dessen Oberhaupt von dem andern Volke im Gefechte umkomme. Die Herakliden vermieden es daher sehr, den König von Athen zu beschädigen; dieser ging als Landmann verkleidet in das Lager der Feinde, gerieth absichtlich in Streit mit einigen Soldaten, und ward von ihnen erstochen. Die Herakliden wurden geschlagen. Ihre Nachkommen sind die berühmten Einwohner und Bürger von Sparta oder Lacedämon, die Beherrscher von Lakonien, die Erbfeinde und Nebenbuhler der Athener; wenn ich diese meinen Lesern dargestellt haben werde, wird es mir angenehme Pflicht seyn, auch mit jenen sie bekannt zu machen. Die Geschicht-

schreiber der Griechen sehen mit diesem muthigen Opfer die Jahrhunderte der Helden als geschlossen an, und so bildet sich hier der schicklichste Ruhepunkt, um sich in Kürze mit dem innern Gehalte dieses merkwürdigen Zeitraumes zu beschäftigen.

Alles war noch einfach in dem gedachten Zeitraume; die Völker standen in ihrem Kindesalter. Der König, über eine Stadt oder über einen ganzen Bezirk, war Oberpriester, Anführer, Richter; ausser dem Tribut, welchen ihm seine Unterthanen zahlten, besafs er liegendes Eigenthum, dessen Einkünfte dazu dienen mufsten, seiner Stelle mehr Glanz zu geben. Damals war der griechische Charakter noch aus wenigen, einfachen Zügen zusammengesetzt, aber diese sprachen sich sehr deutlich aus. Künstlich war noch nichts daran; überall Natur. Der Abt Barthelemy, dem ich bei dieser Skizze folge, drückt diesen Zustand in einer trefflichen Stelle so aus: „Erziehung gab den an sich kraftvollen Körpern noch mehr Stärke. Die Gemüther, ohne Geschmeidigkeit und ohne alle Verfeinerung, waren thätig, unternehmend, ausschweifend in Liebe und Hafs, stets Sklaven der Sinnlichkeit. Diese Schilderung traf Vornehme, Angesehene, Reiche, mehr als die Menschen aus niedrigen Klassen. Beleidigungen setzten sie Gewalt entgegen; sie waren so empfindlich darüber, dafs man sie Thränen vergiefsen sah, wenn sie der Wollust, sich zu rächen, entsagen sollten. Wer diesen Gewalthabern zuvorkommend mit Achtung begegnete, gegen den zeigten sie sich sanft und gütig; im Gegentheil aber voll Ungestüm; doch ihr Unwille brach in Vorwürfe, oft in Scheltworte aus, und mit der nämlichen Leichtigkeit, womit sie Fehler eingestanden,

suchten sie solche auch wieder gut zu machen. Könige und Helden jener Zeit verschleierten weder ihre Tugenden, noch ihre Laster, und zeigten ohne Scheu ihre Begierde nach Gewinn, Ruhm und Vergnügen."

Zwei Hauptquellen grofser Thaten waren damals Liebe und Freundschaft, jene roh, ungestüm, Unglück verbreitend, sinnlich; diese bis zum höchsten Grad schwärmerisch, im Tode selbst unzertrennbar. Gänzliche Aufopferung für den Freund galt für mehr nicht, als Schuldigkeit. Könige liebten Feierlichkeiten, gaben bei Friedensschlüssen, Heirathen und Leichenbegängnissen grofse Kampfspiele, Wettrennen, wobei sie die möglichste Pracht zeigten.

In dem Charakter der Helden damaliger Zeit fällt eine seltsame Mischung von Rechtlichkeit, Ungerechtigkeit und religiöser Schwärmerei dem Beobachter auf; sie zitterten vor dem Gedanken, Blut vergossen zu haben, suchten durch Bufsen und Entbehrungen die That zu versöhnen, wuschen, wenn sie die Gottheit für versöhnt hielten, die schuldige Hand mit Wasser ab, und gingen sogleich wieder auf neue Thaten aus. Ihre Kleidung war auffallend, eine Löwenhaut, ein Tigerfell; ihre Bewaffnung eine Keule, ein Schwert, irgend einem Räuber im Kampfe abgenommen; das Volk sollte schon von diesen äufsern Merkmalen des Heldenthums ergriffen werden. So durchzogen sie Länder und Reiche, und Gastfreundschaft öffnete ihnen überall die Thüren. Diese galt überhaupt sehr allgemein, und jeder Fremdling, der einsprach, mufste mit Allem versorgt werden, was das Haus leisten konnte. Niemand fragte erst, wer der Mann sey, der hier Hülfe suche, sondern was er bedürfe.

Neben den ausgezeichnetsten Beispielen von Menschlichkeit äufserten sich die furchtbarsten Ausbrüche der Rachsucht und ungezügelter Leidenschaften.

Auch Könige und Königinnen nahmen damals an den Sorgen für das Hauswesen Theil; man suchte diese einfachen, oft niedrigen, Beschäftigungen durch Gesang und Tanz zu verschönern: die Männer verbanden mit ihren Jagdparthieen und andern ähnlichen Beschäftigungen so viel Annehmlichkeiten, als möglich. Frauen und Sklavinnen spannen Wolle, webten Zeuche zu Kleidern, färbten, stickten, schneiderten, backten und besorgten die Wäsche; dem Mann mit den männlichen Sklaven fiel die Bearbeitung des Feldes und die Besorgung der Heerde zu. Handwerker fand man wenige, mancher Grofse mufste sich sogar seine Waffen selbst schmieden.

Gesetze gab es noch wenige, und eben so einfach, wie sie, war auch die Sittenlehre. Nicht sowohl als Mittel, innere Zufriedenheit zu erlangen, empfahl man Tugend, sondern weil sie den gegründetsten Anspruch auf die Begünstigungen der Gottheit, auf Achtung der Zeitgenossen und Nachkommen verschaffte. Man übte Pflichten gegen sich und Andere des Vortheils wegen, den ihre Erfüllung gewährte, und der Tugendhafte dachte nicht daran, ob, und wie viel er aufopfern müsse. An Schulkenntnisse war noch nicht zu denken. Das Herkommen, die alte Sage, war eine Quelle des Wissens, und diese zu erweitern, zu verbreiten, das Geschäft der Dichter, die damals grofser Achtung genofsen. Sie verbanden mit ihren Gesängen Musik, rühmten Thaten der Götter und Helden, und fehlten bei keinem feierlichen

Gastmahle, bei keinen Spielen und andern Festlichkeiten. Eine andere Quelle der Kenntnisse war Erfahrung. Greise besafsen und verbreiteten sie; das Alter stand daher in der höchsten Achtung; in den Versammlungen hatten Greise den Vorsitz, und Jünglinge blieben schüchtern in der Entfernung, die Worte der Erfahrung belauschend.

„Von allen Vollkommenheiten des Geistes, so ungefähr sagt der preiswürdige Barthelemy in einer trefflichen Stelle seiner Reise des Anacharsis, bauten die Griechen jenes Zeitraums die Einbildungskraft an; ihr Klima und ihre Verbindungen mit Orientalen förderten die Entwickelung derselben."

„In Aegypten, wo die Sonne beständig brennt; wo die Winde, der Nil in seinem Steigen und Fallen, und andere Naturereignisse an eine sichere Ordnung gebunden sind; wo die Natur durch eine einförmige Beständigkeit ein ewiges Daseyn zu beweisen scheint, vergrösserte die Einbildungskraft Alles, und rifs das Volk, indem sie bis in das Unermefsliche ausschweifte, zur anstaunenden Ehrerbietung hin."

„In Griechenland, wo bisweilen nur Gewölke des Himmels reine Klarheit verdunkeln; wo die Jahreszeiten lieblich abwechseln, und die Natur sich an jedem Tage anders, aber immer thätig zeigt, da verschönerte die Einbildungskraft Alles. Da die Griechen ihre Wälder verliefsen, so erschienen ihrem lebhaften Geiste die Gegenstände bald nicht mehr so furchtbar düster, wie sonst; und den Aegyptern, da sie nach Griechenland kamen, verwischte sich bald ein Theil der grellen Farben, worin sie vorher die Gegenstände gesehen hatten. Bald machten sie nur ein Volk aus, und setzten eine Sprache

zusammen, die voll bildlicher Ausdrücke war. Alles, was sich bewegte, hielten sie für belebt, und das grofse Weltall für einen prächtigen Schauplatz, auf welchem Alles dem Willen mächtiger, unsichtbarer Wesen unterworfen sey."

Schon in diesem entfernten Zeitpunkte entwickelte sich bei den Griechen die Religion, die unter allen Veränderungen ihrer Staatsverhältnisse, selbst in der glänzendsten Epoche ihrer Kulturgeschichte in Achtung geblieben ist, weil sie den Sinnen schmeichelte, und den Grofsen und Mächtigen Mittel in die Hand gab, das unwissende und leichtgläubige Volk zu zügeln.

Bei dieser standhaften Gültigkeit der religiösen Grundsätze des griechischen Volkes wird der Versuch, solche in ihrem Wesentlichen hier so gedrängt wie möglich anzugeben, nicht an unrechter Stelle gemacht werden. Ausschmükkungen hat in der glänzenderen Periode der Geschichte Griechenlands diese Religion erhalten, aber keine wesentliche, noch viel weniger gewaltsame, Aenderungen erlitten.

Die Götter der Griechen pflanzten ihr Geschlecht fort, wie die Menschen. Himmel und Erde in innigster Vereinigung hatten den Stammvater der Götter, Saturn, hervorgebracht; diesem wurden drei Söhne geboren, Jupiter, welchem, bei einer Theilung der Herrschaft über das Weltall, der Himmel zufiel, Neptun, Regent des Meeres, und Pluto, der die Herrschaft über die Unterwelt erhielt. Diesen drei Obergöttern dienten mehrere, geringere, als Vollstrecker ihres Willens. Der König der Götter war Jupiter, in seiner Hand ruhte der Blitz, von ihm aus strömte des Glückes Fülle, und von oben her kam den Menschen alles Gute; von den Göttern erhielten sie Leben, Gesund-

heit, Reichthum, Weisheit, Muth, Waffenglück. Von den Göttern kam auch Schmerz und Elend über die Menschen, wenn jene zürnten, straften. Daher mufste man sie durch Gebete und Opfer zu versöhnen suchen. Gebete sollten sie den Menschen geneigt machen, und Opferdampf Wohlgeruch für sie seyn. Diese Götter hatten Leidenschaften, sie suchten solche zu befriedigen, und verliefsen oft sogar ihren Himmel, wenn sie unter den Menschen diese Befriedigung zu finden hofften. Die Griechen beurtheilten das Glück ihrer Götter nach den Grundsätzen, die sie selbst vom Glücklichseyn hatten. Ein Volk schien ihnen das glücklichste, wenn es alle Tage in Wohlleben und bei Festen verbringen konnte; den Fürsten priesen sie als den glücklichsten, der an seiner prächtigen Tafel die Beherrscher und Beherrscherinnen anderer Reiche versammeln, sich von schönen Sklaven und Sklavinnen mit dem Trefflichsten bedienen lassen, seine Sinne durch Musik, Gesang, Tanz kitzeln konnte; diese Ideale trugen sie auf ihre Götter über; Jugend und Schönheit, Musen und Grazien vereinigten sich in diesem Himmel, um die Gottheiten, welche darin wohnten, unbeschreiblich glücklich zu machen. Jupiter hielt bisweilen Versammlungen, in welchen die Angelegenheiten der Erdebewohner erwogen wurden. Dabei kam es oft sogar zu Streit, wenn verschiedene Meinungen herrschten; Jupiter aber hatte das Recht der Entscheidung, welchem sich alle andere fügen mufsten.

Alle Erscheinungen am Himmel und auf der Erde wurden von Gottheiten bewirkt, geleitet. An jedem Tage schlofs eine jugendliche Göttin die Thore des Morgens auf und schwebte über die Erde hin, Kühlung verbreitend, Blu-

men ausstreuend, mit Edelsteinen die Bahn der Sonne schmückend. Dann erst erwachte die Erde, und bereitete sich zu Preishymnen und Dankopfern, womit sie den Gott der Sonne empfangen wollte. In göttlicher Herrlichkeit sah man diesen milden Lebenverbreiter, Apollo, am Horizont heraufkommen auf einem Flammenwagen, von schnaubenden Rossen gezogen. Um den Wagen her tanzten die Horen. Abends senkte die Sonne sich in das Gebiet der Meeresgöttin Thetis, und ward in ihrem Pallaste bewirthet. Alsdann entfaltete die Göttin der Nacht ihren dunkeln Mantel, und alle Sterne leuchteten ihr zum Schmuck. Eine weibliche Gottheit, der sanfte, keusche Mond, befährt alsdann auf einem andern Wagen die Bahn am Himmel, ruhe-verbreitend. Im Regenbogen sah man die Spur einer göttlichen Dienerin der Juno, der Gemahlin Jupiters, welche abgesendet wurde, Befehle der Erde zu überbringen. Die Winde waren Genien, die, wenn es stürmte, in der Luft mit einander kämpften, und die Meereswellen aufthürmten. Den klaren Bach, der sich aus einer Felsengrotte hinab in das Thal ergofs, hiefs eine Nymphe entstehen; sie war es, die durch ihn Wohlthaten verbreitete. Jeder Baum im Walde war von einer Göttin bewohnt; wohin der Grieche seine Schritte wendete, auf Bergen, wie im Thale, auf dem Lande wie zur See, allenthalben umgaben ihn Götter und Göttinnen. Sie lenkten seine Wünsche, sie wachten über seine Gedanken und Handlungen. Andere Götter leiten den Krieg, andere freuen sich mehr der Segnungen des Friedens und des Gedeihens der Künste; Gerechtigkeit und Tugend lieben alle und schüzzen die Redlichen. Lange und glücklich lebt

der Gute durch Begünstigung der Götter; Strafen züchtigen hier und dort den Lasterhaften, Nemesis, die Rächerin, mit einem Gefolge von Furien, die den Abgrund der Hölle bewohnen, war dem Bösen überall zur Seite; sie quälten ihn Tag und Nacht. Konnte er diese Furchtbaren nicht noch im Leben versöhnen, so waren sie es, welche die Seele des Sterbenden in die Qualorte des Tartarus hinabschleppten. Die Seele des Tugendhaften ging dagegen in den Ort der ewigen Freuden ein; Elysium hiefs dieser Wohnplatz der Glücklichen, unter welchem sich die Griechen eine sehr fruchtbare Gegend unter dem heitersten Himmelsstriche dachten, wo den Bewohnern ununterbrochene Ruhe zugetheilt sey. Den Ort der Qualen nach dem Tode nannten sie Tartarus. Die Seele wurde erst vor den Gott der Unterwelt gebracht, welcher durch besondere Richter ihr Thun und Lassen im Leben auf Erden untersuchen liefs, und ihr diesem gemäfs die Stelle anzeigte, wo sie hinfort ewig bleiben sollte. Die Strafen der Bösen waren sehr sinnlich; Geier zerfleischten ihre Eingeweide; glühende Räder schleuderten sie um ihre Axe her; unter der Fülle von Früchten, und im Wasser bis an die Lippen mufste ein anderer Sträfling hungern und dürsten; jener einen grofsen Stein auf die Spitze eines Berges hinauf wälzen, und der Stein fiel jedesmal wieder herab, wenn der Arme das Ziel erreicht zu haben glaubte.

Was die Aegypter bei ihren Leichen, die des feierlichen Begräbnisses würdig geachtet wurden, wirklich thaten, sie durch Charon über Wasser im Kahne führen zu lassen, wofür der Fährmann Geld erhalten mufste. davon blieb den Griechen die Idee wenigstens; denn

in ihrer Unterwelt wartete auch ein Charon im Kahne, um die Schatten, nach erhaltenem Fährgeld, überzuführen, und wer nicht begraben war, hoffte vergeblich auf diese Ueberfahrt.

Das Wesentlichste dieses religiösen Lehrgebäudes waren folgende wenige Sätze: Daseyn der Götter, Unsterblichkeit der Seele, Belohnung und Strafe nach dem Leben.

Die Sprache der Griechen in dem Heroenalter war dichterisch, blumenreich; sie gab auch den empfindungslosesten Dingen Leben, Kraft, selbstständig zu handeln. Von dem Degen sagte man, er dürste nach dem Blute des Feindes; von dem Pfeile, er sey begierig, solches fliefsen zu machen; Flügel hatten der Blitz, der Wind, die Stimme des Menschen sogar. Man sprach von den Rosenfingern der Aurora, von den goldenen Schätzen der Sonne, von den silbernen Füfsen der Meeresgöttin, überall war die Einbildungskraft vorlaut.

Nach dieser Skizze, welche den Standpunkt der Ausbildung in dem sogenannten Helden- oder Heroenalter der Griechen bezeichnet, wird sich die Geschichte Griechenlands vor meinen Lesern weiter entwickeln können, die sie dem Zeitpunkte näher führt, in welchem eine umständlichere Darstellung der häuslichen und öffentlichen Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Volkes möglich wird.

Die Bürger von Athen fühlten ganz die Gröfse des Opfers, das ihr König Kodrus ihnen gebracht hatte; nach ihm könne, so beschlossen sie, Niemand den Namen eines Königes würdig tragen; darum sollte ihn keiner mehr führen. Jupiter sollte ihr Oberbefehlshaber seyn. Medon, Kodrus Sohn, wurde zum Archonten eingesetzt, mit der Verbindlichkeit, dem

Volke Rechenschaft von seiner Regierung abzulegen.

Gleiches Recht an diese Würde glaubten auch die übrigen Brüder des Medon zu haben, daher entstanden Streitigkeiten unter ihnen über diese Wahl; sie wurde durch einen Ausspruch des Orakels bestätiget; Medons Brüder beschlossen, auszuwandern und andere Gegenden zu bevölkern. Sie führten aus dem an Menschen überfüllten Attika Kolonieen nach Asien, die sich bald zu Ansehen, Ruhm und Wohlstand erhoben.

Die Würde eines Archonten blieb bei Medon's Nachkommen, allein sie ward von dem Volke auf zehn Jahre eingeschränkt, und endlich gar unter neun Männern getheilt, von denen jeder ein Jahr lang als Archont an der Spitze der Geschäfte stand. Da diese ganze Zeitperiode von ungefähr 316 Jahren so wenig Aufsehen in der Geschichte macht, so hat sie wahrscheinlich zu den glücklichsten gehört, welche die Athener erlebt haben, wenigstens zu den friedlichsten.

Unter den bedeutenden Männern, welche Griechenland in dieser Periode besafs, nimmt der Dichter Homer einen der ersten Plätze ein. Vor ihm gab es schon griechische Dichter; allein er veredelte, vervollkommte die Dichtkunst so sehr, dafs man ihn als den eigentlichen Schöpfer derselben ansehen kann. Zwei von seinen Werken haben sich bis jetzt erhalten, ein Gedicht über Troja's Eroberung (Ilias) und ein zweites, das die Reisen des Ulysses' nach Troja's Untergang schildert (Odyssee). Der Ruhm dieses Dichters stieg in Griechenland von Jahr zu Jahr; man erbaute ihm Tempel, man opferte ihm gleich einer Gottheit, und

Jeder, dem es um Ausbildung des Geschmacks und um Fortschritte in Wissenschaften zu thun war, glaubte in den Werken des Homer die gründlichste Anleitung dazu zu finden.

Mit der steigenden Sicherheit der Staaten von Griechenland, durch weise Gesetze bewirkt; mit dem Zuwachs an Wohlstand, der sich auf sie gründete, mit der Verbreitung von Kenntnissen, Wissenschaften, Künsten, Erwerbsquellen aller Art, die nun rasche Fortschritte machten, ohne darum, wie späterhin, die holde Einfalt der Sitten zu zerstören, mehrte sich die Zahl der Bewohner von Jahr zu Jahr, und bei dem geringen Flächeninhalte, den ihnen Altgriechenland zur Wohnung darbot, mufste Ueberfüllung bald merklich und lästig seyn. Die übrige schöne Welt hatte in jenen Zeiten noch immer Raum genug für fleifsige Hände, man wufste aus früheren Beispielen, Asien und das westliche Europa habe griechischen Auswanderern stets mehr gegeben, als sie erwarten konnten; daher bildeten sich auch jetzt, als die Massen in dem Vaterlande sich drängen wollten, Schaaren von rüstigen Männern und Jünglingen, die zur Auswanderung bereit waren. Die Muthigsten stellten sich an die Spitze, und so wurden immer wieder neue Kolonieen ausgesendet, wie der Bienenstock seine Brut ausschickt, zu neuer Ansiedlung.

In einem Zeitraume von ungefähr hundert Jahren entstanden so die Pflanzstädte zu Rhegium, Sibaris, Kroton, Tarent, Syrakus, Messana, Gela, Lokris; etwas früher hatten dergleichen Schwärme Byzanz und Apollonia begründet und Cyrene in Afrika angelegt.

Unter den Staaten von Altgriechenland hoben sich Athen und Sparta am gewaltigsten;

sie werden durchaus unsere Blicke am Meisten auf sich ziehen. Ich will, damit sich die Gegenstände der Ansischt nicht verwirren, beide Staaten einzeln aufstellen.

Athen, Athener. Attika.

Bei der oben erwähnten Einrichtung des jährlichen Wechsels der Archonten in ihren Aemtern, gewann Athens Ruhe nicht viel. Diese Männer an dem Staatsruder konnten zwar ihr Ansehen nicht mifsbrauchen, weil sie so kurze Zeit regierten; aber sie konnten es auch nicht wohl geltend machen, um die Verbreitung des Partheigeistes zu hemmen, und ihre Folgen zu zerstören. Die Einwohner von der Landschaft Attika und die Bürger von Athen zerfielen daher in verschiedene Partheien, deren Interesse einander grell entgegen stand, und jede von diesen Partheien verlangte eine andere Staatsverfassung, jede hafste die andere. Die arme Klasse wollte Volksregierung und Gütergemeinschaft, die reiche verlangte nur Vornehme am Ruder zu sehen. Der Hafs der Armen gegen die Reichen gründete sich auf die Bedrückungen, welche diese verübten; der verschuldete gemeine Bürger hatte oft kein Mittel, dem Andrange reicher Gläubiger zu entgehen, als sich selbst oder seine Kinder als Sklaven zu verkaufen; viele zogen daher hinweg aus einem Lande, wo sie mit aller Anstrengung nichts als die traurigste Aussicht auf die Zukunft erlangten. Die Gesetze waren veraltet; sie pafsten dem in jeder Hinsicht mehr ausgebildeten Staatskörper nicht mehr an; dieser schien seiner Auflösung nahe zu seyn.

Drako hieſs der Mann, welcher durch eine neue Gesetzgebung die Ruhe wieder zurückführen sollte. Aber auch er traf das Uebel nicht an der rechten Stelle; seine Gesetze, die ausserordentlich streng, und, wie man zu sagen pflegte, mit Blut geschrieben waren, zogen ihm Vorwürfe und Verfolgungen zu, die ihn endlich zwangen, die Stadt zu verlassen. Auf der Insel Aegina starb er bald nachher. Es mehrten sich Unordnungen, Partheien, und die Herrsucht einzelner Vornehmen konnte heimlich und öffentlich nach Befriedigung streben. Doch gelang es dem Volke noch, einen Uebermüthigen, Namens Cylon, der mit offenbarer Gewalt Alleinherrschaft an sich zu reissen suchte, zu verjagen, und seine Anhänger zu züchtigen, ohne dadurch die verworrene Lage des Staats zu verbessern. Es war ein Glück für Athen, daſs ein Mann aus der Mitte der angesehenen Bürger auftreten konnte, welchem Weisheit, Kraft und Wille verliehen waren, die nöthige Umschaffung schnell zu beginnen und glücklich zu vollenden. Solon hieſs dieser weise Mann. Ihm wurde von dem Volke von Athen die Würde eines obersten Richters und Gesetzgebers übertragen; die Königskrone schlug er aus, ob sie ihm gleich eben so einstimmig als dringend dargeboten war. In diesem Manne lag ein Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, die er in früheren Jahren auf Handelsreisen, und weiterhin in dem Umgange mit den weisesten und tugendhaftesten Männern von Griechenland gesammelt, und sogar durch Verbindungen mit den Priestern in Aegypten vermehrt hatte. Als Kaufmann hatte er Vermögen erworben, und schon seine Abstammung von den alten Königen gab ihm einiges Gewicht, welches sein

hoher Grad von Bildung und der trefflichste Charakter rechtfertigte. Ihm gelang es, Athen eine bessere Verfassung zu geben.

Die oberste Gewalt war, nach Solons Verordnung, in den Händen des versammelten Volkes, und bei diesen Versammlungen, worin über Krieg und Frieden, über Bündnisse, Auflagen, Gesetze berathschlagt werden mufste, hatte jeder Bürger Zutritt. Ein Rath von vierhundert Männern aus den vier Klassen, welche, nach Solons Eintheilung, die sämmtlichen Bürger von Attika in sich fafsten, ausgehoben, leitete die Berathschlagungen auf diesen Versammlungen. Das Einkommen von den liegenden Gütern bestimmte die Klasse, worein jeder gehörte. Wer 500 Maas Weizen oder Oel jährlich ärntete, stand in der ersten Klasse; 300 Maas gaben einen Platz in der zweiten; 200 in der dritten Klasse; die Armen machten die vierte Klasse aus, und konnten nicht zu Aemtern gelangen. Vor dem funfzigsten Jahre war in der Volksversammlung Niemand fähig, seine Stimme zu den Entscheidungen abzugeben. Wenn ein Gegenstand in der Volksversammlung besprochen und entschieden werden sollte, so war es erlaubt, über solchen entweder für oder dagegen öffentliche Reden an das Volk zu halten; jeder Redner mufste sich vorher, ehe er auftreten durfte, eine strenge Untersuchung seines Lebens gefallen lassen. Das versammelte Volk besetzte die obrigkeitlichen Aemter, und ihm mufsten die Staatsbeamten Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen. Nur die Reichen konnten Aemter suchen und erhalten; die bedeutendsten wurden alljährlich durch Wahl, geringere durch das Loos besetzt. In dem Rath der Vierhundert hatten neun Archonten den Vorsitz. Um die von

Aemtern ausgeschlossene arme Klasse von Bürgern zu entschädigen, konnte sie sich zu der Besetzung der obern Gerichtshöfe — an welche sich jeder, der mit dem Ausspruch jener Archonten nicht zufrieden war, wenden durfte — stellen, und hier entschied das Loos. Zu Wächtern über diese Gesetze und über die Sitten wurde eine Anzahl von Männern bestellt, die lebenslang ihre Stellen behielten, und unter dem Namen des Areopagus allgemein verehrt wurden. Archonten, deren Amtszeit geendiget war, und die sich darin mit ausgezeichneter Rechtschaffenheit betragen hatten, mufsten als Mitglieder des Areopagus angestellt werden. Wer es wagte, in dem Staate von Athen nach Alleinherrschaft zu streben, wurde getödtet; jeder Bürger kann einen solchen Gewaltsüchtigen und seine Helfer ermorden. Sobald ein Tirann auftritt, müssen alle Rathsglieder sogleich von ihren Aemtern abtreten, und wer dies nicht thut, kann von dem gemeinsten Bürger straflos getödtet werden. Diese Verordnung war sicher ein kräftiges Mittel, das Volk aufmerksam auf seine Freiheit zu erhalten.

Die Person des Bürgers betrachtete Solon als einen Theil des Staats, als Mitglied einer Familie, die dem Staate angehört, als Mitglied einer Gesellschaft, auf deren Rechtlichkeit und Sittlichkeit die Kraft des Ganzen beruhte. Nach diesen Grundsätzen bestimmte er die Rechte der Einzelnen im Staate. Kein Bürger durfte beleidigt werden, und war der Beleidigte arm, und von niedrigem Stande, so verpflichtete das Gesetz jeden andern Bürger, den Beleidiger öffentlich zu belangen. Was dem Geringsten Leides geschah, wurde angesehen, als wäre es dem Staate selbst zugefügt. Den Gebrauch der Freiheit eines Bürgers konnte nur das Gesetz auf

kurze Zeit hemmen. Niemand, der das Bürgerrecht zu Athen genoſs, durfte seine Freiheit verpfänden; eben so wenig konnte er über die Freiheit seiner Söhne etwas Nachtheiliges bestimmen. Töchter und Schwestern durften unter gewissen Umständen verkauft werden. Der Mörder wurde getödtet, der Selbstmörder entehrt; er wurde angesehen, als habe er dem Staat einen Bürger entzogen. Man begrub seine Hand an einem besondern Orte. Für den Vatermord allein bestimmte Solon keine Strafe, denn dieses Verbrechen hielt er für so unnatürlich, daſs es in seinem Staate nie vorfallen könnte. Gestraft wurde der Verläumder, und so auch der, welcher von einem Verstorbenen Böses sprach. Gegen Bedrückungen war der Bürger durch mehrere Gesetze geschützt. Man konnte einen des Diebstahls beschuldigen und vor die Richter führen; aber eine harte Geldbuſse stand darauf, wenn die Anklage unerwiesen blieb.

Nach Solons Verordnung war es nicht leicht, das Bürgerrecht von Athen zu erlangen; aber sie erlaubte dennoch, fremde Kinder anzunehmen, denen die Rechte der Väter, von welchen sie an Kindesstatt aufgenommen wurden, zustehen sollten; sie gebot sogar, daſs, wenn ein Bürger ohne Nachkommen stürbe, ihm die Obrigkeit einen Nachfolger bestimme, der seinen Namen führe und die Familie fortpflanze. Die nämliche Obrigkeit ward auch zum Schutze und zu der Versorgung der Waisen und Wittwen verpflichtet.

Nur im dringendsten Nothfall war es erlaubt, liegende Güter einer Familie zu veräussern; dieses weise Gesetz sollte verhüten, daſs nicht einige reiche Leute zu viel liegendes Vermögen

an sich rissen, und die Zahl armer Bürger vermehrten. Dem thörichten Verschwender der väterlichen Erbschaft wurde ein Theil seiner Bürgerrechte entzogen. Ueber die Erbfolge verbreitete sich Solon's Gesetzgebung umständlich. Erhaltung der Familien und Beschützung des Vermögens ihrer Mitglieder war dabei seine Hauptabsicht. Solon setzte Strafen auf Müssiggang; er verordnete, daſs jeder Bürger von dem Areopagus angehalten werden solle, zu beweisen, wovon er sich nähre; jeder sollte berechtigt seyn, Handwerk, oder Kunstgewerbe zu treiben, und wer es versäumte, seinen Sohn in einem Erwerbszweige von der Art unterrichten zu lassen, verlohr seine Ansprüche auf die Verbindlichkeit des Sohnes, den Vater im Alter zu unterstützen. Ueber die Erziehung der Jugend breiteten sich ferner Solon's Gesetze aus. Ich werde davon weiterhin sprechen. Gute Sitten betrachtete dieser weise Gesetzgeber als Hauptstützen seines Staates; er war daher in Allem, was diese verletzte, sogar streng. Schlechte Sitten auch des geschicktesten Mannes, von welchem Stande er sey, schlossen ihn von allen Aemtern, sogar von der öffentlichen Versammlung aus. Feigheit sollte hart bestraft werden; Bescheidenheit, Anstand, wurden empfohlen, und gesetzlich, besonders von denen verlangt, welche Aemter bekleideten. Gegen diese waren seine Gesetze um desto strenger und unerbittlicher, je höher dergleichen Männer standen. Solon verordnete sogar, daſs ein Archont zum Tode verurtheilt werden sollte, wenn er es wagte, betrunken mit den Zeichen seiner Würde öffentlich zu erscheinen.

Ich muſste wenigstens eine geringe Skizze von den Gesetzen des weisen Solon's hier einschalten, weil ohne diesen Vorbegriff so Vieles von

dem, was nachfolgt, unverständlich bleiben würde; jetzt ergreife ich den Faden der Geschichte wieder.

Solon liefs sich von dem ganzen Volke von Athen die eidliche Versicherung geben, dafs hundert Jahre lang nichts an seinen Gesetzen geändert werden sollte. Sie wurden erst in der Burg von Athen so aufgestellt, dafs sie Jedermann lesen konnte; hernach in verschiedenen öffentlichen Gebäuden, zu welchen jeder Wifsbegierige Zugang hatte. Den Fragen, Zweifeln, Lobpreisungen, Vorwürfen und Vorschlägen endlich auszuweichen, die Solon täglich belästigten, entschlofs er sich zu einer Reise, wozu ihm auf zehn Jahre Urlaub gegeben wurde. Bis zu seiner Rückkehr, so gelobten die Athener feierlich, sollte nichts an seinen Gesetzen geändert werden. Auf dieser langen Reise machte sich Solon besonders mit der Weisheit der ägyptischen Priester bekannt.

Aber wie verändert traf er sein Vaterland bei seiner Heimkehr an? Aufs neue herrschte Partheisucht, so sehr wie ehemals, und an der Spitze der Volksparthei stand ein listiger, durch Geburt, Gestalt, Geisteskraft, Bildung, Vermögen ausgezeichneter Mann, Pisistrat. Solon's Bemühungen, den Zeitpunkt, wo sich dieser der Alleingewalt bemächtigen würde, zu entfernen, bewirkten vielmehr dessen Beschleunigung; das Volk selbst gab seinem Günstling eine furchtbare Leibwache, um ihn vor andern Nachstellungen zu beschützen, und Solon hatte den einzigen Trost, die Sklaverei seines Vaterlandes nicht lange zu überleben. Nur siebzehn Jahre regierte Pisistrat in Athen, unter abwechselndem Glücke, zweimal vertrieben durch seine Gegner, zweimal wieder eingesetzt in seine Stelle;

sein Leben war in der That dem Wohl des Vaterlandes gewidmet, seine Handlungen zeichnete Mäſsigkeit, Weisheit und der beste Wille, zu nützen und wohlzuthun, aus. Er verschönerte Athen durch öffentliche Gebäude, lieſs eine neue Ausgabe der Gedichte des Homers besorgen, und eine Sammlung der besten gelehrten Werke früherer und damaliger Zeit, welche zu dem Gebrauche der Bürger in öffentlichen Sälen aufgestellt wurden. Ihm gab das Volk die Versicherung, die höchste Gewalt solle bei seinen Nachkommen bleiben, und so folgten ihm seine Söhne, Hippias und Hipparchus. Auch sie regierten weise; nur eine unüberlegte Beleidigung, welche Hipparch an zwei jungen, durch die innigste Freundschaft verbundenen, Athenern verübte, gereichte beiden zum Untergange. Harmodius und Aristogiton hieſsen diese beiden Freunde, welche, von Rache beseelt, sich verschworen, dem Staate durch Aufopferung dieser beiden Oberhäupter die Freiheit wieder zu geben. An dem Feste der Panathenäen, wo jeder Bürger Athens bewaffnet erscheinen durfte, verbergen sie ihre Dolche unter Myrthenzweigen, nähern sich den beiden Fürsten, und es gelingt ihnen, den Hipparch niederzustoſsen. Die Leibwache tödtet den Harmodius; Aristogiton wird ergriffen und gefoltert, um seine Mitverschwornen anzugeben. Hippias ist selbst dabei; der Standhafte spricht nur Namen von den innigsten Freunden des Hippias aus, die sogleich getödtet werden. Ich sterbe, ruft der Gemarterte endlich dem Tirannen zu, mit dem Troste, dich um deine besten Freunde gebracht zu haben.

Hippias wurde von Stund an wirklich Tirann, nach drei Jahren aber verjagt. Athen

wurde wieder ein Freistaat. **Klisthenes** hiefs der Befreier des Vaterlandes, ein rechtlicher Mann, der, sobald die Ruhe hergestellt war, den Einrichtungen und Gesetzen des weisen Solon wieder neue Gültigkeit verschaffte. Aufgehoben hatten solche selbst Pisistrat und seine Söhne nicht. Doch brachte Klisthenes Neuerungen von Bedeutung auf, welche von Folgen waren. Er hob, unter andern, die Eintheilung des ganzen Volkes in vier Klassen auf, und veranstaltete eine andere in zehn Klassen, aus denen jährlich 500 Senatoren erwählt wurden. Jede Klasse gab dazu funfzig. Jede Klasse erhielt ihre eigenen Vorsteher, Gerichtshöfe, Polizeidiener, hielt ihre Versammlungen besonders, jede bildete gleichsam einen kleinen Freistaat in dem gröſseren. Nach und nach verlohr man die Absicht der Gesetze des weisen Solon's mehr und mehr aus den Augen, alle Bande wurden schlaffer, und Verderbniſs der Sitten riſs in dem gleichen Verhältnisse ein, in welchem die Gesetze ihr Ansehen verlohren. Die verstärkte innere Kraft des Staates hatte seine Bürger in Schlachten siegreich erhalten, diese Siege hatten groſse Reichthümer herbeigeführt, und durch ihren Glanz ward alte Sitteneinfalt verscheucht; sie öffneten der Zügellosigkeit die Schranken. Männer, die nach Herrschaft lüstern waren, reich, angesehen, beredt, tapfer, listig, mit jeder Gabe zu gefallen ausgerüstet, übten diese, nur um Verführer des Volkes zu werden und es täglich schlechter zu machen, indem sie seinen Launen täglich mehr schmeichelten. Einer der gefährlichsten von diesen war **Perikles**. Seine Laufbahn begreift den Zeitraum von dem Jahre 444 bis 404 vor Christi Geburt.

Die Jahre von der Verjagung des Hippias

durch Klisthenes bis zu der Staatsverwaltung des Perikles, von 510 bis 444 vor Christi Geburt, erhoben das Volk von Athen zu dem glänzendsten Ansehen, es waren die Jahre seines kriegerischen Ruhmes. Der vertriebene Hippias war zu dem Perserkönig Darius geflohen, und der Wunsch, sich an seinem Vaterlande zu rächen, mag dem Wunsche jenes mächtigen Königes, sich das freie Athen und Griechenland überhaupt zu unterwerfen, entgegen gekommen seyn. Ueberdies hatten die Städte von Jonien das persische Joch abgeschüttelt, und Athen war bei dieser Empörung nicht ohne Theilnahme geblieben. Darius sendete Herolde nach Griechenland, sobald er Jonien wieder bezwungen hatte, welche die Unterwerfung der Griechen fordern sollten. Auch nach Athen und Sparta kamen diese, und verlangten im Namen des Königes Land und Wasser. Viele Städte und Inseln unterwarfen sich, Athen und Sparta warfen die Herolde in tiefe Brunnen, und die Athener, noch stolzer als die Bürger von Sparta, liefsen sogar den Dolmetscher tödten, der ihnen die Worte des Perserköniges erklärte, weil er die griechische Sprache dadurch besudelt habe.

Darius befahl seinem Feldherrn Dates, mit 100,000 Mann Fufsvolk und 10,000 Reitern in Attika einzufallen, Athen zu zerstören und die Einwohner als Sklaven fortzuführen. Wie klein war dagegen die Macht von Athen; man suchte Hülfe bei den übrigen griechischen Staaten, die Spartaner allein versprachen solche; Athen brachte aus jeder Abtheilung der Bürger 1000 Mann zu Fufs, also 10,000 auf; das war, mit einer Verstärkung von 100 Mann, welche die Stadt Platea sendete, Alles, was man jener furchtbaren Anzahl persischer Krieger entgegen stellen konnte.

Die kleine Schaar der Athener rückte sogleich aus, dem Feind entgegen; dieser hatte sich in einer Ebene, bei Marathon, gelagert, die westlich von dem Meere begrenzt, an den übrigen Seiten von Bergen eingeschlossen war. Miltiades, Themistokles, Aristides waren die Generale der Athener, deren Einflufs und Geschicklichkeit bei diesem kühnen Zuge überwiegend wurde. Sie verlangten, sobald sie dem Feind im Gesichte standen, ihn anzugreifen, und ihr Vorschlag wurde von dem Obergeneral Callimachus, der Einrede der übrigen Anführer ungeachtet, genehmigt. Miltiades erhielt die oberste Leitung des Angriffs. Die ewig denkwürdige Schlacht bei Marathon begann, und die Perser wurden von dem kleinen Häuflein geschlagen; 64,000 Mann waren des Todes Beute, sie wurden theils in dem Gefechte getödtet, theils in einen Sumpf gejagt, der sie verschlang, theils in das Meer, dem sie zueilten, um sich in ihre Schiffe zu retten. Von den Athenern blieben 192; Miltiades ward verwundet; zwei Anführer der Athener, Stesileus und Callimachus, wurden getödtet. Der Tag der Schlacht war der 29. Sept. des Jahres 490 vor Christi Geburt. Am folgenden Tage trafen 2000 spartanische Hülfstruppen auf dem Schlachtfelde ein.

So allgemein war damals noch in Athen das zarteste Ehrgefühl, dafs die Bürger zwar den in der Schlacht Gebliebenen Ehrensäulen errichten, und die Schlacht selbst in Gemälden darstellen liefsen, die in den volkreichsten Hallen der Stadt aufbewahrt wurden; aber Einzelnen alle Auszeichnung verweigerten. Nicht einmal einen Lorbeerkranz verwilligte die Volksversammlung dem Miltiades, Aristides, Themistokles, und doch hatten sie die Stadt gerettet, und der er-

stere bat darum. „Wenn du, sagte ein gemeiner Bürger zu diesem Helden, die Perser allein schlägst, soll dir allein ein Kranz zu Theil werden." Billiger dachte das versammelte Griechenland bei den Spielen zu Olympia, wo sich, als Themistokles, der Besieger der Perser, erschien, Alles drängte, ihn zu sehen, ihm Lorbeerkränze zu weihen, und Blumen ihm darzubringen.

Aber noch mehr; diese rauhe, kalte Tugend und Geistesstärke, welche damals die Bürger von Athen zu Helden machte, verleitete sie auch zu Ungerechtigkeiten, besonders gegen die Männer, deren steigendes Ansehen sie für ihre Freiheit gefährlich glaubten. Miltiades war noch nicht geheilt von seinen Wunden, als man ihn des Verbrechens beschuldigte, nach der höchsten Gewalt gestrebt zu haben. Dazu kam, dafs er in einer Unternehmung gegen die Insel Paros weniger glücklich war, als man erwartete; persisches Gold sollte ihn bestochen haben; das Volk verurtheilte ihn zum Tode. Der Rath widersetzte sich diesem Urtheil und verwandelte es in eine Geldstrafe, die der redliche Feldherr nicht bezahlen konnte. Im Gefängnifs starb er. Aristides, den ganz Athen den Gerechten nannte, sollte sich eines gleichen Strebens nach der obersten Gewalt schuldig gemacht haben; er wurde des Landes verwiesen.

Aber Darius in Persien säumte nicht, ein neues furchtbares Heer zu sammeln, um Athen zu bestrafen und Griechenland zu bezwingen. Der Tod ereilte ihn, noch ehe seine Zurüstungen geendiget waren. Der Nachfolger, Xerxes, setzte diese eifrig fort, und in dem Jahre 480 vor Christi Geburt zog er selbst mit ungeheurer Heeresmacht aus. Ueber die Meerenge, welche Asien von Europa scheidet, mufs-

ten Schiffbrücken geschlagen werden; sieben Tage und sieben Nächte währte der Zug der Soldaten über dieselben, und einen vollen Monat brauchte die Wagenburg und der Armeetrofs, um überzugehen. Das Heer bestand aus einer Million und siebenmal hundert tausend Kriegern zu Fufs und 80,000 zu Pferd; 20,000 Araber und Lybier führten die Kameele und Wagen, welche das Gepäcke trugen. Diese Landmacht wurde von 1207 Schiffen mit drei Reihen von Ruderern, welche zusammen bis 250,000 Mann halten konnten, unterstützt; 3000 Lastschiffe mit ungefähr einer gleichen Anzahl Menschen wie jene dreiruderigen, waren mit Bedürfnissen aller Art befrachtet. Dieses Heer von Asiaten und Afrikanern verstärkte sich noch durch 300,000 Krieger aus den europäischen Provinzen des persischen Reiches; die Inseln mufsten 120 Galeeren bewaffnen; — so dafs, alles Gefolge, allen Trofs, Anhang, Nachzug, mitgerechnet, nach dem Zeugnifs der Alten, an fünf Millionen Menschen in Bewegung gesetzt waren, um dem König der Könige (S. die Gemälde der Vorzeit 1 B. S. 160) einen neuen Siegeskranz zu flechten.

Die Athener, im Einverständnifs mit den Spartanern, bemühten sich, dieser Macht die vereinten Kräfte von ganz Griechenland entgegen zu setzen; sie veranstalteten eine allgemeine Versammlung, und ihre Gesandten suchten in allen Städten und Gegenden kriegerischen Muth zu verbreiten. Sogar bis nach Sicilien sandten sie Boten, um den König Gelon von Syrakus zur Theilnahme an ihrem Kriege gegen die Perser zu bewegen. Aber hier und anderwärts wollte es mit diesen Hülfegesuchen nicht gelingen, und nur eine kleine Anzahl von Städten

und Bezirken traten dem Bunde bei. Themistokles war die Seele des Ganzen; es wurde beschlossen, Leonidas aus Sparta sollte dem Heere des Xerxes den Gebirgpaſs von Thermopylä streitig machen, und die griechische Seemacht, wozu die Athener die gröſste Anzahl von Schiffen gaben, die persische in der Meerenge von Euböa erwarten. Die ganze griechische Flotte bestand aus 280 Schiffen. Sie fuhr an den Ort ihrer Bestimmung. Leonidas nahm 300 Spartaner mit und besetzte den Paſs von Thermopylä.

Xerxes säumte nicht, anzugreifen, allein die Handvoll Griechen vertheidigte sich, wie es Helden ziemt, und der erstaunte Perserkönig vermochte nicht durchzudringen, bis Leonidas, der noch vorher sogar das persische Lager angegriffen, und mit Feuer und Schwert darin gewüthet hatte, mit den Seinigen geblieben war. Eines von meinen Blättern zeigt den Helden, wie er mit seiner auserwählten Schaar das letzte Opfer bringt, und sich mit ihr dem ewig ruhmvollen Tode für das Vaterland weihet.

Zwischen der griechischen und persischen Seemacht kam es zu gleicher Zeit zu Gefechten, welche aber ohne bedeutende Folgen blieben; die griechischen Schiffe zogen sich endlich, auf die Nachricht der Einnahme von Thermopylä, nach der Insel Salamis zurück. Das griechische Landheer stellte sich auf der Landenge bei Korinth. Athen sah sich dadurch der Wuth der Perser blos gegeben; denn nun wurde die Landschaft Attika der Schauplatz des Krieges. Themistokles gab daher seinen Mitbürgern den Rath, ihr Land und ihre Stadt zu verlassen, Weiber und Kinder anderwärts in Sicherheit zu bringen, und alle ohne Ausnahme zur See zu

fechten. Nur Greise und einige Wenige blieben zur Vertheidigung der Burg von Athen zurück; Weiber und Kinder wurden in Schiffen nach Trözene, Aegina und Salamis geführt; alle waffenfähige Männer begaben sich auf die Flotte.

Xerxes zog in dem Lande Attika und in Athen ein, liefs die Zurückgebliebenen tödten, eroberte die Burg, plünderte und verbrannte die Stadt.

Die persische Flotte näherte sich indessen der griechischen, jene 1207 Schiffe, diese 280 stark. Xerxes selbst sah von einer nahe gelegenen Anhöhe herab dem Gefechte zu. Enger Raum war den Griechen günstig, den Persern nachtheilig, denn sie konnten ihre Ueberzahl an Schiffen nicht benutzen. Sie wurden gänzlich geschlagen, verlohren sehr viele Schiffe und Mannschaft, und flohen.

Xerxes hatte schon den Muth verlohren; er gab der Flotte Befehl, zurück zu kehren und seine Brücke zu bewachen, die ihn mit seinem Heere wieder nach Asien bringen könnte. Die griechischen Schiffe verfolgten jene bis an die Insel Andros. Das persische Heer zu Lande war durch Mangel und Krankheiten beträchtlich vermindert worden; Xerxes liefs seinen Schwager Mardonius mit 300,000 Mann in Thessalien zurück, mit dem Auftrag, den Krieg fortzusetzen. Er selbst wollte mit dem Ueberrest über jene Brücke nach Asien zurück eilen; aber ein Sturm hatte sie zerstört, und der König der Könige sah sich genöthiget, in einem kleinen Boote über das Meer zu setzen.

Mardonius sah bald das verbündete Heer der Griechen, welches bis auf 110,000 Mann angewachsen war, dem seinigen gegenüber, und in der Nähe der Stadt Platäa kam es zu einem

Treffen, worin er selbst blieb, sein Heer aufgerieben, und sein Lager geplündert wurde. Die reiche Beute dieses Lagers legte den Grund zu dem schnell einbrechenden Verderben Athens.

Von hier an stieg der Stolz und Uebermuth der Bürger Athens auf das Höchste; sie beleidigten ihre Bundesgenossen durch Herrschsucht und straften sie, wenn sie von dem Bunde abfielen, durch Unterjochung. Athens Bürger waren von da an in beständigem Kriege, und ihr Plan deutete auf nichts Geringeres, als den übrigen Staaten von Griechenland die Freiheit zu rauben. Diesen Endzweck zu erreichen, hielten sie bald alle Mittel für erlaubt, schlossen Bündnisse, um sie zu brechen; halfen Empörern gegen ihre rechtmäſsigen Herren; unterstützten einen Staat im Kampfe gegen den andern, um beide aufzureiben, und entehrten sich durch zahllose Ungerechtigkeiten. Während sie in Asien, Afrika und Europa Kriege führten, sendeten sie starke Kolonisten-Schwärme in entfernte Gegenden, und erweiterten den Seehandel. Der Ruhm Athens erlangte die höchste Ausbreitung, als Artaxerxes, König von Persien, von Cimon, des Miltiades Sohn, gezwungen, sogar um Frieden bitten, und diesen auf die schimpflichsten Bedingungen eingehen muſste. Aber auch Ehrgeiz, Starrsinn, Stolz und Wankelmuth des Volkes von Athen stiegen nun immer höher; die Sitten sanken immer mehr, und Leichtsinn, der bald nicht mehr zu zügeln war, ging in Verbrechen aller Art über. Ein einziger recht geschickter Schmeichler der Volkslaune fehlte noch, um Athen, indem er seinen Glanz vollendete, durch diesen selbst zu Grunde zu richten, und der fand sich bald. Es war der reiche, vornehme, mit allen Gaben

und Vorzügen ausgestattete Perikles. Aristides war gestorben, Themistokles verjagt, Cimon, der jetzt Athens Bürger leitete, oft abwesend, als Perikles zuerst auf der Rednerbühne erschien, und durch Beredsamkeit alle Gemüther erschütterte. So schwang er sich zu der obersten Gewalt empor, die er 40 Jahre lang behauptete. Weit entfernt, den Bürgern das eingebildete Glück ihrer Freiheit zu rauben, schien er solche dadurch vielmehr sichern zu wollen, dafs er alle alten Formen der ersten Verfassung beibehielt, und sich in Allem so weise betrug, dafs er sogar den Schein vermied, als sey er es, der Alles lenke. Da er selten zum Volke sprach, so war er seines Sieges nur desto gewisser, und die allgemeine Liebe und Achtung ging bald in eine hohe Ehrfurcht über. Der Athener, in Empfindung und Ausdruck überspannt, sprach von ihm wie von einem höhern Wesen; Jupiter hat ihm seine Blitze geliehen, hiefs es, wenn er als Redner auftrat. Perikles hob Athen's Gröfse unstreitig auf die höchste Stufe, und unter seiner Leitung der Staatsangelegenheiten erlangten Wissenschaften und Künste den Glanz, der diesen Zeitraum als ein späterhin nie wieder erreichtes Muster für andere Staaten in dem Geschichtsbuche der Menschheit aufgestellt hat. Die Stadt, welche in dem persischen Krieg ein Raub der Flammen geworden war, erstand in neuer Herrlichkeit und wurde von Perikles jährlich mehr verschönert.

Die Uebermacht und der Uebermuth der Athener, die den übrigen Staaten Griechenlands stets lästiger wurden, veranlafsten endlich ein Bündnifs derselben gegen Athen, an dessen Spitze die Spartaner standen. Es erhob sich ein unseliger Krieg, der viele Jahre mit abwechselndem

Glücke geführt wurde, und mit der Besiegung der Athener endigte. Zu den vielen Uebeln des Krieges, dieser Pest der Menschheit, gesellte sich auch noch die natürliche Pest, die ein Handelsschiff nach Athen brachte, und welche dort viele tausend Einwohner hinwegraffte. Auch Perikles starb an dieser schrecklichen Krankheit, und sein Tod war der härteste Verlust, den der Staat erleiden konnte. Nach ihm lenkten Andere das Staatsruder, unter welchen ein Verwandter des Perikles, Alzibiades, der Bedeutendste war. Sehr jung noch erhielt er grossen Einflufs und verleitete seine Mitbürger zu der eifrigsten Fortsetzung des Krieges gegen die Bundesgenossen. Ehrgeiz machte ihn kühn, und glücklicher Erfolg übermüthig; er zog Athen gewaltsam mit sich in das Unglück, das auch ihn selbst ereilte. Er ward des Landes verwiesen, und starb im Elend durch Verrätherei. Die Spartaner rückten endlich vor Athen und eroberten die Stadt nach einer sechsmonatlichen Belagerung; die Sieger waren noch grofsmüthig genug, die Stadt selbst nicht, nach damaliger Sitte, zu zerstören, sondern nur ihre Mauern niederzureifsen und unter den schimpflichsten Bedingungen Frieden zu schliefsen. Dreifsig Männer wurden als oberste Staatsbeamte eingesetzt; sie verwandelten sich bald in eben so viele Tirannen, welche mit Gut und Blut der Einwohner, die in die tiefste Sklaverei versunken waren, nach Gefallen schalteten. Nur acht Monate lang bestand diese Schreckensperiode, und doch wurden in derselben mehr als 1500 Bürger hingerichtet, um sich ihres Vermögens bemächtigen, oder Privathafs sättigen zu können. Dreihundert spartanische Truppen dienten diesen Tirannen zum Schutze. Die meisten gutgesinn-

ten Bürger verliefsen lieber Vaterland und Vermögen, um frei zu leben. Aber nach acht Monaten erhob sich der Freiheitssinn; die Tirannen wurden getödtet, und nach zwei Jahren machte sich Athen und Attika wieder frei von dem Joche der Spartaner.

Der Zeitraum des Perikles ist es, welchen ich ausheben mnfs, wenn ich meinen Lesern eine Skizze von dem Haushalte der Athener entwerfen will.

Ich schicke noch Einiges über die Beschaffenheit des Landes Attika und der Stadt Athen selbst voraus. Die Landschaft Attika bildete eine Halbinsel, die östlich und südlich von dem ägäischen Meere, westlich von dem saronischen Meere begrenzt wurde, und gegen Westen auch noch an Megara, gegen Norden an Böotien stiefs. Der ganze Flächenraum mochte ungefähr 38 deutsche Quadratmeilen betragen. Das Land ist gebirgig und an sich wenig fruchtbar; aber Fleifs und Betriebsamkeit veredelten den Boden und zwangen ihn, von dem schönen Klima unterstützt, Wein, Korn, Oel, Gemüse, Südfrüchte und dergl. zu bringen, und nützliche Heerden zu nähren. Unter den Gebirgen des Landes zeichnete sich der Berg Hymettus als Aufenthalt sehr vieler Bienen aus, deren Honig für den besten in Griechenland gehalten wurde. Gesetze, Fleifs, Handlung und die äusserst gesunde Luft bewirkten schnell die zunehmende Bevölkerung, welche der kleine Bezirk bald nicht mehr fassen konnte. Zahlreiche Auswanderungen ersetzten sich sehr bald wieder. Zwei kleine Flüsse, Cephissus und Ilissus, durchströmten das Land; der Bach Eridanus fiel in den letztern.

Athen, fast in der Mitte der Halbinsel Attika, breitete sich auf einer Ebene aus, welche

von Hügeln und Bergen begrenzt wurde. Die Lage der Stadt gewann durch diese Umgebung; diese Hügel zeugten von dem Fleifs der Bewohner durch Wein- und Olivengärten und Lorbeerwälder, von welchen sie bedeckt waren; die hinter ihnen sich erhebenden rauheren und hohen Berge bildeten eine Mauer um die Ebene, und dehnten sich südlich bis an das Meer aus. Der Cephissus und Ilissus umflofsen die Stadt; beide waren unbeträchtliche Küstenflüsse, die im Sommer vertrockneten und, besonders der erstere, häufige morastige Lachen zurückliefsen.

Athen begriff drei Theile in sich; die Burg, die auf einem Felsen lag; die Stadt, welche diesen Felsen rings umgab; und die Seehäfen Phaleros, Munychia und Pyräeus, welche durch zwei sehr lange und dicke, mit Thürmen besetzte Mauern, mit der Stadt in Verbindung gebracht waren. Die ganze Umkreisung, der ganze Mauerkreis mochte gegen vier deutsche Meilen betragen; die Stadt an sich hatte gegen zwei deutsche Meilen im Umkreise. Die erste Anlage der Stadt war auf jenem Felsen, den nachher die Burg einnahm; nur an der südwestlichen Seite war dieser Fels zugänglich, man hatte ihn aber dennoch ganz mit Mauern umschlossen, welche auch, nach der Vergröfserung der Stadt in der Ebene, noch stehen blieben. Mehrere Anhöhen und Hügel, welche sich in dem Bezirke der Stadt befanden, machten den Boden derselben beträchtlich uneben. Sie enthielten einige Quellen, die man zu dem Wasserbedarf in der Stadt fafste; allein sie waren zu schwach, um ganz Athen mit Wasser zu versorgen; man mufste daher Brunnen und Zisternen anlegen, worin Wasser aufgefangen wurde. Die Hauptsorge dabei war, es kühl zu erhalten.

Athen hatte enge, krumme Strafsen, und meistens kleine, unansehnliche Häuser; von den gröfseren und prachtvolleren sah man wenig, weil ein schmaler, langer Eingang mit hohen Mauern, oder ein wohl verwahrter Hof den Anblick erschwerte. Die meisten Strafsen waren dunkel, schmutzig, unbequem; eine üble Gewohnheit, die obern Stockwerke immer um etwas weiter heraus zu bauen, verursachte diesen Uebelstand. Die Alten sagen: der Fremde konnte in den ersten Anblick Athen in Athen suchen; er mufste sich an die überaus herrlichen öffentlichen Gebäude, Tempel, Hallen, richterliche Versammlungshäuser, Theater u. s. w. wenden, wenn er den Ruf rechtfertigen wollte, welchen diese damals so berühmte Hauptstadt der Welt im Auslande behauptete. Dergleichen Gebäude waren in der That das Trefflichste und Geschmackvolleste, was man sehen konnte, und vereinigten in sich Pracht und Kunst in einem hohen Grade. Unter den Tempeln zu Athen war der Minerva-Tempel auf der Burg, bekannt unter dem Namen des Parthenon, einer der ausgezeichnetsten; von ihm sind noch merkwürdige Trümmer übrig; ich will ihn meinen Lesern durch eine Abbildung versinnlichen, und seine Beschreibung hinzufügen, um ihnen einen allgemeinen Begriff von dergleichen der Gottheit geweihten Gebäuden der Griechen zu geben. Man mochte sich Athen nähern, von welcher Seite man wollte, zu Wasser oder zu Lande, so sah man das Parthenon sich über Stadt und Burg erheben. Es war aus weifsem Marmor, den der Berg Pentelikos in Attika so vorzüglich lieferte, aufgeführt, in dem Baugeschmack oder Styl, welchen man den dorischen nennt. Dieses kostbare Gebäude, ein Denkmal des edlen Geschmacks in

dem Zeitalter des Perikles und unter der Staatsverwaltung desselben aufgeführt, war ein längliches Viereck, von hundert Fufs Breite, zweihundert sieben und zwanzig Fufs Länge und ungefähr neun und sechzig Fufs Höhe. An den beiden Hauptseiten war die Halle doppelt, an den andern nur einfach. Auf der vordern Aussenseite war ein festlicher Umzug zu Ehren der Minerva in kunstvoller erhobener Arbeit dargestellt. Den innern Tempelraum theilten zwei Reihen Säulen in drei Hallen ab. In dem Tempel stand die Bildsäule der Minerva, von der Meisterhand des Phidias. Diese berühmte Statue war 26 Ellen hoch; sie war im Helme, mit dem Schuppenpanzer auf der Brust, in einer langen Tunika, mit der Lanze in der einen — und einem Bilde der Siegesgöttin in der andern Hand, dargestellt. Der Schild lehnte an ihrer Seite. Die Siegesgöttin ist selbst 4 Ellen grofs. Die Theile des Körpers, welche sich ohne Hülle zeigten, waren von Elfenbein, nur die Augäpfel bestanden aus besondern, kostbaren, strahlenden Steinen; alles Uebrige war von dem reinsten Golde, und erreichte wohl den Werth von 3 Millionen Livres. Perikles, der seine Mitbürger genau kannte, gab dem Künstler den Rath, das Gold an seiner Arbeit so anzubringen, dafs man alle Theile abnehmen und wägen konnte, um bei dringenden Staatsbedürfnissen Gebrauch für das gemeine Beste davon machen zu können, und um sich zu rechtfertigen, wenn in der Folge der Neid mit der Beschuldigung auftrat, als habe der Künstler sich selbst davon Etwas zugeeignet. Weise war dieser Rath, denn jene Beschuldigung der Feinde des Phidias blieb nicht aus; sie mufsten aber beschämt zurücktreten. An dem Helme, auf

welchem oben ein Sphinx saſs, waren seitwärts zwei Greife angebracht; die Auſsenseite des Schildes zeigte in halberhobener Arbeit die Schlacht der Amazonen, und unter den Kämpfenden befand sich Perikles und Phidias selbst, jener mit ausgestreckter Lanze gegen eine von den weiblichen Heldinnen fechtend, dieser als alter Mann einen Stein schleudernd. Die innere Seite des Schildes zeigte den Kampf der Götter und Riesen; an der Bekleidung der Füſse konnte man die Schlacht der Lapithen und Centauren sehen, und an dem Fuſsgestelle eine Vorstellung von der Geburt der Pandora, und viele andere Gegenstände. Die Ausführung war auch in den kleinsten Theilen meisterhaft.

In dem Tempel der Minerva wurde ein reicher Vorrath an Kostbarkeiten aufbewhrt, Weihegeschenke von Gold und Silber, Kronen, Gefäſse, kleine Bildnisse der Göttin; Frauen von Athen brachten der Gottheit Ringe, Armbänder, Halsschmuck dar, und jeder Bürger, der Geld oder Kostbarkeiten hier besser als zu Hause verwahrt glaubte, konnte solche in diesem Schatze niederlegen. Besondere obrigkeitliche Personen wurden alljährlich zu Schatzmeistern darüber erwählt; sie muſsten genaue Verzeichnisse über diese Schätze führen, und solche ihren Nachfolgern übergeben. Die Namen derer, welche der Göttin Geschenke machten, wurden in eine, öffentlich aufgestellte, Marmortafel eingegraben. — Unter der Anzahl von mehr als 10,000 Häusern, welche Athen in sich faſste, waren die meisten von geringem Umfang, und bestanden nur aus zwei Stockwerken, wovon das untere die männlichen Hausbewohner, das obere die weiblichen inne hatten. Die

Dächer waren platt, eine Art von Altan, mit grofsen Vorsprüngen an dem Rande. Als der Geschmack an schöner Baukunst in Athen sich hob, wurden nach und nach sehr grofse und kostbare Gebäude von Privatleuten aufgeführt, welche zu der Verschönerung der Stadt dienten. Viele hatten nach hinten einen Garten, vorn einen kleinen Hof und öfter noch eine Art von bedecktem Gang, in dessen Hintergrunde die Thüre des Hauses sich befand. Dort hielt bisweilen ein Sklave Wache. Eine Bildsäule des Merkurs, die hier ihre Stelle hatte, oder ein Hund an der Kette, sollten Diebe verscheuchen. Auch befand sich gewöhnlich ein dem Apollo geweihter Altar an dem Eingange, auf welchem der Hausbesitzer an gewissen Tagen Opfer brachte. Die Wohnung der Frau und ihres weiblichen Gesindes war völlig getrennt von den Zimmern des Mannes; arme Leute, und solche vom Mittelstande, begnügten sich mit wenigen, aber bei reichen Leuten wurden ganze Reihen von Zimmern, Vorzimmern, Hallen, Sälen, Säulengängen erfordert. Da mufsten Säle für Gastmale, für grofse Festlichkeiten, für die Büchersammlung, für Gemälde- und Kunst-Kabinette in dem Raume des Hauses vorhanden seyn. Auch das Stallwesen nahm viel Platz ein, und alles war so angeordnet, dafs nur von den unbedeutendsten Gemächern Fensteröffnungen nach der Strafse gingen. In der Mitte der Hauptabtheilungen waren gröfsere oder kleinere, oft mit Rasen belegte, Höfe, und alle Gemächer befanden sich in den Zeiten des fortgerückten Geschmacks zu ebener Erde. Gärten umgaben die Wohnung, und für Gastfreunde, welche beherbergt werden sollten, waren seitwärts in dem Bezirke

des Haus- und Gartenraumes besondere Gebäude angebracht.

Bei Reichen sah man sehr kostbares Hausgeräthe, an welchem Elfenbein und Gold verschwendet waren; geschmackvolle Wand- und Deckengemälde, reiche und künstliche Tapeten, Polster von der weichlichsten Art mit seidenen Teppichen belegt, und in den Zeiten des Luxus begnügten sie sich nicht mehr mit den Erzeugnissen des Kunstfleisses und der Industrie inländischer Arbeiter, sondern liefsen von fern her dergleichen Gegenstände der Ueppigkeit mit grofsen Kosten kommen, so z. B. Stühle aus Thessalien, Bettdecken aus Korinth, Kopfkissen aus Karthago, Thürvorhänge und Tapeten aus Babylon. Es ging auch in diesem Stücke in Griechenland, wie es überall geht, wenn Luxus und Ueppigkeit der Vernunft den Zügel entreissen; beide kennen keine Schranken mehr.

Der Grieche überhaupt, aber vorzüglich auch der Athener, gehörte zu den wohlgestaltetsten Menschen, und schöne Körper waren keine Seltenheit in dieser Stadt und ihrem Gebiete. Der lebhafte, rege Geist, unter einem schönen Himmel ausgebildet, erhob die Ebenmase des Körpers, und vollendete in dem Ganzen den Begriff von Schönheit, aus welchem Maler und Bildhauer ihre Ideale entwickelten, und von der Menschheit bis zum Göttlichen sich zu erheben wagten. Der Erziehung dankten der Grieche und die Griechin, dafs die Vorzüge, womit die Natur ihre Körper ausgestattet hatte, in ihrer Ausbildung keine Hindernisse fanden. Ich werde mich bald darüber umständlicher äufsern; vorher mag eine Schilderung der hochzeitlichen Gebräuche bei den Athenern kommen.

Die Athener heiratheten jung; Ehen zwischen leiblichem Geschwistern wurden als unrecht verworfen; aber zwischen Brüdern und Schwestern von verschiedenen Vätern und Müttern war eine eheliche Verbindung gültig. Vater und Mutter mufsten zur Heirath der Tochter ihre Einwilligung geben, und Brüder, Grofsältern, Vormünder traten in die Rechte der Aeltern, wenn diese nicht mehr lebten. Eben so wenig durfte der Sohn ohne den Willen des Vaters heirathen, und oft war es dieser, welcher jenem die Gattin aussuchte.

An dem Hochzeittage fertigte ein Staatsbeamter die Urkunde aus, worin das Heirathsgut und andere Verhältnisse bestimmt wurden. Der Bräutigam, von seinen Freunden und Aeltern begleitet, holte die Braut in ihrem väterlichen Hause ab. Er und sie, so wie alle, welche der Feier beizuwohnen sich eben daselbst versammelten, trugen prächtige Kleider, wovon die, womit sich die nächsten und besten Freunde schmückten, häufig Geschenke der Braut waren. Das Prachtkleid des Bräutigams war sogar eine eigene, oft sehr künstliche Arbeit der Braut, die selbst in ein feines, mit Purpur und Gold geziertes Gewand gekleidet war. Reiche Bräute trugen ein Halsgeschmeide von Perlen und kostbaren Steinen. Die Haare von Beiden flatterten um den Nacken, und düfteten von Salben; sie hatten Kränze von Mohnblumen und andern Pflanzen, welche der Venus heilig waren. Von der Wohnung der Braut ging das Paar mit grofsem Gefolge in den Tempel; für Wohlhabende und Reiche stand ein Wagen bereit, auf welchem die Braut und ihr zur Rechten der Bräutigam, ihr zur Linken ein Freund desselben Platz fanden. Neugierde trieb viele Zu-

schauer herbei, welche sich dem Zuge andrängten, Blumen auf den Weg streuten, und in mancherlei Lobpreisungen und Glückwünsche ausbrachen. „Es ist Apollo und Koronis; es ist Diana und Endymion; es sind keine Sterblichen!" so riefen die Zuschauer. — Andere sagten: „Zwei Tauben sah ich heute lange mit einander in der Luft schweben; auf einen Ast jenes Baumes setzten sie sich." Wieder andere sagten: „Möge ja keine einsame Krähe hier sich zeigen, die Unglückbringerin; sie mag fern den Verlust einer treuen Gefährtin bejammern."

An der Thüre des Tempels empfing ein Priester das Paar, und bot jedem von ihnen einen Epheuzweig; er führte sie zu dem Altare, wo eine junge Kuh geschlachtet wurde, um damit die Gottheiten zu versöhnen, von welchen die griechische Fabel sagte, dafs sie nie sich verheirathet hätten, und dem Ehestand ungünstig seyen. Auch zu Jupiter und Juno, zu dem Himmel und der Erde, zu den Lebensgöttinnen, zu den Grazien, zu Venus und Amor wurde gebetet. Wenn die Eingeweide der Opferthiere von dem Priester genau betrachtet und günstig waren, so erklärte er, dafs den Göttern diese Ehe angenehm sey. Bisweilen den Tag vor der Hochzeit, oft aber auch nach dem feierlichen Opfer legten Braut und Bräutigam jedes eine Locke von ihren Haaren auf dem Altar der Gottheit nieder, welcher sie in ihrem Jugendalter die meisten Wohlthaten schuldig zu seyn glaubten. Die Locke des Bräutigams wurde um eine Handvoll Kräuter geschlungen, die Locke der Braut um eine Spindel. Diese einfache Sitte war eine Anspielung auf die Zeit, wo der Mann sich vorzüglich mit Land-

bau, die Frau einzig mit häuslicher Arbeit sich beschäftigte.

Der Vater der Braut legte hierauf die Hand des Bräutigams in seiner Tochter Hand, und beide Vermählte schwuren sich ewige Treue.

Erst wenn die Nacht hereinbrach, ging der Zug von dem Tempel zurück nach des Bräutigams Wohnung. Chöre von Musikern, Sängern, Tänzern zogen voran, eine Menge Fackelträger begleiteten ihn, und erleuchteten die Szene; man hatte das Haus mit Blumengewinden und Blumenkränzen behangen und mit vielen Lichtern geziert. Wenn die Neuvermählten die Thürschwelle betraten, ward ihnen auf einen Augenblick ein Korb voll Früchte auf den Kopf gesetzt, womit ihr künftiger Wohlstand angedeutet werden sollte; von allen Seiten tönte zugleich der Name des Hymenäus. Unter diesem Zurufe, der den ganzen Abend hindurch oft erneuert wurde, ging die Gesellschaft in einen Festsaal, wo ein fröhliches Mahl sie erwartete, wobei Hochzeitgesänge abgelesen wurden.

Ein Knabe, der mit Zweigen von Hagdorn und Eichen halb verhüllt war, trug einen Korb voll Brod herbei, während er einen Gesang ertönen liefs, der sich so anfing: „Ich habe meinen ehemaligen Stand mit einem glücklicheren vertauscht." Nach ihm traten Tänzerinnen auf, in leichten Kleidern, mit Myrthen in den Haaren; ihr Tanz versinnlichte die Freuden der Liebenden, welche nun die Ehe vereinigt. Nach dem Tanze zündete die Mutter der Braut die Hochzeitfackel an, und begleitete ihre Tochter in das Brautgemach. Diese sollte sich noch vorher durch einige Sinnbilder an die Pflichten ihres neuen Standes erinnern

lassen. So z. B. mufste sie ein irdenes Gefäfs tragen, worin man Gerste röstete; eine Sklavin hielt ihr ein Sieb dar, und an der Thüre, an welcher sie vorbei ging, hing ein Mörser, worin Getreide zerstampft wurde. Der Bräutigam folgte nun der Braut. Vor der Brautkammer sammelten sich hierauf die Hochzeitgäste, und bezeugten ihre Freude durch wilden Lärm. Es schien, als wollten sie die Thüre gewaltsam öffnen; der Freund des jungen Ehemanns vertheidigte diese. Die Freundinnen der Braut machten durch ihre Ankunft dem Getöse ein Ende; sie sangen vor der Kammerthüre den Brautgesang. Er bestand in Lobeserhebungen der Braut und des Bräutigams, und in Wünschen für ihr ununterbrochenes Wohlseyn. „Ruhet, so schlofs der Gesang, ihr Glücklichen, in der Freude Schoos; wenn die Morgenröthe kommt, wollen wir wiederkommen, und von Neuem singen." Sobald der Morgen anbrach, versammelten sich die Hochzeitgäste vor der Kammer; die Mädchen kamen wieder, und weckten das junge Paar mit Gesängen.

Der folgende Tag wurde damit zugebracht, dafs die Neuvermählten Hochzeitgeschenke und Glückswünsche von ihren Freunden erhielten. Sie machten einander auch wechselsweise Geschenke. Ausgezeichnet waren gewöhnlich die Gaben, welche des jungen Ehemannes Vater spendete; sie wurden feierlicher als andere übergeben. Ein weifsgekleidetes Kind, mit einer brennenden Fackel, ging voran; ihm folgte ein junges Mädchen mit einem Korb auf dem Haupte, und hinter ihr gingen mehrere Sklaven, welche Gefäfse von Alabaster, Büchschen mit wohlriechenden Salben, Gefäfse mit riechenden Wässern, Kugeln, welche zur Reini-

gung gebraucht wurden und angenehm rochen, und andere ähnliche Dinge trugen. Am Abend führten die versammelten Freunde die junge Frau in das Haus ihrer Aeltern zurück, wo sie durch Wehklage ihren Schmerz darüber zu erkennen gab, daſs sie das väterliche Haus verlassen müsse. Am Tage darauf erhielt der junge Ehemann seine Gattin wieder, unter eben so fröhlicher, lärmvoller Begleitung, und von da an nahm sie erst ihre Stelle in den Zimmern der Hausfrau ein.

Wurde die Ehe mit Kindern gesegnet, so kamen die Grundsätze der Erziehung bei den Athenern sogleich nach der Geburt des Kleinen, der einst Staatsbürger werden sollte, in Thätigkeit. Weise Männer hatten diesem wichtigen Gegenstande vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt, und diese verbreitete sich auch noch auf den Zustand und das Verhalten der Mutter während ihrer Schwangerschaft; sie sollte den Vater mit einem gesunden Kinde erfreuen. Während der ersten Zeit der Schwangerschaft durfte die Mutter nicht ausgehen, nachher aber wurde ihr mäſsige Bewegung und Genuſs gesunder und stärkender Nahrung zur Pflicht gemacht. Die Erziehung, welche dem Körper Kraft und der Seele die möglichste Vollkommenheit verschaffen sollte, begann bei den Athenern gleich nach der Geburt des Kindes.

Dem Vater stand das Recht zu, das neugeborne Kind entweder zum Leben oder zum Tode zu bestimmen; man legte es ihm zu Füſsen; nahm er es auf seine Arme, so war dies das Zeichen der Anerkennung; wendete er die Blicke ab, so galt dies für Verwerfung; das arme Kind ward entweder ausgesetzt, oder sogleich getödtet. Krüppelhafte Kinder erzog nicht leicht ein

Athener; an diesen übte er jenes grausame Recht, welches viele auch alsdann schon anwendeten, wenn sie sich nur nicht für reich genug hielten, ihr Kind ohne Beschwerde erziehen zu können.

An der Thüre des Hauses, worin ein Neugeborner war, wurde ein Kranz von Zweigen des Oelbaumes aufgehangen; die Geburt einer Tochter zeigte man durch eine wollene Binde an, welche eben daselbst befestiget wurde. Wenn das Kleine in lauem Wasser abgewaschen war, legte man es in einen aus Weiden geflochtenen Korb, wie er auf der Tenne zum Worfeln des Getreides gebraucht wurde. Das sollte grossen Reichthum bedeuten. Auf dem Lande, und in den frühern Zeiten auch in Athen, gab die Mutter dem Kinde die erste Nahrung mit ihrer Milch, sie mochte auch noch so vornehm oder reich seyn; in dem Zeitalter des Glanzes aber wurden Ammen zu diesem Geschäfte bestellt. Es waren gewöhnlich Sklavinnen, die aber vorher zu den Rechten einer Hausgenossin erhoben, und häufig, besonders bei den Töchtern, die Vertrauten ihrer Pfleglinge wurden. Für die besten hielt man in Athen die Ammen aus Sparta; diese standen in dem guten Rufe, die Kinder nicht zu verzärteln, sie preſsten sie nicht in Windeln ein, und gaben ihnen nur leichte Bedeckung. Am fünften Tage erhielt das Kind an dem Hausaltare die Weihe; eine Frau trug es um den Altar herum, auf welchem Feuer brannte; ihr folgten alle Hausgenossen nach. Kam der siebente oder zehnte Tag, so bat der Vater des Kindes seine und seiner Gattin nächste Verwandte und Freunde zu sich, und erklärte vor ihnen, wie jenes heiſsen sollte. War es ein Erstgeborner, so bekam er den Namen des Groſs-

vaters väterlicher Seite. Ein Opfer und Gastmahl folgte dieser Feierlichkeit. Aber einige Tage später geschah die Einweihung des Kindes in die eleusinischen Geheimnisse; denn man glaubte, wenn auch nun das Kind noch sterben sollte, so begründe diese Weihe seine beglückenden Hoffnungen nach dem Tode. Vierzig Tage nach der Entbindung verliefs die Mutter das Wochenzimmer, von ihrem Gatten und ihren Freunden aufs Neue mit Glückswünschen und Geschenken begrüfst. Ihre Hauptsorge um das Kind ging nun dahin, seinem Körper Festigkeit zu geben; man reichte dem Kleinen viele und gute Nahrung, und verschaffte ihm häufige Bewegung; sobald es anfing, sich auf den Füfsen zu halten, so waren Mutter und Amme eifrig bemüht, es laufen zu lehren; auch bot man ihm verschiedenes Spielzeug zum Zeitvertreib und zur Zerstreuung. Wenn es gröfser wurde, mufste es sich an alle Arten von Nahrungsmitteln gewöhnen. Knaben besonders wurden mit Festigkeit behandelt, aber Drohungen und Schläge vermied man gern. Man war gegen sie weder zu nachsichtig, um sie nicht gebieterisch, auffahrend und störrisch zu machen; noch auch zu strenge, damit sie nicht furchtsam und knechtisch würden. Wer es gut mit seinen Söhnen meinte, duldete nicht, dafs sie mit den Sklaven im Hause genauen Umgang hatten; nachläfsige Aeltern hingegen liefsen diese Menschenklasse von niedriger Denkungsart nur allzuhäufig in die Erziehung der Söhne selbst einwirken.

Entweder gleich nach der Geburt, oder wenn die Kleinen das dritte, vierte Jahr erreicht hatten, mufsten sie in einer von den Zünften zu Athen aufgenommen werden. Der Vater, von

seinen Verwandten begleitet, brachte den Sohn oder die Tochter in eine Kapelle, die der Zunft gehörte, deren Mitglied er war, und stellte sie dort den Vornehmsten der Zunft vor, indem er sie für rechtmäfsig erkannte, und ein Schaaf opferte. Des Kindes Name wurde in das öffentliche Verzeichnifs eingetragen, und diese Urkunde gab ihm die Rechte der ehelichen Geburt und der Erbfolge.

Bei Knaben wurde nach dem fünften oder sechsten Jahre der Anfang mit eigentlichem Unterrichte gemacht; man schickte sie in die öffentliche Schule, oder hielt ihnen Lehrer im Hause. Hier lernten sie lesen, schreiben, angenehm sprechen, Stellen aus Dichtern voll Ausdruck hersagen, singen, und ihren Gesang mit den Tönen der Leier begleiten. Fremde Sprachen lernten die jungen Athener nicht, weil man andere Nazionen verachtete, und glaubte, die Erlernung der Muttersprache erfordere zu viel Zeit. Sonst hatte man den jungen Athenern auch Unterricht auf der Flöte gegeben; aber seit der Weichling Alzibiades, der noch als Kind merkte, dafs durch das Bestreben, Töne aus ihr zu locken, die Gesichtszüge verzerrt würden, — seine Flöte zerbrochen hatte, wollte die Jugend von Athen sich mit diesem Instrumente nicht mehr abgeben. Man unterrichtete im Rechnen, in der Mathematik, Erdbeschreibung; dabei wurden körperliche Uebungen nicht vergessen; man lehrte schwimmen, reiten, tanzen, und sogenannte gymnastische Uebungen. Diese fingen oft schon mit dem siebenten Jahre an und wurden bis zu dem zwanzigsten fortgesetzt. Kälte, Hitze, schlechte Witterung ertragen, das machte den Anfang; man ging zum Werfen von Bällen von verschiedener Gröfse, zum Lauf im tiefen Sande, zum

Springen über Gräben, zum Werfen der Wurfspiefse, Wurfscheiben, zum Schnelllaufen, oft mit schwerer Rüstung, und endlich zum Ringen, Fechten, zu Faust- und andern Kämpfen über. Der Jüngling mufste sich edlen Anstand in der Haltung des Körpers, im Aeufsern, im Ausdruck und in seinem ganzen Betragen zu erwerben suchen; Aufmerksamkeit und Achtung gegen ältere Personen, Gleichheit im Charakter, und Leichtigkeit im Umgang mufsten ihn auszeichnen. Er wurde zur Jagd angehalten, und frühe schon in das Schauspiel geführt. Jeder suchte eine Ehre darin, bei Festen in den Musik- und Tanzchören aufzutreten; bei öffentlichen Spielen im Wettrennen den Preis zu erlangen; aber nur leichtsinnige, freche Wagehälse überschritten hierbei die Grenzen, und zeigten sich öffentlich in gefährlichen Künsten; stehend auf dem Pferde, u. s. w. Man lehrte den jungen Athener fechten, militärische Wendungen und Waffenübungen machen; denn jeder mufste, wenn er dazu aufgefordert wurde, dem Staat als Soldat dienen. Wer noch weiter strebte, besuchte die Schulen der Weltweisen, wo er in der Vernunftlehre, Redekunst, Sittenlehre, Geschichte, in der Rechtswissenschaft und Staatskunst Unterricht erhielt. Die Sittenlehre ward häufig in kurzen Sätzen vorgetragen, wovon hier einige einzuschalten nicht an unrechter Stelle seyn wird. „Betrage dich so gegen deine Aeltern, wie du wünschen würdest, dafs einst deine Kinder sich gegen dich betragen möchten. — Bei deinen verborgensten Handlungen denke, du habest die Welt zu Zeugen. — Hoffe nicht, dafs tadelswürdige Handlungen in Vergessenheit bleiben; vor andern kannst du sie vielleicht verborgen halten, aber nie vor dir selber. — Beschliefse langsam, vollführe schnell. — Sey

überzeugt, dafs gutverwendete Wohlthaten der Schatz des Redlichen seyen. — Tugend kommt von Gott; man kann sie nur durch Selbsterkenntnifs erlangen." —

Mit dem achtzehnten Jahre wurden die Jünglinge in Athen zum Kriegsdienst eingeschrieben; zwei Jahre lang durften sie aber nicht über die Grenze von Attika geführt werden; sie mufsten im Tempel schwören, die Waffen des Staates nicht zu beschimpfen, ihren Posten nie zu verlassen, dem Vaterlande das Leben willig hinzugeben, und dessen Wohlstand bestens zu fördern. Man benutzte diese Jünglinge im ersten Jahre gewöhnlich zu den Wacheposten in der Stadt; im folgenden gab man denen, die sich durch gutes Betragen auszeichneten, in öffentlicher Volksversammlung Lanze und Schild. Sie wurden hierauf in die festen Plätze auf der Grenze verlegt. In dem zwanzigsten Jahre mufste auch die Kantons- oder Distrikt-Versammlung, zu welcher der Vater des Jünglings gehörte, den Namen des letzteren in ihre Register feierlich einschreiben, wodurch ihm nun erst bürgerliche Rechte zugetheilt wurden. Er konnte hinfort um obrigkeitliche Aemter sich bewerben, und, wenn der Vater starb, seine Güter selbst verwalten. Gewöhnlich zeigten sich dergleichen zwanzigjährige Jünglinge nochmals völlig gerüstet in dem Tempel, und erneuerten den Eid, den sie im achtzehnten Jahre geleistet hatten.

Die Erziehung der Töchter wich natürlich von der Erziehung der Söhne wesentlich ab, und war nach dem Stande der Aeltern sehr verschieden. Man lehrte Töchter lesen, schreiben, nähen, spinnen, die Wolle bereiten, woraus Kleider gewoben werden, und das Hauswesen besorgen. Mehr Sorgfalt wurde auf die Bildung der Töchter

aus vornehmen Familien gewendet; frühe lehrte man sie singen, mit Anstand gehen und tanzen, damit sie, wenigstens von ihrem zehnten Jahre an, bei den gottesdienstlichen Feierlichkeiten erscheinen konnten, wo sie Loblieder sangen, geweihte Körbe auf den Köpfen trugen, und Tänze aufführten. Mütter, die sich bemüheten, reizende Töchter zu haben, ermahnten solche stets, sich gerade zu halten, die Schultern zurückzuziehen, durch äufserste Mäfsigkeit im Speisegenufs das Fettwerden zu verhüten, welches den zierlichen Wuchs verdirbt, und die Anmuth der Bewegungen stört.

Der Athener konnte nur eine rechtmäfsige Gattin haben, aber allzunachsichtig waren die Gesetze gegen Wüstlinge, welche noch ausser ihrer ehelichen Verbindung in vertrautem Umgang mit Sklavinnen und Buhlerinnen lebten, von denen, in den Zeiten des Luxus, mehrere grofses Vermögen erwarben und den Wohlstand der Familien zerrütteten. Es gehörte in jenem Zeitraume der verderbten Sitten sogar mit zum guten Tone, einer solchen Dirne den Hof zu machen, und zu der Befriedigung ihrer Launen beizutragen; und jede von ihnen setzte alle mögliche Künste in Bewegung, um leichtsinnige Jünglinge und Männer an sich zu locken. Der Staat duldete ihre Vergehungen, und gab ihnen durch dieses Stillschweigen eine Art von Gesetzlichkeit.

Den gröfsten Theil der Geschäfte des Hauswesens in und ausser dem Hause mufsten in Athen Sklaven beiderlei Geschlechts verrichten; ihre Anzahl war daher sehr grofs, man rechnete auf die Stadt und Landschaft Attika gegen 400,000. Sie machten einen beträchtlichen Handelsgegenstand aus, und wurden auf Märkten öffentlich feil geboten.

Man hatte geborne Griechen, Kriegsgefangene, oder Beuten der Seeräuber, und Ausländer zu Sklaven; ihr Preis war nach ihrer Schönheit und Geschicklichkeit verschieden. In Athen und Attika war ihr Schicksal sehr milde, Niemand durfte seinen Sklaven hart behandeln, oder schlagen; er konnte ihn in Ketten legen, ihm härtere Arbeit anbefehlen, das Heirathen verbieten, ihm die Frau nehmen, wenn er seine Pflicht nicht erfüllte. Der Sklave flüchtete in Theseus Tempel, und verlangte einen milderen Herrn. Durch Treue und Diensteifer konnten Sklaven die Freiheit erlangen, oder sie durch erspartes Geld erkaufen, denn ein Theil des Erwerbs, welchen sie durch ihreGeschicklichkeit ihrem Herrn machten, gehörte ihnen. Vornehme und reiche Leute hielten sich auch Neger zu ihrer Bedienung. Eine solche Gelindigkeit der Gesetze gegen Menschen, die häufig derselben unwerth waren, machte diese Klasse der Einwohner von Athen und Attika stolz, frech, übermüthig; manche waren es in hohem Grade, und lebten, wenn sie ihre Freiheit oft auf die niederträchtigste Weise erlangt hatten, in üppiger Pracht und Herrlichkeit. Die geringere Klasse arbeitete in Fabriken, Bergwerken, Steinbrüchen, und baute das Feld. Der Freigelassene, der geborner Sklave war, konnte nie als Bürger aufgenommen werden; unter andern Verhältnissen erlangten viele von ihnen das Bürgerrecht. Sonst traten sie aber in die Rechte der Fremden, die sich in Athen niedergelassen hatten. Wer seinen Freigelassenen des Undanks gegen sich überführen konnte, durfte ihn sogleich wieder in Sklaverei werfen, wobei er sagte: „Sey ein Sklave, da du nicht als freier Mensch zu leben verstehst!" — Der Zustand der Fremden, oder Angesessenen

in Athen und Attika war nicht sehr ausgezeichnet; wenigstens mufsten sie den Stolz der Bürger oft drückend empfinden. Ein Bürger mufste für den Fremdling, der sich da niederliefs, gutsprechen, und jeder eine Art Steuer für sich und seine Kinder zahlen. Bei gottesdienstlichen Feierlichkeiten mufsten die Männer aus der Klasse der Fremden einen Theil der Weihegeschenke, ihre Weiber aber Sonnenschirme über den Köpfen der Bürgerinnen tragen, und waren oft Gegenstände des Spottes bei dem Pöbel.

Die Athener trugen eine Tunika von Linnen oder Baumwolle, die bis auf die halbe Wade reichte, und drüber einen Mantel, der fast den ganzen Mann verhüllte. Gemeine Leute nahmen dazu ungefärbtes Tuch, das, wenn es schmutzig war, wieder geweiss't werden konnte; Reiche wählten farbiges Tuch, und unter den verschiedenen Farben waren Scharlach und Purpur die beliebtesten. Die Sommerkleidung war leichter; im Winter trugen weichliche Leute grofse Röcke von medischem Tuch, das voll grofser Wollflocken war. Viele Männer gingen barfufs, andere legten dem Fufse eine Sohle unter, die mit Riemen befestiget wurde, auch wufste man eine Verzierung von Silber oder Elfenbein darauf anzubringen. Der gröfste Theil der Männer hatte keine Kopfbedeckung, andere aber trugen nicht nur auf Reisen, sondern auch in der Stadt und sogar bei festlichen Umzügen grofse Hüte mit niederhängender Krämpe. Sowohl das Unterkleid, als der Mantel waren von mannichfaltigem Schnitte, an Länge verschieden, und der Mantel wurde auf mehrerlei Art umgeworfen. Diese Verschiedenheit bestimmte die Namen der Kleidungsstücke. In den Abbildungen will ich mich bemühen, mei-

nen Lesern die Kleidungsarten der Griechen anschaulich zu machen. Das Landvolk kleidete sich noch einfacher als die Städter, und die Hirten bedeckten sich mit Pelzen. Den Sklaven war verboten, Schuhe zu tragen. Die Haupthaare der Männer wurden in diesem Zeitraume gewöhnlich abgeschnitten; weit früher liefsen wenigstens die Jünglinge dem Haarwuchs volle Freiheit.

Die Athenerinnen kleideten sich in eine weifse Tunika, die auf der Schulter durch Knöpfe festgehalten, unter dem Busen durch einen breiten Gürtel anliegend gemacht wurde, und in Falten bis auf die Fersen herabfiel; die Tunika war an dem untern Rande mit farbigen Bändern und Streifen versehen, sie hatte keine Aermel. Ein kürzerer Rock gehörte ferner zu der Kleidung der Athenerinnen; sie schlossen ihn über den Hüften durch ein breites Band an den Leib an, und schmückten ihn durch eine Randbesetzung von bunten Bändern und Streifen. Auch bei ihm waren Aermel nicht wesentlich, und häufig bedeckten sie nur einen Theil des Armes. Ein weiter Mantel vollendete die Bekleidung dieser Griechinnen, und wurde mannichfaltig umgeworfen; der schöne Faltenwurf, welchen er zuliefs, schien nur die Absicht zu haben, dem Körper nene Reize zu geben. Nach der Jahreszeit war der Stoff dieses Mantels abwechselnd; in den Sommermonaten fand nur ein leichtes Mäntelchen Statt, oder es wurde noch über den gröfseren geworfen. Die Athenerinnen liebten aufser der weifsen Farbe, auch bunte Stoffe zu Kleidern, solche, deren Farbe den Glanz des Goldes nachahmte, oder andere, auf welchen Blumen in künstlichen Farbenmi-

schungen prangten; allein, um hierin die leicht ausschweifende weibliche Phantasie zu beschränken, und der Verschwendung zu steuern, hatte das Gesetz verordnet, daſs nur öffentliche Dirnen sich in dergleichen Stoffe kleiden durften; rechtlichen Frauen war ihr Gebrauch untersagt. Noch wurden Kleidungen für Schauspieler daraus verfertiget, und den Bildsäulen der Götter hing man dergleichen Prachtkleider um. Ohne Schleier ging keine Athenerin aus, auch nicht ohne Begleitung von männlichen, oder weiblichen Sklaven; aber die Dichter der Vorzeit behaupten, dieser Schleier habe die Durchsichtigkeit eines Spinnengewebes gehabt, und die Reize, die er verhüllen sollte, mehr erhoben, als versteckt. Schon damals verleitete die Putzlust und Verschönerungssucht die Frauen und Mädchen in Athen zu fast eben denselben Mitteln, die noch jetzt im Gebrauche sind; sie färbten die Augbraunen schwarz, schminkten sich weiſs und roth. Die Haare wurden hinten zusammen gebunden, in mancherlei Formen geknotet, und so auf dem Kopfe festgesteckt. Man bestreute sie mit gelbem Puder, und schmückte den Kopf mit einem Blumenkranze; auch Hauben und Hüte waren üblich. Die Athenerinnen trugen Schuhe, mit bald höheren, bald niedrigeren Absätzen, je nachdem die Besitzerin groſs oder klein erscheinen wollte. Diese Fuſsbekleidungen bestanden theils in einer Art von vorn abgerundeten, aber in die Höhe stehenden Pantoffeln, theils in Sohlen, von gröſserer oder geringerer Stärke, welche durch Riemen festgehalten wurden. Das Geflechte von diesen Riemen ging bis über die Wade und noch weiter hinauf.

Die Ehemänner in Athen waren, vor dem Zeitpunkte der allverbreiteten Ueppigkeit, wegen ihrer Eifersucht berüchtiget; harte Gesetze bedrückten das weibliche Geschlecht, und räumten den Launen der Männer allzuviel ein; aber bald wurde es den Athenerinnen nicht schwer, diese Gesetze zu umgehen, oder zu verspotten, und die Männer waren in der Folge nachgiebiger. Keine Frau sollte sich an dem Fenster sehen lassen; keine am Tage ausgehen, und nie zur Nachtzeit, als mit einer Fackel, in einem Wagen, oder in einer Sänfte. Schon an sich konnten diese Gesetze Frauen aus dem gemeinen Stande nicht binden, und Vornehme wufsten mancherlei Vorwand zu nützen, um bei aller Eingeschränktheit frei zu bleiben. Aber anständig mufsten sie sich, auf der Strafse, in den Schauspielen, bei öffentlichen Festen, in den Tempeln u. s. w. tragen, wenn sie, aufser der Strafe an Geld, die Schande vermeiden wollten, ihre Namen auf einer kleinen Tafel an den Platanusbäumen der öffentlichen Spaziergänge verzeichnet zu sehen.

Frauen der Reichen und Vornehmen verbrachten ihre Zeit zu Hause in abgesonderten Zimmern, in welchen Bequemlichkeit und Pracht sich vereinigten, mit künstlicher Handarbeit, mit Besuchen, welche Verwandtinnen und Freundinnen bei ihnen abstatteten, mit oft erneuertem Putz, bei welchem ihre Sklavinnen Zofendienste verrichteten, und mancher Augenblick ward einem kleinen Maltheser-Hündchen, oder einem Taubenpaar aus Sicilien, oder sonst einem Lieblingsvogel gewidmet. Selbst in dieser häuslichen Eingezogenheit vergafsen sie nicht, sich mit goldnem Geschmeide, mit Perlen, prächtigen Hals- und Armbändern, und mit kostbaren Ringen zu schmücken. Besonders wohlgehalten

und reichlich besetzt war die Toilette einer solchen Athenerin von Stande; man sah darauf silberne Waschbecken und Gieſskännchen von demselben Metalle; Spiegel von verschiedenem Stoff; Nadeln, um die Haare damit lockenweise zu sondern; Eisen, um die Haare in Locken zu zwingen; breite und schmale Bänder, womit die Haare festgehalten und in Flechten gesammelt wurden; Netze, womit der geordnete Haarputz bedeckt wurde; Büchsen mit gelbem Puder; Schachteln mit rother und weiſser Schminke; andere mit schwarzer Farbe, womit man die Augbraunen färbte; Bürstchen und Pulver, zu der Reinigung der Zähne; Kapseln, worin Armbänder, Ringe, Ohrgehänge, Stirnspangen und dgl. verwahrt wurden. Diese letzteren, die man Heuschrecken nannte, durften nur Frauen aus den ältesten Geschlechtern tragen, um dadurch die alte Abstammung kund zu machen.

Ehescheidungen muſsten vor einem dazu besonders eingesetzten Gerichtshofe gesucht werden. Eine Frau, die dem Manne ungetreu wurde, verstieſs solcher nach dem Ausspruche dieses Gerichtes, und die Gesetze straften sie noch überdieſs mit Ausschlieſsung von allen religiösen Feierlichkeiten. Lieſs sie sich je geschmückt auf der Straſse sehen, so war der Pöbel berechtiget, ihr die schönen Kleider und das Geschmeide abzureissen, und auf alle Weise sie zu beschimpfen. Selten suchten vornehme Athenerinnen die Trennung ihrer Ehe, auch wenn die Ausschweifungen des Mannes noch so drückend waren; viele waren zu stolz, als daſs sie vor der Welt ihre Klagen laut werden lassen wollten; andere auch wohl zu schwach. Den Geschiedenen stand es frei, eine zweite eheliche Verbindung zu schlieſsen. In den Woh-

nungen der gemeinen Leute in Athen sah es sehr einfach, häufig sogar ärmlich aus; hierin behauptete die große Masse des Volkes den Charakter der Mäſsigkeit, der ihr auch in Ansehung des Genusses von Speisen und Getränken zugesprochen wird. Der gemeine Athener aſs vorzüglich Hülsenfrüchte und gesalzenes Fleisch; der Arme ward von dem Staate erhalten, und auch wohlhabende Einwohner trugen zu seiner Erleichterung und Erquickung bei, indem sie an jedem Neumonde, der Göttin Hekate zu Ehren, auf den Kreuzstraſsen Tische errichteten, welche mit Speisen besetzt wurden, die das Volk verzehren durfte. Ganz reiche Leute gab es in Athen wenige; wer aber ein Vermögen von etwa 30,000 Thlrn. in liegenden Gütern besaſs, galt für reich; zweitausend Thaler Heirathgut nannte man schon viel; ein Mädchen, welches mit dieser Summe ausgesteuert wurde, war schon eine gute wohlhabende Parthie. Gewöhnlich begnügten sich gemeine Leute mit einer Hauptmahlzeit täglich; sie nahmen sie zu sich gegen Abend, wenn die Tagsgeschäfte vollbracht waren; allein auch in der Zwischenzeit von Morgen bis Abend wurden Speisen genossen, so wie wir Frühstück und Vesperbrod genieſsen. Reiche Leute liebten die Freuden der Mahlzeit sehr, und suchten solche auf alle mögliche Weise zu erhöhen. Ich will meine Leser bei einem Gastgebote eines reichen Atheners einführen, um ihnen einen deutlichen Blick in die Lebensart dieser Leute zu gewähren.

Gegen Abend versammelten sich gewöhnlich die Gäste; ein Merkmal, es sey die rechte Zeit, sich bei dem Gastgebote zu zeigen, war, wenn die Stange des Sonnenzeigers einen zwölf Fuſs langen Schatten warf. Der Höfliche kam

weder zu frühe, noch zu spät, und wollte weder der erste, noch der letzte seyn. Der Herr vom Hause zeigte sich sehr geschäftig, hatte viele Befehle zu geben u. dgl.; er stellte zugleich seinen Gästen den Hausfreund vor, einen witzigen Müſsiggänger, den sich die reichen Athener hielten, damit durch ihn die Gäste besser unterhalten würden; eine schmeichelhafte Kreatur, die sich um den reichen Freund her viel zu schaffen machte, seine Einfälle lobte, auch wohl von Zeit zu Zeit den Staub von seinem Kleide abblieſs, oder abschüttelte, der sich darauf gesetzt haben mochte.

Waren die Gäste beisammen, so ging man in den Speisesaal; Weihrauch und andere kostbare Harze verbreiteten dort Wohlgerüche; der Schenktisch war mit prächtigen, silbernen und vergoldeten, bisweilen mit Edelsteinen besetzten Gefäſsen reichlich versehen. Den Gästen goſsen Sklaven Wasser auf die Hände, und setzten ihnen Kränze auf. Durch das Loos wählte man einen König des Schmauses. Sein Amt war, die Frechheit zu zügeln, ohne die Lust selbst zu beschränken; Gesundheiten aufzubringen, und die Trinkgesetze zu handhaben; sein Ausspruch bestimmte, wenn mehr oder weniger auf einmal getrunken werden sollte. Zu den Trinkgesetzen gehörte, daſs der, welcher nicht trinken wollte, wenn er von dem Könige des Schmauses dazu veranlaſst war, den Tisch verlassen sollte, oder daſs man ihm den verschmähten Wein auf den Kopf goſs. Die Gäste legten sich hierauf um einen niedrigen Tisch, welcher vorher mit einem Schwamme sehr reinlich abgewischt worden war, auf kostbare Polsterbetten nieder. Hinter jeden stellte sich ein Sklave, der ihn bedienen muſste; jeder brachte diesen mit. Dem Haus-

herrn überreichte man das Verzeichniſs der Speisen, und dieser befahl, die erste für den Altar der Diana zurück zu legen.

Die Speisen waren ungefähr folgende, auch hat man sie wohl so ziemlich in folgender Ordnung gegeben: Muscheln, theils wie sie aus dem Meere kamen, theils gesotten, oder auch gebraten; häufig mit Pfeffer und Kümmel gewürzt. Zugleich frische Eyer von Hühnern und Pfauen; Würste, Schweinsfüſse; Leber von einem Eber, Lammskopf, Kalbsgekröse, Bauch von einem Mutterschwein, mit Kümmel, Weinessig und Silphium, einem in der griechischen Küche sehr beliebten Kraut, gewürzt; kleine Vögel mit Brühe, aus geriebenem Käse, Oel, Weinessig und Silphium zubereitet. Aus dergleichen Gegenständen ungefähr bestand der erste Gang. Bei dem zweiten wurde Wildpret von vorzüglicher Güte aufgetragen; Geflügel von mancherlei Art; auch fehlten die trefflichsten Fische nicht, in der verschiedensten Zubereitung. Der dritte Gang bestand aus Früchten.

Jeder Gast war berechtiget, von dieser Menge von Speisen auszusuchen, was er für besonders angenehm für einen abwesenden Freund hielt, und solches für diesen zurück zu legen.

Bei dem Anfange der Mahlzeit ergriff der König des Schmauses einen Becher, berührte ihn nur leise mit den Lippen, und reichte ihn seinem Nachbar, der gleiches that, und den Becher weiter von Hand zu Hand gehen lieſs; jeder kostete ein wenig; diese Gewohnheit sollte als Zeichen freundschaftlicher Vereinigung der Gäste gelten. Eben dieser Schmausregent brachte Gesundheiten dem einen und dem andern der Reihe nach zu, die ihm jedesmal erwiedert werden muſsten. Die Unterredung wurde bei dieser viel-

fachen Vorsorge für den Gaumen und Magen nicht vernachläfsiget, sie war häufig lebhaft, witzig und angenehm.

Die Athener waren wirklich im Stande, ihren Gaumen mannichfaltig zu kitzeln; ihr Markt bot alles Mögliche dazu. Sie hatten Ueberflufs an Schlachtvieh; die Höfe in der Stadt und auf dem Lande lieferten Kapaunen, Tauben, Enten, Hühner, Gänse; man verstand, sie zu mästen; Feld und Wald gaben zum Genufs für leckere Mäuler: Grasmücken, Wachteln, Krammsvögel, Lerchen, Rothkehlchen, Ringeltauben, Turteltauben, Schnepfen, Haselhühner, Rebhühner, Fasanen; an Wild, Hasen, wilde Schweine, Kaninchen; von der Insel Melos wurden vorzüglich schmackhafte Rehe hergebracht. Das Meer lieferte die Muräne, den Goldfisch, den Seedrachen, den Schwertfisch, den Pagrus, die Alse, den Thunfisch; von benachbarten Küsten erhielten die Leckermäuler in Athen Meeraale, Seebläulinge, Tornbütten, Makrelen, Schollen, Barben, Rothflossen; sie waren in ihren Genüssen schon so eigensinnig, dafs sie nur einzelne Theile von diesen Fischen für ihre Tafeln auswählten, das Uebrige aber dem weniger zarten Gaumen des gemeinen Volkes überliefsen. Nicht zu gedenken der verschiedenen Sorten von eingesalzenen Fischen, welche aus dem Hellespont und von dem schwarzen Meer her den Athenern zugeführt wurden. Man bereicherte die Speiselisten an den Tafeln der Reichen noch mit Seespinnen, See- und Bachkrebsen, Muscheln, Austern, stachlichen Kugelfischen. An Gemüsen lieferte der Markt die gröfste Mannichfaltigkeit; Sallate, Pilse, Gurkenarten, Spargel fehlten nicht; Feigen, Weintrauben, Oliven, Birnen, Aepfel, Quitten, Datteln, Mandeln fand man

im Ueberflufs; was davon die Landschaft Attika nicht selbst erzeugen konnte, führte der Handelsgeist aus den Inseln und selbst aus Phönizien herbei.

Die Athener verstanden die Kunst, sehr schönes Brod zu backen, und aus verschiedenen Mehlsorten, mit Hinzufügung von Oel, Milch, Honig, Käse u. dgl., die mannichfaltigsten Kuchen, Torten, Pasteten, und was sonst auch bei uns der einheimische und fremde Bäcker für Leckerbissen macht, zu bereiten.

Als die besten Köche waren die Sicilianer berühmt; wer in Athen auf eine kostbare, leckere Tafel sah, mufste einen Koch aus Syrakus haben. Man hatte bereits eine ganze Reihe von Schriftstellern, welche die Kochkunst zum Gegenstande ihres Nachdenkens machten.

Die Athener liebten süfse Weine, die Wohlgeruch düfteten; die beste Sorte des Weines von Chios zogen sie allen andern vor; sie hatten ferner thasischen, korcyrischen, mendischen, korinthischen, ikarischen Wein, Wein von Naxos, Lesbos, Byblos, Heraklea, Erythrea, Zakynthus, Leukadien, Rhodus, Kos und andere, wovon einer mehr als der andere beliebt war und galt. Man pflegte Wasser zu dem Weine, der über Tische getrunken wurde, zu mischen, und Solon verbot sogar durch ein Gesetz, den Wein ungemischt zu trinken. Manche mischten Seewasser darunter, in der Meinung, dadurch die Verdauung zu befördern. Den Wohlgeruch gab man den Weinen durch Beimischung von Gewürzen, Blumen; ihre natürliche Süfsigkeit wurde dadurch noch vermehrt, dafs man Mehl mit Honig gemengt in die Fässer warf. Recht feste Weinkenner in Athen liebten, wenn bei dem Oeffnen des Fasses der Duft von Veil-

chen und Rosen sich entwickelte, und den Keller füllte; aber zart und nicht zu stark mufste dieser Wohlgeruch seyn. So lange bei den Mahlzeiten noch die Ordnung bestand, wurden die Kelche gewöhnlich mit zwei Theilen Wasser und einem Theile Wein gefüllt; wenn es aber anfing, lebhaft zu werden, alsdann hatte wohl eine entgegengesetzte Mischung statt, und gegen das Ende der Mahlzeit gleitete der Wein gar ungemischt hinab. Die besten Sorten Wein liefs der Gastmahlgeber immer zuletzt reichen. Der König des Schmauses, welcher die Gesundheiten angab, mufste auch die Lieder beginnen, mit welchen sich die Gäste den Genufs des Weines noch erhöheten; häufig spielte er zu seinem Gesang auf der Leier, und seinem Beispiele folgte ein Tischgenosse um den andern. An wem die Reihe zu singen war, der hielt einen Myrthen- oder Lorbeerzweig in der Hand. Die Trinklieder enthielten Lobpreisungen der Götter und Helden, und der Edlen, die sich um das Vaterland Verdienste erworben hatten, dann auch das Lob des Weines selbst; in glühender Lust wurde das Glück der Freundschaft und Liebe erhoben; die innigsten, freudigsten Gefühle wurden in dergleichen Trinkliedern voll sanfter Schwärmerei und zarter Anmuth ausgedrückt. Manche wurden im Chor von den gesammten Gästen gesungen. Anakreon, von dessen Gedichten mehrere bis auf uns gekommen sind, war einer der beliebtesten Trinklieder-Dichter.

Hatten Wein und Gesang die Gäste noch mehr erhitzt, so führte man auch wohl noch Tänzerinnen und Flötenspielerinnen herein; feile Mädchen, die in den Künsten der Ueppigkeit gewandt waren. Die Athener waren grofse

Freunde vom Tanze; nicht leicht blieb daher einer sitzen, wenn getanzt wurde, jeder mischte sich gern in die Reihen, und es galt sogar für unhöflich, nicht zu tanzen, wo sich Gelegenheit darbot. Nebenher suchte der Herr des Hauses nochmals den Appetit seiner Gäste auf's Neue zu reizen, indem er ihnen reizverschaffende Mittel reichen, und die Kelche mit noch stärkeren Weinen füllen liefs. Den Beschlufs dieser endlich in wilden Lerm ausartenden Gastgebote machten gewöhnlich Taschenspieler und Possenreisser, welche entweder von dem Hausherrn bestellt, oder von einem der Gäste herbeigerufen waren. Ehe sie ihre Künste anfingen, wurde die Tafel aufgehoben, und jeder gofs, dem guten Genius und Jupiter dem Erhalter zu Ehren, etwas Wein aus. Hierauf reichte man den Gästen Wasser, worein wohlriechende Sachen gemischt waren; sie wuschen ihre Hände damit. Die Taschenspieler und Gaukler machten, wie gesagt, den Beschlufs des Festes. Einige spieen Feuer, andere machten allerlei Hokus Pokus mit Kugeln oder Schnecken, welche sie bald sichtbar werden, bald verschwinden liefsen; Weiber tanzten mit ehernen Reifen in der Hand, von denen immer eine Anzahl in der Luft schweben mufste, indefs die andere aufgefangen wurde; andere stürzten sich zwischen drohende Schwerter hin, ohne Schaden zu nehmen; wieder andere gingen auf den Händen, und ahmten mit den Füfsen die Bewegungen der Tanzenden nach; wieder ein anderer schrieb oder las, indem er sich mit der gröfsten Geschwindigkeit im Kreise drehte. Zu den meisten von diesen Kunststücken wurde Musik von Flöten angestimmt.

Die Frau von dem Hause erschien nie bei

diesen Gastgeboten. Sklaven leuchteten den Gästen mit Fackeln, welche bunt bemahlt waren, nach Hause.

In Athen waren in dem Zeitpunkte des Luxus Wagen mit Pferden bespannt, und Sänften für reiche Leute, die nicht gern zu Fufs ausgingen, üblich, oder man liefs einen Sklaven hinter sich hergehen, der einen künstlich zusammengelegten Ruhesessel trug, den man auf der Strafse und auf Spaziergängen aus einander schlug, damit die Herrschaft, wenn sie ermüdet wäre, sich darauf setzen könnte.

Der Athener stand früh auf und besorgte gern am Morgen seine Geschäfte; in den Strassen drängte, drückte, stiefs sich Alles; Reiter, Karnschieber, Fuhrleute, Handwerker, Ausrufer, Bettler und Gesinde zeigte sich da bunt beisammen; Kauf und Verkauf, Gewerbe aller Art brachte eine grofse Menschenmasse besonders auf dem Markt und in den Hauptstrafsen zusammen; gegen Mittag sah man auch vornehmere Leute den Markt besuchen; sie betrieben theils ihre Geschäfte, theils forschten sie nach Neuigkeiten. Um den Markt her waren prächtige Hallen befindlich, unter welchen dergleichen Zusammenkünfte Statt haben konnten; Nachmittags legte man sich gern zu einem leichten Schlummer nieder, ging hierauf spazieren, oder belustigte sich mit Spielen in Gesellschaft guter Freunde. Diefs waren hauptsächlich Würfelspiele, wovon einige mit den bei uns üblichen Würfelspielen grofse Aehnlichkeit haben. So z. B. das Spiel mit drei Würfeln, deren Flächen mit verschiedenen Zahlen bezeichnet waren. Alle sechs war der beste Wurf. Man warf die Würfel in einen Becher, rüttelte sie darin, und liefs sie von da durch einen hohlen Zilinder auf

das Spielbret fallen; dadurch wurde allem Betruge vorgebeugt. Ein anderes Lieblingsspiel der Athener scheint dem Schachspiel ähnlich gewesen zu seyn; auf einem mit Linien und Feldern bezeichneten Brete wurden einander gegenüber Figuren von verschiedenen Farben aufgestellt, und jeder von den beiden Spielenden bemühte sich, die Züge seines Gegners unschädlich zu machen, dessen Steine oder Figuren zu schlagen und so einzusperren, daſs jener nicht weiter rücken kann. Auch ein Bretspiel, Damenspiel, unserem Trictrac oder Toccategli ähnlich, hatten die Athener. Wer den Lustwandel im Freien liebte, fand ausserhalb der Stadt, deren Umgebungen die herrlichsten Ansichten darboten, und an den lieblichen Ufern des Ilyssus, Befriedigung; dort athmete er sehr reine Luft ein. Leibesübungen wurden als Zeitverkürzungs- und Stärkungs-Mittel eben so wenig verabsäumt, als Bäder, deren die Athener eine Menge hatten. Fast immer vor der Mahlzeit, oft nach dem Spaziergange, badeten sie sich; in vielen Privatwohnungen waren Bäder angelegt, mehrere öffentlich; der Arme drängte sich im Winter zu den letzteren, wo er sich ohne Kosten wärmen konnte. Nach dem Bade salbte man sich mit wohlriechenden Oelen und Wassern.

Für junge Leute in Athen waren die öffentlichen Spielhäuser häufig von grofsem Nachtheil; sie verschwendeten darin Zeit, Gesundheit und Vermögen. Man wettete sehr hoch bei Hahnengefechten, wozu es dort immer Veranlassung gab. Um in den öffentlichen Wagen- und Pferderennen sich auszeichnen zu können, verbrachten sie einen grofsen Theil des Tages auf Wagen und zu Pferde, hielten sich prächtige Pferde und Wagen, eine Menge Hunde, kostbares Geschirr

und Sattelzeug, und waren in Kleiderpracht recht ausschweifend. Der Athener liebte, gesehen zu werden, und Aufsehen zu erregen, auch war er im höchsten Grade neugierig; gröſsere Gaffer konnte man nirgends sehen, als in Athen. In Kriegszeiten artete diese leidenschaftliche Neugier in eine Art von Wuth aus; an allen Ecken auf den Straſsen, in den Sprachsälen, deren Athen mehr als dreihundert hatte, lauschten, lärmten, tobten die Neugierigen, es war jedem die höchste Pein, unbefriedigt hierin zu bleiben. Die Sache ging weit in Athen; ganze Schaaren von Neuigkeitserfindern und Verbreitern durchzogen die Stadt, und zeichneten mit dem Stabe auf dem Boden und an den Mauern die Stellungen der Heere, Plane von Schlachten, posaunten Siege aus, und verbreiteten heimlich Trauernachrichten, in beiden übertreibend. Die ganze Stadt vermochten dergleichen Söldlinge heute in höchste Freude, morgen in tiefste Bekümmerniſs zu versetzen.

In den Zusammenkünften waren die Gespräche oft sehr witzig und spottend; die Athener liebten Spöttereien, die beiſsend und um so gefährlicher waren, je mehr die Bosheit des Spottenden sich zu verstecken wuſste. Feiner, leichter Witz, welcher Anstand mit Freimüthigkeit verband, aber auch selbst in Athen selten war, wird noch jetzt attisches Salz genannt.

Unter allen Vergnügungen scheint das Schauspiel den gröſsten Reiz für die Einwohner von Athen gehabt zu haben; denn schon vor dem Tage der Aufführung füllte der Gedanke an das, was sie sehen und hören sollten, ihre ganze Seele; die Geschäfte ruhten; einer rief es dem andern zu, wie glücklich sie ehestens seyn würden; jeder berechnete die Stunden, die er noch

verleben müfste, ehe seine Erwartungen befriediget werden könnten. Trauerspiele und Lustspiele wurden nur an den drei grofsen, dem Bacchus heiligen, Festen aufgeführt, von welchen besonders die sogenannten grofsen Dionysien mehrere Tage dauerten. An jedem wurden Stücke aufgeführt, deren Verfasser um den höchsten Preis kämpften; an den Festen, die nur einen Tag dauerten, gab man fünf oder sechs Stücke; während der grofsen Dionysien wohl zwölf bis funfzehn und noch mehr. Die Schauspieldichter mufsten ihre Arbeiten bei dem ersten Archonten der Stadt eingeben; dieser konnte sie annehmen oder verwerfen, und wenn sie wirklich zur Vorstellung kamen, wurden durch das Loos Richter erwählt, welche über ihren Werth das Urtheil fällten. Der Name des Siegers ward öffentlich ausgerufen; ihm ward das Beifallklatschen der Menge zu Theil, auch wurde er oft von einem Theil der befriedigten Zuschauer nach Hause begleitet, und feierte den Abend oft durch ein Gastmahl mit seinen Freunden.

In frühern Zeiten war in Athen nur ein hölzernes Schauspielhaus; es stürzte einst ein während der Vorstellung eines Stückes; hierauf ward ein prachtvolles steinernes erbaut, worin sich die Sitze für die Zuschauer amphitheatralisch erhoben, so bequem, dafs der Raum 30,000 Menschen fafste, welche die Worte der Schauspieler deutlich vernehmen konnten. Die Sitze für athenische Bürgerinnen, auch die, wohin Fremde gelassen wurden, waren in besonderen Gallerien angeordnet. Buhldirnen safsen getrennt von rechtlichen Frauen. Das Schauspielhaus war unbedeckt; wenn daher plötzlicher Regen einfiel, mufste sich flüchten, wer nicht nafs werden wollte. Nur unter dem Himmel Griechenlands

konnte daher eine solche Einrichtung bestehen. Auf dem Raume, den wir das Parterre nennen, durfte, während der Vorstellung eines Stückes, Niemand verweilen, damit der Schall sich ungehindert verbreiten konnte. Mit Tagesanbruch wurde das Schauspielhaus geöffnet; den verschiedenen Magistratskollegien waren besondere Sitze oder Abtheilungen angewiesen, von welchen andere sich entfernt halten mufsten. Treppen und Gänge setzten die Sitzreihen mit einander in Verbindung und theilten sie in Felder ab; so erhoben sie sich stufenweise zu einer erstaunlichen Höhe, und so füllte sich das Haus nach und nach; denn das Volk strömte ruhelos herbei, stieg Treppen auf und ab, schrie, lachte, drängte, stiefs, und unter solcher Menge blieben die Versuche der zu der Erhaltung der Ordnung angestellten Obrigkeitspersonen ohne Wirkung. Bald versammelten sich nun die obrigkeitlichen Behörden, Archonten, Gerichtshöfe, der Rath der Fünfhundert, die Heerführer, die Priester. Ueber den Sitzen dieser öffentlichen Beamten fanden die Jünglinge, welche das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatten, ihre Stelle. Männer von Ansehen, denen der Staat für geleistete Dienste das Recht eingeräumt hatte, den bequemsten Platz in dem Schauspielhause auszusuchen, drängten sich hiehin und dahin, und hiefsen diejenigen aufstehen, deren Sitze ihnen bequem schienen. Reiche Athener sah man mit einem Gefolge von Sklaven ankommen, welche prächtige Teppiche vor dem Sitz ihrer Herren ausbreiteten, und Kissen mitbrachten, auf welchen derGebieter seiner weichlichen Bequemlichkeit pflegen konnte; wieder andere versahen sich noch mit Obst, Kuchen und Wein, um vor und während der Vorstellung Efs- und Trinklust be-

friedigen zu können. Wenn endlich der Zeitpunkt da war, wo das Stück beginnen sollte, trat ein Herold auf, gebot Stille, und rief: der Chor des Sophokles, oder Aeschylus, (oder wie sonst der Verfasser des Stücks heifsen mochte) trete auf. Damit begann das Schauspiel, und tiefe Stille herrschte unter der grofsen Menge von Zuschauern. Alle Rollen in den griechischen Schauspielen waren mit männlichen Personen besetzt; ihre Kleidung wurde nach dem Stande, Geschlecht und Alter der Person, welche dargestellt werden sollte, gewählt. Könige und Königinnen prunkten in kostbaren Gewändern, Helden der Vorwelt gingen stolz, mit Fellen von Tigern oder Löwen bedeckt, mit Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, einher. Um gröfser zu scheinen, gingen die Schauspieler auf hohen Schuhen, Kothurnen, verlängerten sich die Arme durch Handschuhe, gaben den Schultern, der Brust durch ihr Gewand mehr Ausdehnung, und hatten Larven vor, welche, einem geschlossenen Helme ähnlich, den ganzen Kopf bedeckten. Diese Larven drückten den Charakter der Personen des Stückes aus, und durch den weit geöffneten Mund derselben brach die Stimme des Schauspielers tönender hervor, und drang sicherer zu der Menge von Zuschauern. Welche Kraft gehörte dazu, um den Ton der Worte zu gleicher Zeit 30,000 Menschen vernehmlich zu machen! Dafs die gemalte Larve keine Aenderung der Züge möglich machte, war ein grofser Uebelstand; allein bei der weiten Entfernung der Zuschauer von dem Schauplatze, in einem Raume, wo 30,000 Menschen bequeme Sitze haben können, mufste, wenn auch der Schauspieler unverlarvt war, dennoch das Mienenspiel verschwinden. Die

Worte des Schauspiels wurden theils gesungen, theils gesprochen.

Die Schaubühne war dem Inhalt der Stücke, welche dargestellt wurden, gemäfs geziert; man sah also Gefilde, Wälder, Felsen, Palläste, Städte, Marktplätze, Grotten, Lager, Meer, Schiffe; es erschienen Heere, Jagdaufzüge, Wagen; man sah Städte belagern, erobern, zerstören; trug Leichen in Särgen über die Bühne hin, liefs den Scheiterhaufen lodern; Geister stiegen aus dem Boden hervor, versanken; Göttinnen und Götter schwebten von dem Himmel herab, stiegen empor zu dem Wolkensitze, und die wunderbarsten Verwandlungen fanden so gut statt, als in der grofsen Oper zu Paris und London. Das Maschinenwesen in dem griechischen Schauspielhause erforderte daher eine sehr kostbare Einrichtung.

Die Zuschauer äufserten Beifall eben so nachdrücklich durch Händeklatschen und Zurufen, als Tadel und Mifsfallen durch Auspfeifen, Pochen, Stampfen mit den Füfsen; das strafende Publikum hiefs den Schauspieler, der mifsfiel, seine Larve abnehmen, um seine Beschämung zu vollenden, und der Herold mufste einen andern rufen. Uebrigens genofs der Schauspieler aller Vorzüge und Rechte eines Bürgers, und konnte zu den höchsten Würden und Aemtern gelangen. Die grofsen Schauspieldichter, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes nahmen keinen Anstand, bisweilen in ihren Stücken selbst aufzutreten. Schauspieler von dem ersten Range wurden gut bezahlt; man weifs aus dem Plutarch, dafs ein gewisser Polus in Athen binnen zwei Tage über 1000 Thlr. sächsisch für seine Vorstellungen erhielt. Bedeutende Schauspieler in Athen wurden mit grofsen Kosten an

andere griechische Theater berufen, um an festlichen Tagen in Schauspielen aufzutreten.

Zu dem Kostenaufwande des Theaters zu Athen hatten sich Unternehmer vereiniget, welchen das Einlafsgeld bezahlt wurde; damit aber auch der Aermste an diesen Vergnügungen Theil nehmen könnte, ward der Preis sehr niedrig gesetzt, und Perikles brachte sogar einen Volksbeschlufs zu Stande, wodurch jedem, so oft gespielt wurde, zwei Obolus aus der Staatskasse ausbezahlt werden mufsten, einer als Einlafspreis, der andere zu Anschaffung einiger Erfrischungen oder anderer Bedürfnisse während des festlichen Tages. Perikles war, wie ich früher erwähnt habe, ein Schmeichler des Volkes, das er beherrschte, ohne dafs jenem die Ketten fühlbar wurden; die Summen zu dergleichen Ausgaben nahm er aus dem Betrag des Geldes, welches die Bundesgenossen der Athener zu der Fortsetzung des persischen Krieges liefern mufsten. Das gefiel dem Volke auch so wohl, dafs, als späterhin weise Männer eine seiner Bestimmung gemäfsere Verwendung dieses Geldes verlangten, ein Volksbeschlufs Todesstrafe darauf setzte, wenn es Jemand wagen sollte, hierin etwas zu ändern.

Die Athener werden uns von den Schriftstellern der Vorwelt sehr lebhaft in jeder Aeusserung, geschäftig, gesprächig, aufbrausend, dem Vergnügen ergeben, aber mehr leichtsinnig als böse geschildert; die Guten unter ihnen, so sagte man, sollten besser seyn, als die Griechen in irgend einer andern Gegend. Aber leichtgläubiger war auch kein Volk, als das Volk von Athen, besonders wenn jemand getadelt wurde; die gröbsten Verläumdungen fanden ohne alle Prüfung Glauben. Das gemeine Volk zeichnete

sich durch Lärm, Vorlautseyn, und häufig durch Grobheit eben so sehr aus, als der bessere Theil durch sittliches, höfliches Betragen. Was guter Ton, Anstand, würdiges Benehmen in dem Umgange mit andern erfordere, konnte man in diesen Zirkeln sehr vorzüglich lernen. Athen war auch in dieser Hinsicht eben so berühmt, als geachtet, bei den Ausländern, als die hohe Schule der Weisheit, als Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, und als Hauptniederlage ihrer vorzüglichsten Produkte. Man konnte aber auch Lächerlichkeiten und Thorheiten kaum irgendwo weiter getrieben sehen, als in Athen; in Zierlichkeit übertrieb es ein Theil eben so sehr, als der andere in Entfernung von aller Zierde. Indefs jene den Kopf sorgfältig schmückten, die Haare fleifsig schoren, von Salben schon von Weitem düfteten, schöne weifse Zähne zur Schau trugen, Blumen an die Ohren steckten, oft ihre prachtvollen Kleider wechselten, zarte Spazierstöckchen in der Hand trugen, Schuhe nach der neuesten Mode u. s. w.; so strotzten andere, nicht weniger eitel, in schlechten Mänteln einher, liefsen die Haare schmucklos und ungekämmt auf den Nacken herabhängen, trugen schlechte Sohlen, langen Bart, dicke Knotenstöcke, und prunkten in Gang und Gebehrde mit ihrer Bescheidenheit; kein Wunder daher, dafs der Witz in Athen täglich Nahrung, und der Gaffer täglich etwas zu rügen und zu belachen fand.

Zu den Meisterstücken der Baukunst, welche Athen verherrlichten, gehörte eine grofse Anzahl von Tempeln, denn nicht nur die Gottheiten Griechenlands wurden von den Athenern verehrt, auch Götter anderer, weit entfernter Nazionen. Religion bestand bei ihnen nur in gewissen äufsern feierlichen Verrichtungen, Gebe-

ten, Opfern, Reinigungen, man hatte keine als einzig wahr anerkannte Lehrsätze, ertheilte keinen Unterricht darin, war nicht geradezu verpflichtet, an bestimmten Tagen in den Tempel zu kommen. Die gottesdienstlichen Feierlichkeiten der Athener gewährten ein erhabenes Schauspiel. Der Vorhof des Tempels, und die Hallen um denselben, waren voll Menschen; Priester näherten sich dem Altare. Der Opferpriester rief hierauf laut: Laſst uns die Gaben darbringen und beten! Ein Priester der niedrigeren Grade fragte nun die Versammelten: Was für Leute sind hier versammelt? — Die einstimmige Antwort war: rechtschaffene Leute! — So seyd alle stille, setzte der Opferpriester hinzu. Gebete, die der Veranlassung des Opfers und den Umständen angemessen waren, wurden hierauf gesprochen; Jünglinge und Mädchen sangen in Chören Weihegesänge, oft so schön, so rührend, so erhaben durch Einfachheit, daſs sie auch auf minder weichgeschaffene Seelen ihre Wirkung nicht verfehlten, und zartfühlende Zuhörer sich der Thränen nicht enthalten konnten. Häufig war die Gesangweise dieser Lieder zum Lobe der Gottheit froh, rauschend, lebhaft; sie verbreiteten Freude mehr als Ernst; so an dem Feste des Bacchus, wenn ein Tempeldiener mit lauter Stimme gerufen hatte: Betet, Versammelte, zu der Gottheit; und alle Anwesende auf einmal in einen Festgesang einstürmten, der sich anfing: Heil dir, Sohn der Semele, o Bacchus, Geber des Reichthums! — Unter den Gebetformeln der Griechen zeichnet sich eine von einem Weisen der älteren Zeit aus, die uns in Plato's Schriften aufbewahrt worden ist, und ungefähr so heiſst: „König des Himmels, verleihe uns, was uns nützt, ob

wir darum bitten oder nicht; verweigere, was uns Schaden bringt, wenn wir gleich dich darum bitten!"

Die Opfer der Athener bestanden sonst in Früchten des Landes; sie scheuten sich, nützliche Hausthiere zu schlachten, auch blieben noch in den spätesten Zeiten Erinnerungen an jene zärtlicheren Gefühle der Vorwelt übrig; so legte man an einem Feste zur Ehre Jupiters Opfergaben auf den Altar, und führte Ochsen an ihm vorbei; welcher Ochse die Gaben berührte, mufste geschlachtet werden. Junge Mädchen trugen Wasser in Gefäfsen herbei; die Priester die Opferwerkzeuge. Ein Schlag tödtete das Opfer, aber plötzlich schien der Opferpriester von Entsetzen ergriffen, liefs das Beil fallen, und entfloh. Der geschlachtete Ochse wurde abgehäutet, die Haut zugenäht, mit Heu ausgestopft, das unförmliche Gebilde aufgestellt und an einen Pflug gespannt. Die Opfernden traten hierauf vor einige dazu ernannte Richter, um ihre That zu rechtfertigen. Die Mädchen, welche Wasser zum Wetzen der Beile und Messer gebracht hatten, schoben die Schuld auf die, welche diese Werkzeuge wirklich gewetzt hatten; diese auf die, von welchen der Ochse geschlachtet worden war; diese wieder auf Beil und Messer, und an sie hielten sich die Richter und urtheilten, Beil und Messer sollten als Mörder in das Meer geworfen werden.

Das Opferthier wurde zerlegt und in drei Theile getheilt, wovon der Gottheit einer zukam, welchen man auf dem Altar verbrannte; den Priestern einer, als Nutzung ihres Amtes; den Opfernden der dritte; diesen verwendete man gewöhnlich zu einer Mahlzeit, wobei Freunde eingeladen wurden. Der Arme, dem

es unmöglich war, einen Ochsen zum Opfer zu schlachten, konnte sich einen Kuchen kaufen, der die Gestalt eines Ochsen nachahmte, und ihn dem Priester darbringen, womit dieser auch zufrieden war; reiche Leute prahlten mit ihrem Opfer, hingen das Vordertheil des Kopfes von dem geschlachteten Ochsen vor ihrer Hausthüre auf, und zierten es mit Blumen und Bändern.

Niemand war verbunden, sein Opfer in dem Tempel darzubringen, oder nur dort das Gebet zu verrichten; eben so gültig war es, wenn der Hausvater solches auf einem Altare, der häufig vor der Hausthüre stand, oder in einem dazu eingerichteten Raume seines Hauses darbrachte.

In Athen war die Anzahl der Priester und Priesterinnen sehr grofs; in keiner andern Stadt sah man so viele Tempel, in keiner wurden so häufige Feste gefeiert. Es gab Priester von verschiedenem Range; den höchsten nahm der Grofspriester ein. Der Neokor besprengte diejenigen, welche in den Tempel traten, mit Weihwasser; der Opferer schlachtete das Opfer; der Weissager enthüllte die Zukunft aus den Eingeweiden des Thieres; der Herold ordnete die Feier, und entliefs die Anwesenden. Im Amte waren die Priester reich bekleidet, und da diese Prachtgewänder häufig den Tempeln geschenkt wurden, so stickte man die Namen der Geber mit goldner Schrift ein. In edlen Anstand, körperliche Schönheit, anziehenden Ton der Stimme setzten diese griechischen Priester und Priesterinnen einen Theil ihrer Würde, und die Priesterinnen besonders wufsten den Eindruck, den sie auf das Volk machten, noch dadurch zu erhöhen, dafs sie in ihrer Kleidung der Gottheit selbst zu ähneln suchten, welcher sie dienten. So kränzte sich die Priesterin der Ceres mit Mohn und

Kornähren; Minervens Priesterin ging geharnischt, mit dem buschigen Helm auf dem Haupte, mit dem Schild am Arme.

Es gab Priesterstellen, welche in besonderen Familien von Vater auf den Sohn forterbten, andere wurden von dem Volke besetzt. Diese Stellen waren einträglich; die Tempeleinkünfte warfen gute Besoldungen für die Priester ab, und der Antheil an den Opfern war von Bedeutung; auch freie Wohnung hatten die meisten. Der Priesterin der Minerva mufste für jeden Gebornen oder Gestorbenen von der Familie ein Maas Weizen, ein Maas Gerste und ein Stückchen Geld gegeben werden. Verbrecher konnten sich in die Tempel, heilige Haine, und zu den Altären flüchten, ohne dafs sie Jemand antasten durfte; natürlich mufsten die Priester dafür Bezahlung erhalten. An Auszeichnungen fehlte es den Priestern auch in Athen nicht; aber manche begnügten sich damit nicht; sie suchten und erhielten oft noch aufser ihrem Amte wichtige Staatsbedienungen, wurden zu Gesandten ernannt, und zogen in den Krieg. Die Priester mehrerer Tempel waren nicht durch irgend ein Verband vereiniget, auch standen sie für ihre eigene Person unter der gewöhnlichen Obrigkeit. Bei dem Hang zum Aberglauben, der die Griechen überhaupt auszeichnete, war der Einflufs der Weissager und Zeichendeuter in Athen und Attika sehr grofs. Der Staat unterhielt sie; sie waren in dem Gefolge der Soldaten, welche in den Krieg zogen; ihr Wort war vielgeltend; sie suchten recht eifrig des Aberglaubens Herrschaft zu bewahren. Wer einen Traum hatte, wer unvermuthet ein gewisses Thier erblickte, wessen Augenlieder sich krampfhaft bewegten, wem die Ohren

klangen, wer nieste, wer gewisse Worte aussprach, der mufste zu den Weissagern eilen, und ihre Erklärung theuer bezahlen. Diese betrügerischen Menschen schlichen sich in den Familien ein, und richteten viel Unheil durch den Einflufs an, welchen sie zu erlangen wufsten. Auch ganz gemeine Weiber weissagten in Athen, und hatten grofsen Zulauf. Wer wider das Daseyn der Götter sprach oder schrieb, wer verächtlich ihre Bildsäulen behandelte, oder gar beschädigte, wer die Geheimnisse verrieth, die bei besondern Einweihungen Statt hatten, wurde als Verbrecher gegen die Religion angeklagt, und an dem Leben gestraft.

Das Volk von Athen liebte Feste und festliche Aufzüge, und verbrachte in jedem Jahre mehr als achtzig Tage damit, in üppigem Müssiggange. Die wichtigsten waren die Panathenäen, zu der Ehre der Minerva, und die grofsen Dionysien, zu der Ehre des Bacchus. Mit beiden waren festliche Umzüge verbunden, wobei die Opferthiere, bisweilen mehrere hunderte, mit grofser Pracht zu dem Altare geführt wurden. Das Fleisch derselben vertheilte man unter das Volk. Es wurden an solchen Festen Wettkämpfe im Laufen, Ringen, Reiten, Fahren und Wettstreite in der Dichtkunst, dem Gesange und Tanz angestellt. Alljährlich wurden die Panathenäen gefeiert, aber alle fünf Jahre mit gröfserer Pracht als gewöhnlich; die Bewohner von ganz Attika nahmen Antheil daran, und schleppten eine Menge Schlachtthiere mit sich in die Hauptstadt. Vom frühen Morgen an gab es Ergötzlichkeiten aller Art; hierauf bildete sich der feierliche Zug vor den Mauern der Stadt, und ward von verordneten Magistratspersonen durch die Hauptstrafsen bis auf

die Burg geführt, wo Minervens Tempel stand. Schönheit, Pracht, Anmuth und Grazie vereinigten sich, diesen Umzug zu einem sehr reizenden Schauspiel zu machen. Wer daran Theil nahm, bekränzte sich mit Blumen. Die Greise, ehrwürdig in dem Schmucke grauer Haare, trugen Olivenzweige in den Händen; Männer erschienen mit Schild und Lanze; Jünglinge folgten ihnen und sangen Weihgesänge zu Minervens Ehre; man sah hierauf Knaben, in einfachen, leichten Gewändern; Jungfrauen voll Jugendreiz und Grazie, die auf ihren Köpfen Körbe trugen, in welchen Opferwerkzeuge, Kuchen und andere zu den Opfern erforderliche Dinge unter schimmernden Schleyern lagen; die vornehmsten Familien gaben gern ihre Töchter zu diesen Verrichtungen. An sie schlofsen sich andere Mädchen als Dienerinnen an; Töchter der Fremden, die in Athen wohnten; sie hielten über jenen Sonnenschirme, und trugen kleine Stühlchen unter dem Arme. Andere hatten Gefäfse mit Wasser und Honig zu tragen. Auf sie folgten acht Musiker, vier mit Flöten, vier mit Leiern; hierauf Sänger, welche Stellen aus dem Homer sangen; alsdann Tänzer, völlig bewaffnet; sie unterhielten die Zuschauer von Zeit zu Zeit mit Darstellungen von Gefechten, Minervens Sieg über die Titanen nachahmend. Weiter zog ein Schiff mit Segeln und Ruderern die Augen der staunenden Menge auf sich; es schien durch Wind und Ruderwirkung leicht über den Boden hin zu gleiten, war aber inwendig mit Räderwerk versehen, wodurch es in Bewegung erhalten wurde. Auf dem Segel sah man eine Stickerei, Kunstwerk athenischer Bürgertöchter, worauf Minervens Sieg über die himmelstürmenden Titanen abgebildet war. Bei

dem Tempel des Apollo Pythius ward das Segel abgenommen, das Schiff blieb hier zurück, und der Zug ging weiter nach der Burg hinauf, wo in dem Tempel der Minerva jene Stickerei feierlich niedergelegt wurde. Abends sah man Wettläufe mit Fackeln, alsdann folgten Gastmale; Freunde bewirtheten einander, das gemeine Volk schmauste auf allenthalben vor den Häusern aufgerichteten Tischen, und verlärmte die Nacht.

Die grofsen Bacchusfeste, Dionysien, waren noch geräuschvoller, und währten mehrere Tage. Die dabei gewöhnlichen Umzüge wurden meistens des Nachts gehalten, und zeichneten sich durch einen sehr auffallenden Charakter aus; sie sollten die Triumphzüge des Bacchus in Indien darstellen. Satiren, Faunen mit Bocksfüfsen, Silene auf Eseln reitend, Bacchanten und Bacchantinnen, mit Epheu, Fenchel und Pappeln bekränzt, Thyrsusstäbe schwingend, taumelten dabei in grofsen Schaaren umher, raseten, brüllten und erschreckten die Zuschauer. Einige hielten lebendige Schlangen in den Händen, umwanden damit den Kopf, den Leib; andere wütheten auf andere Art, selbst gegen die Eingeweide der geschlachteten Opferthiere, die sie mit den Zähnen zerfleischten; keiner unterliefs irgend Etwas, was der tolleste, zügelloseste Wahnsinn ohne alle Schaam hervorbringen kann. Mit Masken verhüllten daher die Meisten das Gesicht, um unkenntlich zu seyn; in Thierhäute kleideten sie sich. Aber in ruhiger Ordnung zogen zwischen diesen Rasenden die von den Zünften von Athen abgeordneten Musik- und Gesang-Chöre unter der Leitung ihrer Anführer, Chorführer, auf; ihre Preisgesänge auf die Gottheit wetteiferten mit

einander. Eben so ruhig, mit niedergeschlagenen Augen gingen die Jungfrauen in dem Zuge einher; Töchter der angesehensten Bürger, in ihrem besten Schmuck, und trugen auf den Köpfen Körbe mit Kuchen, Erstlingen von Früchten, Epheublättern, Salzkörnern und andern Gegenständen von geheimnifsvoller Deutung. Auf den Dächern der Häuser, an welchen der Zug vorbei ging, standen Frauen und Männer als Zuschauer, und erleuchteten die Scenen durch Lampen und Fackeln. Auf den öffentlichen Plätzen und Kreuzstrafsen wurden Opferthiere geschlachtet, und Trankopfer dargebracht. Es waren furchtbare Nächte, wo Zügellosigkeit Meisterin blieb, ungeachtet aller Vorsorge der Obrigkeit, Ausschweifungen zu verhüten und hart zu bestrafen. Die Tage des Festes wurden durch jene Schauspiele, von welchen ich früher sprach, verherrlicht.

Die Bürger von Athen waren von dem 18ten bis 60sten Jahre Kriegsdienste zu thun schuldig, sobald es der Staat forderte; Sklaven, Ausländer, die in Attika oder Athen ansäfsig waren, und ganz arme Bürger wurden nur in der höchsten Noth zu Soldaten genommen. Selbst die reichsten Bürger dienten als Gemeine; der ernannte Obergeneral forderte die Waffenpflichtigen vor sich, und liefs ihre Namen ausrufen und einschreiben; alsdann bewaffneten sie sich und erschienen bey der Musterung. Die zehn Stämme des attischen Volkes stellten jeder einen Anführer, oder General, von denen aber nicht alle in jeden Krieg mitzogen; in früheren Zeiten wechselte unter diesen zehn der Oberbefehl von einem Tage zu dem andern.

Das Fufsvolk der Athener bestand aus Schwerbewaffneten, Hopliten, wovon jeder noch einen

Knecht bei sich hatte; Leichtbewaffneten und solchen, deren Waffen leichter als die der ersten und schwerer als die der letztern waren. Peltasten hiefsen diese. Die Schwerbewaffneten waren mit Panzer, Helm, Schild, Beinpanzern, und mit Schwert und Lanze versehen; die Peltasten trugen einen kleinen Schild, Pelta, und Wurfspiese; die Leichtbewaffneten hatten Bogen und Pfeile, auch wohl Steine und Schleudern. Auf den aus Weidenholz verfertigten, auch wohl nur aus Weidenstäben geflochtenen Schildern waren Sinnbilder und Inschriften gemalt. Mancher zeigte darin grofse Verschwendung.

Die Reiterei trug einen kurzen Mantel, und war mit Helm, Panzer, Schild, Schwert, Lanze oder Wurfspiefs ausgerüstet; verhältnifsmäfsig zu andern Nationen sah man nur wenige Reiterei in einem attischen Heere; Griechenland, Thessalien ausgenommen, hatte zu weniges Weideland, als dafs die Zucht und Anschaffung der Pferde zum Kriegsdienste nicht Schwierigkeiten verursacht haben sollte. Auch suchte man den Kopf und die Brust des Pferdes durch eine Art von Panzer zu schützen, und durch starke Dekken den Bauch und die Seiten; der Sattel war nicht gebräuchlich. Wer erst durch die Obrigkeit zum Soldatendienst gezwungen werden mufste, verlohr den gröfsten Theil seiner Bürgerrechte; eben so, wer bei dem Anblick des Feindes floh, oder sich in eine mehr beschützte Reihe rettete. Den Verräther traf das Schwert, eben so mufste der Ueberläufer sterben, wenn er erwischt wurde. Die Reichsten liefsen sich unter die Reiterei einschreiben; aber, in den üppigen Zeiten des höchsten Glanzes von Athen, nur um desto sicherer von dem persönlichen Kriegsdienste sich befreien zu können; sie mie-

theten einen Andern, der mit ihrem Pferde zu Felde zog. Seitdem das üppige Leben zu Hause die Bürger verweichlichte, wurden die Heere der Athener häufig durch ganze Schaaren gemietheter Ausländer vollzählig gemacht, und die eigentlichen Vaterlandsvertheidiger blieben an dem bequemen Heerde; früher drängte sich jeder freiwillig, seine Bürgerpflicht als Soldat zu erfüllen. Die Soldaten von Athen erhielten, so lange sie im Dienste waren, bestimmten Gehalt; im Frieden bekam nur der Reiter monatlich etwas Geld, als Beitrag zu den Kosten der Unterhaltung seines Pferdes.

Es gab verschiedene Arten von Befehlshabern über die Truppen; die geringsten hatten über 8 Soldaten zu gebieten; andere geboten über 128, über 256, über 512, über 1024 Mann, und so fort in steigendem Verhältnifs. Es würde zu weit führen, wollte ich die verschiedenen Befehlshaberstellen bei einem attischen Heere und die Verrichtungen derer, die sie verwalteten, nennen; so wie ich auch durch den Raum des Werkes beschränkt bin, über die militärischen Bewegungen der Soldaten, über die Art, wie sie ihre Waffen führten, und über andere Gegenstände der Kriegskunst mich weiter zu verbreiten. Nur noch einige kurze Sätze seyen hier eingeschaltet. Bei dem Heere wurden die Herolde sehr leicht bemerkbar; sie hatten Kronen auf dem Haupte, und Stäbe in der Hand; ihr Amt war bedeutend, und ihre Person unverletztlich. Durch sie kündigte der Staat Krieg an, sie boten Waffenstillstand, machten Friedensvorschläge, verkündeten Befehle des Obergenerales, riefen die Soldaten zusammen; erst wenn man im Schlachtgetöse ihre Stimme nicht mehr hören konnte, wurden die

Befehle durch Zeichen, durch Trompeten, und, wenn das alles nicht mehr anwendbar war, durch Gehülfen des Oberbefehlshabers, Adjutanten, die von Reihe zu Reihe eilten, mitgetheilt.

Junge Leute, die sich im Geschwindelaufen sehr geübt hatten, wurden von dem Befehlshaber zu schneller Verbreitung seiner Aufträge gebraucht.

In dem Gefolge des Heeres waren die Wahrsager unentbehrlich, die aus dem Vogelflug und aus den Eingeweiden der Opferthiere beurtheilten, ob die Befehle des Anführers dem Willen der Götter gemäfs seyen. Durch sie leitete dieser das Heer oft sicherer, als durch vernünftige Vorstellungen und Ansehen.

Vornehme Offiziere hatten ihre Schildträger, die selbst in dem Gedränge der Schlacht an ihrer Seite blieben. Zu ähnlicher Beschäftigung war auch der Knecht bestimmt, den jeder Schwerbewaffnete bei sich hatte; nur mit dem Unterschiede, dafs dieser Knecht aus den Reihen sich entfernen mufste, sobald das Gefecht begann, der eigentliche Schildträger aber nicht.

Schwert und Lanze in der Schlacht verlieren, brachte keine Schande; wer aber seinen Schild verlohr, wurde dadurch sehr beschimpft.

Nur bisweilen trugen die Athener, wenn sie in den Krieg zogen, ihr Gepäcke selbst; in der Regel hatte man dazu Karren, Lastpferde und Sklaven.

Ueber die gemachte Beute entschied der Oberbefehlshaber; ein Theil ward gewöhnlich den Göttern geschenkt; einer dem Staate dargebracht, zu öffentlichen Arbeiten, zu Verschönerung der Tempel; ein Theil fiel dem Feldherrn selbst, seinen Freunden und den Soldaten zu.

Wer bei den Uebungen nachläfsig war, oder schwer begriff, erhielt Stockschläge. Bei dem Angriff erhob der Anführer das Schlachtgeschrei, und die Tausende, die ihm folgten, wiederholten es mit Ungestüm; es hiefs Eleleu, Eleleu! Den Sieg verkündete der Siegesruf: Alale!

Der Staat erzog die Söhne der Bürger, die vor dem Feinde blieben.

Die Griechen hatten in der Heilkunde und Wundarzneikunst gute Fortschritte gemacht, und in Athen gab es geschickte Aerzte, aber auch eine grofse Anzahl solcher, welche, des ehrenvollen Berufes, dem sie sich gewidmet hatten, unwerth, nur ihrem Eigennutz dabei fröhnten, und noch mehrere Betrüger, die durch geheime Künste Krankheiten heilen wollten. An der Thüre des Hauses, worin Jemand krank lag, wurden Lorbeer- und Acanthuszweige aufgehangen; um den Sterbenden her stellten sich Freunde und Verwandte, und beteten zu Merkur, der die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt führen sollte. War der Tod wirklich erfolgt, alsdann erhoben alle Hausgenossen laute Klage; man wusch den todten Körper, salbte ihn, bekleidete ihn mit dem besten Gewande, setzte ihm einen Blumenkranz auf das Haupt, gab ihm einen Kuchen von Honig und Mehl in die Hand, damit er den grofsen Hund mit drei Köpfen, Cerberus, der an dem Thore der Unterwelt Wache hielt, besänftigen möchte, und eine Silbermünze in den Mund, um die Ueberfahrt über den Flufs der Unterwelt zu erkaufen. Man stellte die Todten in dem Vorhofe des Hauses wenigstens einen Tag, oft sogar drei Tage lang aus, um gewifs zu seyn, dafs sie wirklich todt seyen, und zu-

gleich den Verdacht einer gewaltsamen Todesart zu entfernen. Die Leiche wurde feierlich zur Erde bestattet; dies geschah vor Sonnenaufgang; Verwandte und Freunde fanden sich dabei ein. Weiber erhoben lautes Weinen und Wehklagen bei dem Sarge. Dieser war häufig aus Cypressenholz verfertiget. Man befestigte ihn, wenn der Leichenzug beginnen sollte, auf einen Wagen. Voran gingen, schwarz gekleidet, die Männer; hinten nach die Frauen, auch in schwarzem Gewande; diejenigen, welche der Verlust des Freundes oder der Freundin am tiefsten rührte, hatten das Haar geschoren. Dabei war ein Musikchor, welcher Trauergesänge anstimmte. Es stand den Hinterbliebenen frei, den Leichnam zu begraben oder zu verbrennen. In dem letzten Falle sammelten die nächsten Verwandten die Asche in eine Urne, und bedeckten sie nachher mit Erde. Wohlhabende Leute hatten besondere Familiengrüften. Während des Verbrennens wurde Wein zum Opfer ausgegossen; der Name des Verstorbenen wiederholt gerufen, und einiges von seiner Kleidung mit ihm der Flamme Preis gegeben. Dabei erschollen laute Klagen, flossen häufige Thränen. Es folgte ein Leichenmahl, wobei des Verstorbenen auf das rühmlichste gedacht wurde, und sein Lob der einzige Gegenstand der Unterhaltung war. Die Verwandten kamen an dem neunten, und eben so am dreissigsten Tage nachher wieder in dem Hause des Verstorbenen zusammen, aber jetzt in weissen Kleidern und mit Blumen in den Haaren; so feierten sie noch einmal das Andenken an den Todten, und bestimmten, dass sie alljährlich an seinem Geburtstage sich zu gleicher Absicht versammeln wollten. Freunde, die den Verlust

eines Freundes beklagten; Schüler, die einen geliebten Lehrer verlohren hatten, pflegten eben dieses zu verabreden.

Alljährlich ward auch ein allgemeines Todtenfest gefeiert.

Man besuchte von Zeit zu Zeit die Gräber, goſs dabei Wasser, Wein, Milch, Honig aus. Die Grabstätten waren heilig, unverletzlich; man glaubte, die Seele habe so lange keine Ruhe, bis der Körper begraben sey; sogar ein Reisender, der einen Leichnam an dem Wege fand, war verbunden, ihn mit Erde zu bedekken. Denen, die im Wasser umgekommen waren, und deren Körper man nicht fand, wurden häufig Cenotaphien, leere Gräber, errichtet. Gewöhnlich war eine kleine Säule mit dem Namen des Verstorbenen auf seinem Grabe als Denkmal an ihn; theuere, prächtige Grabdenkmäler waren sogar verboten, allein des Verbotes ungeachtet zeigte sich darin Eitelkeit und Prachtliebe der Hinterbliebenen. Besondere Feierlichkeiten veranlaſste das Leichenbegängniſs derer, die in einer Schlacht geblieben waren. Ihre Leichname wurden auf dem Schlachtfelde verbrannt; die Gebeine aber gesammelt und nach Athen gebracht. Die obersten Staatsgewalten setzten einen Tag fest, an welchem sie feierlich begraben werden sollten. Schon drei Tage zuvor wurden die Kisten oder Särge von Cypressenholz, worin die Gebeine lagen, unter einem groſsen Zelte aufgestellt, und von den trauernden Anverwandten besucht; diese gossen dabei Wein, Honig, Milch aus, und übten die Pflichten der Zärtlichkeit und Wehmuth. An dem zu der Beerdigung bestimmten Tage stellte man die Särge auf Wagen, nach der Zahl der Zünfte in Athen, und

führte sie so im langsamen Zug und grofser Begleitung durch die Stadt zu einem freien Platze aufserhalb der Mauer, wo Leichenspiele gegeben wurden. Dort wurden diese Särge in die Erde eingesenkt; ein Redner trat auf, und feierte ihr Andenken durch eine gehaltvolle Rede über die Verdienste solcher Braven, und jede Zunft errichtete ihnen hier Denksäulen, worauf die Namen der hier Begrabenen mit ihrem Todestage verzeichnet waren.

Alle Bürger von Athen richtete einerlei Gesetz; sie waren bei Vergehungen und Verbrechen einerlei Strafen unterworfen. Wer einen Tempel beraubte; die Geheimnisse gewisser gottesdienstlicher Gebräuche verrieth; als Staatsverräther überführt werden konnte; zu dem Feinde überging; eine Festung, ein Schiff, ein Heer oder eine von dessen Abtheilungen dem Feind übergab; gegen Religion sprach oder schrieb; die Staatsverfassung antastete; einen Mord beging, wurde mit dem Tode bestraft. Eben so der Dieb, der bey Tage über 10 Thlr., ungefähr an Werth, stahl, und jeder Dieb, der sein Vergehen Nachts oder in den öffentlichen Bädern und Lehrsälen, Gymnasien, vollbrachte. Man tödtete dergleichen Verbrecher entweder mit dem Strick, oder mit Gift, oder mit dem Schwerte, auch bisweilen durch Prügel; bisweilen warf man sie in das Meer, oder in einen Abgrund, der auf dem Boden mit scharfen eisernen Zacken und messerähnlichen Hacken versehen war. Geringere Vergehungen mufsten durch längere oder kürzere Gefängnifsstrafe gebüfst werden; selbst auf Lebenslang wurden gewisse Verbrecher eingesperrt, und oft mit schrecklichen Ketten belastet. Aber eine der härtesten Strafen war für den Athener die

Bayerische Staatsbibliothek München

lebenslängliche Verbannung aus Athen und Attika. Nicht immer war sie auf die ganzen übrigen Lebensjahre ausgedehnt, bisweilen nur auf ein oder einige Jahre. Schon dieses hielten die Athener für sehr hart, für fast nicht auszuhalten, da sie glaubten, nirgends in der Welt einen Ort zu finden, der ihnen gleiche Herrlichkeiten, Vergnügungen und Lebensbequemlichkeiten gewähren, Geist und Körper gleich angenehm reizen, belustigen, unterhalten könne, als ihr Athen und ihr Attika.

Sparta, Spartaner, Lazedämonier, Lakonien.

Lakonien, Lakonika, das etwa hundert Quadratmeilen in sich begreifen mochte, zwischen dem 36sten und 38sten Grade der Breite und dem 40sten und 41sten der Länge, wurde durch zwei, von dem hohen arkadischen Gebirge südlich auslaufende, Bergreihen eingeschlossen, wovon die eine sich mit dem Vorgebirge Tänarum, die andere mit dem Vorgebirge Malea endigte; gegen Abend und Mitternacht war daher das Land, dieser Gebirge wegen, fast unzugänglich, gegen Morgen und Mittag aber gänzlich offen, denn nach beiden Richtungen hin ward es von dem Meere bespült. Das gegen Abend liegende Gebirge hiefs Taygetus; einige seiner Gipfel ragten in die Wolken und gewährten einen Ueberblick der ganzen griechischen Halbinsel, welche unter dem Namen Peloponnesus bekannt ist. Diese Grenz-Berge von Lakonien waren fast ganz mit Gehölz

bewachsen, der Aufenthalt von ganzen Heerden wilder Ziegen, von Hirschen und Wildschweinen, aber auch von Bären; ihr Inneres verbarg Marmor, besonders schwarzen von vorzüglicher Schönheit, Edelsteine, Eisen und andere, selbst edle Metalle. Von diesen hohen Bergen herab wehten rauhe Winde, und machten den Winter härter, als man nach der Lage des Landes erwarten sollte; und in den Sommermonaten waren sie die Ursache, daſs in der, von ihnen eingeschlossenen, Ebene die Hitze fast unerträglich, und für das Gedeihen der Feldfrüchte verderblich wurde; denn die Strahlen der Sonne prallten von diesen gewaltigen Felsen ab, und ihre Wirkung ward dadurch vervielfältigt. Ueberhaupt hatte Mutter Natur dieses Lakonien weniger reich mit Gaben versehen, als andere Gegenden des Peloponnesus; der Boden war steinig, gab spärlich das ihm vertraute Korn; der besorgte Landbauer muſste die sanfteren Abhänge und Rücken der Hügel mühsam bearbeiten, um Getreide säen zu können; seine gepflanzten Obstbäume häufig begieſsen, und doch verzehrte oft der Sonne Glut die Früchte seiner Arbeiten. In den ebneren Lagen war besseres Gedeihen. Der Eurotas durchströmte diese und bereicherte sie; da erblickte das Auge blumenreiche Auen, und leichteren, ergiebigeren Anbau, und näher dem Meeres-Gestade wuchsen nährende Kräuter, Wurzel- und Kohlarten, reiften Feigen, Oliven, viele Obstsorten; die Hügel umher waren mit Reben bekleidet, welche Wein lieferten, der zu den besten Arten, welche die griechische Halbinsel erzeugte, gerechnet wurde.

Den Eurotas wählten gern die Schwäne zu ihrem Aufenthalt, und gaben den Anwohnern

ihre dort vorzüglich weifsen und zarten Federn, welche in der Vorwelt ein Gegenstand des Luxus, und in Betten und Polster gestopft wurden, die der reiche Schwelger theuer bezahlte und lakonische nannte. Das sehr hohe und feste Uferschilf des Eurotas wurde von den Anwohnern auf die mannichfaltigste Weise genützt und verarbeitet. Treffliche Fische lieferte das Meer den fleifsigen Fischern, und unter den Schaalthieren die Purpurschnecke, deren Saft eine in der Vorwelt so berühmte und beliebte Farbe, die Purpurfarbe, dem Rosenroth ähnlich, lieferte. Die Schriftsteller der Vorwelt machen die Bemerkung, Lakonien sey häufigen Erderschütterungen unterworfen gewesen, und habe einst einen Theil seiner Städte, deren Zahl sich auf hundert belaufen haben soll, auf diese Art gewaltsam verloren.

Gewifs ist, dafs dieser sehr beschränkte Landstrich aufserordentlich bevölkert war, und man kann die ganze Summe der Bewohner nahe an 500,000 Menschen anschlagen, so dafs also auf jede Quadratmeile gegen 5000 gerechnet werden müssen.

Von sehr alten Zeiten her bemerkt der Geschichtforscher mehrere bestimmt verschiedene Klassen der Einwohner von Lakonien; die erste, gebietende, begriff die Spartaner, eigentliche Einwohner von Sparta, die Bürger, die Adelichen des Landes, denen das Recht zustand, in den Versammlungen entscheidende Stimmen zu geben. Es waren die mit Doriern vermischten Herakliden, Nachkommen des Herkules, welche sich des ganzen Landes in alten Zeiten bemächtigt hatten. Erst, so sagt die alte Geschichte, lebten sie mit den Lazedämoniern, alten Bewohnern von Lakonien, vermischt, ein-

ander an Rechten gleich; aber bald äufserten jene Eroberer ihre Herrschsucht und verlangten Tribut von den Besiegten; welche sich willig fügten, blieben bei ihrer vorigen Verfassung; welche Widerstand leisteten, wurden in einen, der Sklaverei ähnlichen, Zustand herabgedrückt. Dieses harte Schicksal erlitten besonders die Einwohner der Seestadt Helos. Ich bitte, diesen Namen vorläufig zu merken. In den Händen dieser eigentlichen Spartaner ruhte die ganze Oberherrschaft, sie waren die Krieger, und glaubten, die einzige Beschäftigung, welcher sie sich mit Ehre widmen könnten, sey Krieg. Man sollte glauben, ihrer sey die Mehrzahl in dem ganzen Volke gewesen, da ihre Forderungen so anmafslich waren; allein merkwürdig ist auch hier der Trotz einer kleinen Anzahl von Menschen, die sich ihres Uebergewichtes bewufst waren; ehemals sollen 10,000 Spartaner in Lakonien gewesen seyn; in der Periode des Angriffs der Perser auf Griechenland, unter Xerxes, waren es 8000; aber ihre Zahl minderte sich durch ununterbrochene Kriege so sehr, dafs man später nur noch sehr wenige alt spartanische Familien in Sparta finden, und unter 4000 Menschen, die einer Verhandlung auf dem Marktplatze beiwohnen mochten, selbst die obrigkeitlichen Gewalten mitgerechnet, kaum 40 wirkliche Spartaner sehen konnte.

In der zweiten Klasse der Bewohner von Lakonien stehen die Nachkommen der alten Anwohner, die Lazedämonier. Die Städte an dem Meere und in dem Innern des Landes gehörten ihnen; man kann ihre Anzahl wenigstens auf 30,000 rechnen. Den Spartanern waren sie Tribut schuldig gleich Unterthanen, aber der Zustand freier Leute war ihnen vorbehalten, nur

Bürgerrechte hatten sie nicht, und also auch keinen Theil an der obrigkeitlichen Verwaltung. Sie mufsten mit jenen in den Krieg ziehen. Man glaubt, der Handel und das Fabrikwesen sey durch sie besorgt worden; auch weifs man, dafs sich viele von ihnen mit Handwerken beschäftiget haben. Diese Lazedämonier unterhielten zu der Bewahrung ihrer Rechte einen Bund unter sich, und wählten aus ihren Versammlungen Abgeordnete zu dem spartanischen Reichstage, welcher, mit Zuziehung von jenen, bestimmte, wie viel Soldaten die Städte zu einem Feldzuge geben, und wie stark ihre Steuerbeiträge seyn sollten. Nicht immer bestimmt genug werden von den Schriftstellern der Vorwelt diese beiden Klassen von Bewohnern Lakoniens unterschieden, und häufig begreifen sie beide unter dem Namen der Lazedämonier, oft auch verwechseln sie solche, und erschweren dadurch den klaren Blick in die Geschichte der Vorwelt. Eine dritte Klasse der Fremden, die sich, als jene Herakliden und Dorier sich des Landes bemächtigten, in den verödeten, oder menschenarmen Städten und Dörfern ansiedelten, unterscheidet sich schwer von den Lazedämoniern, und mufs um so mehr für eines mit diesen angesehen werden, da sie wahrscheinlich gleicher Rechte mit jenen theilhaftig war. Desto greller aber stach die vierte Einwohnerklasse der Heloten, der Nachkommen von jenen Widerspänstigen aus Helos, gegen die übrigen ab; Sklaven waren es nicht, aber fast doch; sie standen zwischen Freien und Sklaven. Ihre Zahl vermehrte sich dadurch, dafs auch später andere Städte gleiche Versuche der Widersetzlichkeit eben so wie Helos büfsen mufsten; so geschah es, dafs sie die Hauptmasse der Bewohner

des Landes ausmachten, deren Anzahl auf wenigstens 300,000, die eigentlichen Sklaven davon ausgenommen, berechnet werden darf. Sie gehörten als Leibeigene dem Staate und zugleich den Einzelnen, deren Benutzung und Dienste sie zugetheilt waren. Sie wurden sehr hart, oft sogar mit der empörendsten Grausamkeit, behandelt; auf dem mindesten Verdacht der Widersetzlichkeit stand Todesstrafe; ihre Kleidung und die Mütze von Leder machten sie kenntlich. Aber sie waren doch auch die Pächter von den Landgütern der Spartaner, und ihr Pacht war und blieb ein geringer Zins, der mit dem Ertrage des Grundstücks in keinem Verhältnisse stand. Wer diesen hätte erhöhen wollen, würde sich dem gröfsten Tadel ausgesetzt haben. Heloten übten sich in Künsten und Handwerken, dienten als Matrosen und gingen mit den Schwerbewaffneten von den Spartanern in den Krieg. Mancher von diesen hatte, wie in der Schlacht bei Platäa, sieben Heloten bei sich. Und ein noch gröfserer Vorzug war der, dafs sie zum Lohn für gute, dem Staat erwiesene Dienste, erst die Freiheit, und bei fortwährender Auszeichnung das beschränkte Bürgerrecht erhalten konnten. Aber der Herr, dem sie persönlich dienten, war es nicht, der diese Freiheit geben konnte; so wenig, als es in seiner Gewalt stand, seine Heloten an Ausländer zu verkaufen. Sehr ungern ertrugen diese Gedrückten, in deren Mitte mancher muthige, treffliche Mann erstand, ihr Joch und ihr Mifsvergnügen äufserte sich oft sehr laut. Bald waren es nur Strafen, bald auch Belohnungen, wodurch man den völligen Ausbruch ihres Unwillens zügeln konnte. Freiheit und Sklaverei, so hiefs es daher im griechischen Sprüchwort, sind beide gleich unbegrenzt in Sparta.

Aufser den Heloten gab es in Lakonien noch gekaufte, oder im Krieg erbeutete ausländische Sklaven und Sklavinnen, welchen die Geschäfte des Hauswesens übergeben waren, und wovon man im Kriege eine grofse Anzahl zu der Fortbringung des Gepäckes brauchte. Die Weiber von Sparta liefsen ihre Sklavinnen Wolle spinnen und weben, da sie selbst dergleichen Geschäfte nicht verrichten durften.

Ich mufs diesen Bemerkungen die kurze Schilderung von Sparta, dem Hauptorte des Landes, beifügen. Sparta, oder Lazedämon, lag an dem rechten Ufer des Eurotas, und bestand aus mehreren einzelnen Gruppen von Dörfern, oder Flecken, die von den verschiedenen Stämmen bewohnt, und nach ihnen benannt wurden. Die Forscher sind über ihre Zahl uneinig; es sollen nach einigen fünf, nach andern sechs gewesen seyn. Manso, dessen treffliches Werk zu empfehlen ist, scheint mir so genau, wie es hier möglich, dargethan zu haben, dafs die Bürger von Sparta in sechs Stämme abgetheilt gewesen seyen, und sechs getrennte Stadtdistrikte bewohnt haben. Ein Hügel machte einigermafsen den Mittelpunkt dieser Ansiedelungen aus, und war ungefähr von gleicher Bestimmung, wie die Burg zu Athen. Der Bezirk, den diese sechs Dörfer oder Flecken mit gröfseren und geringeren Zwischenräumen umfafsten, mogte etwa eine und eine Viertelmeile betragen, und war in den Zeiten des höchsten Flors von Sparta ohne Mauern; weit später erhielt er diese. Die Wohnhäuser waren niedrig, klein und von schlechter Bauart, mehr Hütten, die kaum den Landleuten in Attika genügt haben würden; nirgends sah man Zierde, noch vielweniger Pracht in oder an denselben. Aber mit Würde waren die Tempel und

öffentlichen Gebäude aufgeführt, deren es in Sparta viele gab. Auf dem höchsten Hügel, den die Quartiere der Bürger umgaben, stand ein Minerventempel, von einem heiligen Hain umgeben, der zu den Merkwürdigkeiten des Alterthums, unter dem Namen des ehernen Hauses gerechnet wurde; das ganze Gebäude, so wie die Bildsäule in demselben, war von Erz. Auch ein anderer Minerventempel, ein Musentempel, ein Tempel der Venus, eine Kapelle des Jupiter, und mehrere Kapellen und Bildsäulen standen dort oben. Auf dem Marktplatze waren Versammlungshäuser für die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung errichtet; dort mögen wohl auch die Gebäude ihren Platz gehabt haben, worin die Spartaner ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu halten pflegten, von denen ich weiterhin sprechen werde. Etwas, wodurch dieser Marktplatz sich sehr auszeichnete, war eine Halle, Persike genannt, aus dem Erlös für die Beuten der grofsen Schlacht bei Platäa gegen die Perser erbaut. Statt der Säulen trugen grofse Statuen von Persern mit langen Talaren das Dach dieser Halle. In allen Theilen der Stadt sah man mehrere Denkmäler, den Göttern und Helden errichtet, und Lykurg, der Gesetzgeber der Spartaner, hatte einen eigenen Tempel. Bei den Gebäuden zur Ehre der Helden waren gewöhnlich Lustwäldchen; eines von gröfserem Umfang als gewöhnlich, von schattigen Platanen, Platanistas genannt, diente zu einem Uebungsplatze für die Jugend. Der Eurotas und ein anderer kleiner Flufs machten diesen Platz zu einer Insel. Zwei Brücken führten dahin, bei der einen stand eine Bildsäule des Herkules, das Sinnbild der Alles besiegenden Kraft, bei der andern die Statue des Lykurg, gleichsam als Sinnbild der alles vermö-

genden und erhaltenden Gesetzlichkeit. Einen mit den Bildsäulen des Apoll, der Diana und Latona gezierten Theil des Marktes nahm der Chor ein, wo an gewissen Festtagen dem Apollo zu Ehren Tänze aufgeführt wurden. Ein ansehnliches Theater sah man auch in dem Bezirk von Sparta; eine Laufbahn, zur Uebung der Jugend; mehrere Uebungsplätze für Fechter und Ringer, auch einige öffentliche Versammlungshäuser, Leschen genannt, worin Bürger Zutritt hatten, die sich mit einander unterhalten oder berathschlagen wollten. Den Siegern in den Spielen zu Olympia wurden häufig Bildsäulen in Sparta errichtet, den Besiegern der Feinde nicht. « Den Ringern Bildsäulen, sagten die Spartaner, den Helden allgemeine Achtung!" Man grub höchstens die Namen derer, die in den Gefechten ehrenvoll geblieben waren, einer einfachen Säule ein.

Dem Fremdling, der von Athen nach Sparta kam, mufste der merkliche Unterschied zwischen diesen beiden Hauptstädten Griechenlands sehr auffallen; von der äufseren und inneren Schönheit jener Prachtwohnungen verwöhnt, mufste er in Sparta diese Nebenbuhlerin Athens kaum zu erkennen im Stande seyn, und kaum glauben können, dafs die, in niedrigen Hütten wohnenden, in ihren groben Mänteln ruhig und still einhergehenden Spartaner die nämlichen seyen, welche sich den Feinden durch ihre stürmische, wilde Tapferkeit so furchtbar machten.

So wie die Athener ihre Verfassung den Gesetzen des Solon verdankten, so waren die Spartaner die ihrige den Anstrengungen und Bemühungen eines nicht minder weisen Mannes, des Lykurg, schuldig. Die Gesetze, welche er seinem Vaterlande gab, sonderten dieses von allen

andern Staaten Griechenlands auf das Bestimmteste ab; allein stand Sparta, und bildete durch seine Verfassung nicht nur Männer, sondern Helden, und viel länger, als irgendwo, blieben Lykurgs Gesetze in ungeschmälerter Kraft. Er und seine Verordnungen sind häufig eben so sehr gelobt als getadelt worden; indem einige mehr als menschlichen Geist darin wirksam zu sehen glaubten, haben andere diesen Gesetzgeber der Gefüllosigkeit und grausamer Neigungen auf das Bitterste beschuldigt; er hat in ihren Augen das menschliche Geschlecht entehrt, indem er nichts als rohe Krieger aus den Gliedern seines Staates zu bilden bemüht gewesen seyn soll; oft ist Lob und Tadel zu weit gegangen, wenn gleich jeder Theil Beweise für sich in den Schriftstellen der Gelehrten aus der Vorwelt schöpfte, die leider zu oft verschiedene Deutungen und Anwendung zulassen, weil jene, als sie ihre Werke schrieben, nicht bei jedem Ausdrucke daran denken konnten, dafs nach mehr als tausend Jahren, wenn Griechenlands Verfassungen sogar bis auf die Sprache vernichtet wären, die Denkkraft fremder Völker sich daran üben und erschöpfen würde. Mir ziemt es blos, das hier aufzustellen, was sich als Thatsache bewährt. Lykurgs Lebensperiode ist viel älter, als die des Solon, und grenzt näher an das Zeitalter der Heroen, von dem meinen Lesern noch eine Skizze, die ich in der Einleitung zu dem Haushalt der Athener entwarf, erinnerlich seyn mufs. Auch der Nachkommen des Herkules, der Herakliden, erwähnte ich dort schon, die, ehemals aus der griechischen Halbinsel vertrieben, achtzig Jahre nach der Eroberung von Troja mit starker Heeresmacht, von Doriern unterstützt, von der damals allgemeinen Neigung

der Menschen jenes Erdstrichs, die Heimath mit einer andern zu vertauschen, verstärkt, jenes alten Besitzthums sich wieder bemächtigten. Temenus, Kresphontes und Aristodemus waren ihre Führer; die griechische Halbinsel, der Peloponnesus, wurde ihre Beute; Temenus erhielt die Landschaft Argolis, Kresphontes Messenien. Aristodemus starb, und erst nach seinem Tode gebar seine Gattin Zwillinge, Eurysthenes und Prokles, welchen, weil weder ihre Mutter, noch auch das Delphische Orakel dem einen oder dem andern das Recht der Erstgeburt zusprechen wollten, die Landschaft Lakonika, zu gemeinsamer Beherrschung zufiel.

Diese in Sparta siegreich einrückenden Dorier standen auf einer geringeren Bildungsstufe, als die Lazedämonier, welchen sie sich zu Herrn aufdrangen. Wenn sich in einzelnen Theilen Griechenlands Auswanderer aus fremden Gegenden, wie die ägyptischen in Attika, ansiedelten, brachten sie die Wohlthaten der Wissenschaften, Künste, und einer gesitteten Lebensart mit; aber diese Herakliden, mit den rauhen Doriern, so rauh wie ihre heimischen Gebirge, vermengt, zermalmten nur alles durch Waffengewalt, und wurden die Geisel ihrer Unterthanen. Jene beiden Brüder, Eurysthenes und Prokles, wurden Stammväter zweier, in der Macht vereinter, königlichen Familien, der Eurystheniden und Prokliden, die auch Eurypontiden genannt werden, welche über Lazedämon mehr als 900 Jahre ununterbrochen geherrscht haben. Bis zu Lykurg entstanden aus Eurysthenes Stamm: Agis, Echestratus, Labotas, Doryssus, Achesilaus, Archelaus; aus Prokles Hause waren: Sous, Eurypon, Prytanis, Eunomus, Polydektes. Der jüngere Bruder des Letzteren war

Lykurg; den Vater Eunomus hatten Empörer in Sparta mit einem Messer getödtet, und Unordnungen aller Art, von gegenseitigem Neide der beiden regierenden Familien und von der Vergröſserungssucht einzelner Vornehmer herbeigeführt und genährt, brachten Lazedämon an den Rand des Verderbens, als auch Polydektes unerwartet starb. Lykurg folgte ihm nach der Vorschrift der Gesetze in der Regierung; allein er hatte sie kaum angetreten, als des Bruders Wittwe erklärte, sie würde Mutter werden. Lykurg war so wenig von dem Besitz einer Krone geblendet, daſs er sogleich bekannt machte, wenn seines Bruders Wittwe Mutter eines Sohnes würde, so trete er diesem die Regierung ab, und wolle nur dessen Vormund bleiben. Die Wittwe wünschte sich mit Lykurg verbunden zu sehen, und versprach sogar, wenn er ihr Gatte werden wollte, das Kind zu tödten. Lykurg empörte ein so schreckliches Vorhaben; um es zu verhindern, machte er der Königin fälschlich Hoffnung, und als sie einen Sohn gebahr, nahm er ihn auf seine Arme, trug ihn in die Versammlung der Vornehmsten des Volkes und zeigte den Knaben mit den Worten: Hier ist euer geborner König. Er gab ihm den Namen Charilaus, Volksfreude. Die Königin vergaſs die Beleidigung, ihre Hand ausgeschlagen zu haben, nicht; sie und ihr Anhang verbreiteten das Gerücht, Lykurg wolle den ihm vertrauten Mündel heimlich tödten lassen. Er glaubte dem Verdachte gänzlich ausweichen zu müssen, den selbst der Zufall begünstigen konnte, und verlieſs daher freiwillig seine Vaterstadt. Er reiste; erst nach der Insel Kreta, wo ein glückliches Volk unter den weisen Gesetzen des Minos blühte. Lykurg bereicherte dort seinen Geist

mit dem nützlichsten Stoffe und mit den Grundzügen zu der Verfassung, die er seinem eigenen Vaterlande einst zu geben gedachte. Er ging hierauf nach Asien, wo griechische Kolonien in der Ausbildung, in Gewerb und Handel bereits gut vorgerückt waren, aber auch Ueppigkeit und Verweichlichung schon bei sich hatten eindringen lassen. Dort, bei den Joniern, fand er unter andern mehrere Bruchstücke aus den Gedichten des Homer, und eilte, sie als ein schätzbares Gut nach Lakonien zu verpflanzen. Allenthalben erwarb er sich die Kenntniſs der Staatsverfassungen, von welchen das Beste in Sparta angewendet werden sollte.

Lazedämon war indessen mehr und mehr die Beute innerer Zerrüttungen gewesen, und müde des Jammers, den diese verbreiteten, sandten die Einwohner verschiedene Boten an den Lykurg, um ihn zu ihrem Heil zurück zu rufen. Er kam und begann das groſse Werk einer gänzlichen Umschaffung der alten Verfassung. Er fragte das Orakel zu Delphi um Rath über den Ausgang seines Beginnens. „Du bist ein Freund der Gottheit, antwortete Pythia, bist mehr als Mensch, und deine Staatsverfassung wird die Beste von allen werden!" Lykurg konnte nun ruhig fortarbeiten und die beste Aufnahme seines Entwurfes bei dem Volke erwarten, da solcher selbst durch den Ausspruch der Gottheit vortheilhaft angekündiget war. Aber dennoch hatte er noch der Sorgen und Gefahren viele zu bestehen, ehe das Werk zu Stande kam; er muſste sich mit Gewaffneten umgeben, und entging dennoch kaum den Versuchen der Gegner, ihn aus dem Wege zu räumen. Endlich ward die neue Verfassung in allen ihren Theilen in Gang gebracht, und die Spartaner erkannten

ihrer Vorzüge. « Noch ein Hauptstück unserer Gesetzgebung, so sagte Lykurg zu dem versammelten Volke, muſs ich euch mittheilen, aber zuvor befrage ich das Orakel in Delphi; versprecht mir, bis ich wiederkomme, nichts an der neuen Verfassung zu ändern!" Sie versprachen es; er lieſs sich dieses Versprechen von den beiden Königen, von den Obrigkeiten und von der ganzen Bürgerschaft eidlich geben, und reiste nach Delphi, wo er das Orakel fragte, ob Sparta bei seinen Gesetzen glücklich seyn werde. Das Orakel antwortete: Sparta werde der glücklichste Staat seyn, so lange dort Lykurgs Gesetze gälten. Freudig sandte dieser weise Mann den Götterausspruch nach Sparta, und verschwand, und starb fern von dem Volke, dem er so viel Gutes verschafft hatte. Niemand erfuhr je, wo, und wann.

Lykurgs Gesetze hatten unstreitig die Absicht, ein gesundes tapferes Menschengeschlecht in seinem Staate zu bilden, und den Einzelnen jedes Opfer erträglich und leicht zu machen, welches sie dem Wohl des Ganzen darbringen müſsten. Dem Staate gehörte der Bürger mit seiner vollen Kraft, und nur als solcher kam der Mensch in Betrachtung, anders nicht, in dem Bürger sollte sich der Mensch gleichsam verlieren; seine Kräfte sollten sich durch beständige Aufopferungen und Uebungen verstärken, vervielfältigen, und indem der Spartaner, ungereizt, unangetastet von den Verderbnissen einer in allen andern Staaten sich entwickelnden Ueppigkeit, vereinzelt dastünde, sollte sein innerer Gehalt das Scheinvermögen aller andern überwiegen, und in dem Einzelnen die Kraft von mehreren sich wirksam zeigen; ein Heldenstaat sollte in dem Thale des Eurotas blühen,

und in Wahrheit er blühte dort, so lange Lykurgs Gesetze redlich galten. Auch geschah dies viele Jahrhunderte hindurch ohne Wanken; wenn ich daher den Haushalt der Spartaner von der ersten Erziehung an, so viel davon bekannt ist, hier zu schildern suche, so werde ich Lykurgs Gesetze in ihrer Anwendung meinen Lesern mitgetheilt haben, ohne sie der Reihe nach aufzuzählen.

Die Spartaner werden uns als schöne, kräftige, kernhafte Männer, ohne Fehl und Tadel, dargestellt, sehr gewandt, sehr abgehärtet gegen den Einfluſs der Witterung, allem Ungemach trotzend, nirgends eine Spur von Verweichlichung zeigend; die Spartanerinnen schildern uns die Nachrichten aus der Vorwelt als groſs, stark, ausgezeichnet durch der Gesundheit Blüthe, und gröſstentheils von sehr schönen Zügen. Aber ihr Charakter sprach sich in diesen Zügen aus; ihre Schönheit stand mit Majestät und Ernst im Bündniſs, so daſs, nach Barthelemys Ausdruck, der bildende Künstler musterhafte Formen zu einer Göttin der Weisheit genug in Sparta gefunden haben würde, und nur sehr wenige Modelle zu einer Liebesgöttin.

Die Spartaner kleideten sich sehr einfach und schmucklos; die Obrigkeitspersonen und die gemeinen Bürger in Sparta gingen in Kleidern von einerlei Stoff und Schnitt; ein kurzer, grobwollener Leibrock, über welchen ein grober Mantel geworfen wurde, war ihre Körperhülle; die Füſse waren gewöhnlich durch rothe Sandalen beschützt, der Kopf durch einen Hut, dessen Obertheil wie ein halbes Ei gestaltet seyn mochte, der untere einen breiten Rand hatte, wodurch das Gesicht beschattet war. Die Haare lieſsen die Männer, und schon

die Jünglinge nach erlangter Mannbarkeit, unbeschoren, rauh hängen, und von dem Bart wurde nur die Oberlippe befreit, der Theil desselben an der Unterlippe und um das Kinn her wuchs ungestört. Es ist aber wahrscheinlich, dafs Leute, die sich als besonders abgehärtet darstellen wollten, den Kopf bis auf die Haut glatt geschoren haben, welche denn unter die Ausnahmen von der Regel gehörten. Die Spartaner trugen einen derben, oben gekrümmten Knotenstock, duldeten keine wohlriechenden Salben und andere Wohlgerüche an ihrem Körper, und mufsten es daher geschehen lassen, dafs die Lustspieldichter in dem geglätteten Athen, das von Salben düftete, sie als ein Volk, das in Bärten lebe, die Haare wild um sich her fliegen lasse, schmierige Finger habe, und grobe Mäntel nachschleppe, auf der Schaubühne dem Gelächter Preis gaben. Die Kleidung der Spartanerinnen war ebenfalls sehr einfach, eine Tunika, die wir uns als eine Art von kurzem Hemde denken müssen, und ein Rock, der bis auf die Knöchel herab ging, aber an beiden Seiten aufgeschlitzt und durch Hacken oder Agraffen zusammengehalten war, welche geöffnet werden konnten, wenn dem Körper in Kampfübungen und bei Tänzen mehr Freiheit gegeben werden sollte. Ledige Mädchen gingen ohne Schleier, Verheirathete bedeckten ihr Gesicht damit. Schmuck an Gold und Edelsteinen war den Spartanerinnen untersagt.

Ich berührte weiter oben schon die Wohnungen der Spartaner; sie waren klein, niedrig und ohne grofse Kunst aufgeführt; nach Lykurgs Verordnung durfte man bei der Verfertigung der Thüre nur die Säge, bei dem Fufsboden und der Decke nur die Axt anwenden. Wenn der Stamm

kaum von der Rinde befreit war, konnte er schon zu dem Gebälke in spartanischen Wohnungen gebraucht werden. Etwas besser war das Hausgeräthe bestellt, aber dennoch nur zur Nothdurft und sehr einfach. Doch empfahl sich in der spartanischen Wohnung eine grofse Ordnung; nichts lag über einander, alles hatte seinen bestimmten Ort, an den es nach dem Gebrauche wieder gebracht wurde.

Die Spartaner heiratheten frühe; denjenigen, der die Mannbarkeit erlangt hatte, und zögerte, sich ein Weib unter den spartanischen Töchtern auszuwählen, verfolgte Spott aller Art, und Strafe traf ihn, wenn er im ehelosen Stande blieb. Er mufste im Winter nackend, ein Spottlied auf sich selbst singend, über den Markt gehen, konnte bei den Festen der Jugend nicht Zuschauer seyn, und von den jüngern Leuten die Achtungsbezeugungen nicht verlangen, welche die Gesetze vorschrieben. So kam einst der Feldherr Dercyllides, der ehelos lebte, in einen Versammlungssaal von weit jüngeren Bürgern, als er war, und konnte keinen Sitz mehr haben; der jüngste stand in einem solchen Falle auf und überliefs dem älteren seinen Platz; aber der junge Spartaner blieb sitzen und sagte zu dem Stehenden: Ich biete dir meinen Sitz nicht an, weil du Niemand gezeugt hast, der mir einst seinen Sitz anbieten könnte.

Bei der Wahl der Braut war der spartanische Jüngling gehalten, eine an Alter, Gröfse und Kräften nicht allzu ungleiche Person zu wählen, und wer dieses Gesetz übertrat, wurde gestraft. So der König Archidamus; er hatte eine kleine Frau geheirathet, die Ephoren zu Sparta riefen ihn vor ihren Richterstuhl und straften ihn, weil, sagten sie, zu besorgen sey,

daſs er ihnen nicht Könige, sondern Königlein hinterlassen wolle.

Der Bräutigam erhielt kein Heirathgut, und wenn er als Sohn seines Vaters Besitzthum erbte, und seiner Frau, als etwa einzigen Tochter, das Gut ihres Vaters zufiel, so duldeten die Gesetze dieses nicht; nur ein zweiter Sohn, oder überhaupt ein solcher, der nicht selbst in den Besitz eines väterlichen Vermögens kam, konnte ein Mädchen heirathen, das einst Erbin wurde. Von den Heirathsgebräuchen der Spartaner ist wenig zu sagen: einer, und zwar ein sehr seltsamer, schlieſst alle andere aus. Wenn der Vater der Braut seine Einwilligung zu der ihm angetragenen Verbindung seiner Tochter gegeben hatte, und der Zeitpunkt der Verheirathung bestimmt war, so schlich sich der Bräutigam aus dem Erziehungshause, worin er mit andern seines Alters beisammen lebte, des Abends, nach der Mahlzeit, unbemerkt in das Haus der Braut, und entführte diese in seines Vaters Wohnung. Dort vollzog er seine Ehe, und kehrte sodann wieder in das Erziehungshaus zurück, stets darauf bedacht, daſs er nicht vermiſst werden möchte. Da es ihm täglich erlaubt war, Abends einige Augenblicke in seiner Aeltern Haus zu verweilen, so war dies die Gelegenheit, seine junge Frau zu sehen, aber er vermied sorgfältig, Verdacht wegen Ausbleibens zu erregen, und wenn wir alten Nachrichten glauben, so hatte mancher Jahre lang mit seiner Frau gelebt, ohne sie anders als in diesen Abendbesuchen gesehen zu haben.

Ein seltnes, in seiner Art einziges, Gemälde gewährt die Erziehung der spartanischen Kinder, der Knaben besonders. Nicht nach der Aeltern Gefallen, nicht für diese, sondern nach den

Gesetzen des Staates, durch den Staat und einzig für ihn wurden die Knaben erzogen. Unmittelbar nach der Geburt wurde der Knabe in einen von den Versammlungssälen der Zunftältesten (man nannte diese Säle Leschen) getragen und genau besichtiget; die Amme ward herbeigerufen, um den Kleinen in Wein zu baden. Man glaubte, für kränkliche Kinder sey dieses Bad tödtlich. Hierauf wurde, wenn diese erste Probe überstanden war, von den Aeltesten, nach genauer Untersuchung aller Körpertheile, das Urtheil gefällt, nach welchem der Knabe entweder leben, oder in einen Abgrund des Berges Taygetus geworfen werden sollte. Den zum Leben bestimmten gab man seinen Aeltern zurück. Die Wiege war ein Schild, in dessen Höhlung der Knabe ohne alle Beschränkung sich frei rühren konnte. Eine Lanze ward zu dem auf dem Boden liegenden Schilde hingestellt, damit sie der erste Gegenstand wäre, nach welchem der Kleine sehen und greifen könnte. Niemand schien sich viel um ihm zu kümmern, er mochte weinen in seiner Einsamkeit, man stillte seine Thränen nicht; aber niemand belästigte ihn auch mit Zwang, Drohungen, Furcht. Er mufste sich frühe an die einfachsten Nahrungsmittel, und selbst an öfteres Entbehren der nothwendigsten gewöhnen, mufste lernen allein, im Finstern seyn. So wuchs er heran, und nichts störte seine kindischen Spiele, kein Mensch begegnete ihm mürrisch; er konnte und sollte frei alle Freuden des ersten Jugendalters empfinden. Sieben Jahre hatte der spartanische Knabe nun erreicht, da hörte er auf, seinem väterlichen Hause anzugehören, der Staat übernahm nun seine weitere Erziehung. Er wurde in die

öffentliche Erziehungsanstalt abgegeben, in welcher alle Knaben von Sparta, ihr Vater sey König oder gemeiner Bürger, unter gleicher Behandlung, gleich gekleidet, gleich beköstiget und unterrichtet, beisammen lebten. Alle waren in Klassen eingetheilt; es ziemte den Vätern der Einzelnen nicht, sich ihrer besonders anzunehmen, oder gar ihrer Züchtigung, wenn sie Strafe verdient hatten, sich zu widersetzen. Jede Klasse war wieder in mehrere kleinere Abtheilungen gesondert, denen eigene Aufseher vorgesetzt waren, welche man aus den geübtesten, muthigsten Jünglingen auswählte. Ueber diesen standen wieder höhere Aufseher, denen allen und der ganzen Anstalt der Pädonom von dem Staate zum Direktor gesetzt wurde, ein Mann von der anerkanntesten Würde und Rechtschaffenheit. Aber jeder einzelne Bürger hatte das Recht, das Erziehungshaus so oft zu besuchen, als er wollte, und mit Rath und That dabei einzuwirken. Die Zucht war strenge in dieser Anstalt, und wurde täglich strenger mit dem zunehmenden Alter der Zöglinge; die Strafen, durch welche sie ihre Fehler büſsen muſsten, waren Geiselhiebe, die ihnen von Jünglingen reiferen Alters aufgezählt wurden. Ein kurzer Leibrock war die Bekleidung der Knaben bis in ihr zwölftes Jahr; sie hatten kurzgeschnittene Haare, gingen barfuſs, unbeschuht, und muſsten oft nackend ringen. Bäder und Salben wurden ihnen selten verstattet. Mit dem zwölften Jahre vertauschte man den Leibrock mit einem groben Mantel; das war hinfort die ganze Körperbedeckung, und so grob und schlecht der Mantel war, so muſste er doch ein ganzes Jahr aushalten. Die Abtheilungen begriffen Knaben von verschiedenen Altern,

welche man durch besondere Benennungen unterschied. Das Knabenalter scheint bis zu dem 18ten Jahre ausgedehnt gewesen zu seyn; wer dieses zwei Jahre überschritten hatte, also zwanzig Jahre alt war, trat in die Reihe der Eirenen, und mit dem dreifsigsten Jahre betraten diese Zöglinge des Staats das männliche Alter. Jeder Erwachsenere suchte unter den jüngeren Mitzöglingen einem sich näher als den übrigen anzuschliefsen, und mit ihm den innigsten Freundschaftsbund zu errichten. Beide suchten von nun an vereint ihre Bildung zum Staatsbürger zu vollenden, der Aeltere sah sich als Muster der Handlungen und Gesinnungen des Jüngeren an, und dieser bemühte sich dagegen auf das Eifrigste, Alles was jener verlangte, und gut hiefse, zu vollbringen. Der Liebende setzte seinen ganzen Stolz darein, dafs jeder seinen Liebling für den besten in dem ganzen Erziehungshause erkennen sollte. Die Vorgesetzten foderten hinfort von dem älteren Freunde Verantwortlichkeit für die Aufführung des jüngeren. Ein solcher wurde einst zu harter Strafe verurtheilt, weil sein junger Freund in einem Kampfe durch einen Schrei sich als einen Feigen dargestellt hatte. Die Geschichte von Sparta zeigt uns diese frühe geknüpften Freundschaftsbande oft als die Ursache trefflicher Thaten zu Haus und im Felde, und die Freundschaft überhaupt als die Mutter alles Edlen und Grofsen; und so lange diese süfsen, heiligen Verbindungen, in das ganze übrige Leben eingreifend, in ihrer Reinheit bestanden, verdiente die Verfassung, welche solche stiftete, Lob und Verehrung.

Alle Knaben von einer Abtheilung schliefen in einem Saale; ihr Lager bestand aus Schilfblättern, und diese mufste sich jeder an dem

Eurotas selbst pflücken, ohne dazu ein schneidendes Werkzeug zu erhalten. Der Vorsteher einer solchen Abtheilung, ausgezeichnet durch das Lob des Muthes und der Sittsamkeit, führte seine Schaar bei allen Uebungen an, und lehrte sie Handgriffe und Stellungen, wenn sie fochten, mit Lanzen warfen, durch den Flufs schwammen, auf die Jagd gingen, rangen, liefen, ritten, Faustkämpfe anstellten. Damit wurden die Stunden des Tages verbracht; kamen die jungen Leute zurück, so wurde ein mäfsiges, gesundes Mahl gegeben, wobei aber die Knaben das Meiste selbst besorgen mufsten. Wer Kraft genug hatte, trug Holz zum Feuer, die Kleineren sandte man aus, in den Gärten Gemüse zu holen, oder andere Speisen sich heimlich zuzueignen, mit der einzigen Warnung, sich nicht erwischen zu lassen; denn sonst bekam der Dieb die Ruthe, oder mufste fasten, oder um einen Altar her tanzen, und sich selbst durch ein Lied verspotten. Sogar bis in die Säle, wo die Bürger speisten, wovon ich weiter unten sprechen werde, und wobei die verschiedenen Abtheilungen von Zöglingen seyn durften, als Zuhörer, aber nicht als Gäste, schlichen sich diese Boten, und haschten vom Tische, was sie im Stillen erreichen konnten.

Indem ich hier den gesetzlich erlaubten Diebstahl der Kleinen kund mache, mufs ich bitten, mich blos als Erzähler von einer Thatsache anzusehen, die ich selbst nicht billige, aber auch nicht verschweigen darf, wenn sie einen Flecken in das Gemälde bringt. Lykurg ist wegen dieses Punktes seiner Verfassung häufig auf das Aeusserste getadelt, häufig aber auch sogar überaus erhoben worden; beides wohl zu viel; nicht am unrechten Orte wird hier kürzlich stehen

dürfen, was ihn dazu vermogt haben könne, eine so gewagte Verordnung zu geben.

Diebstahl war in Sparta nicht erlaubt, sondern wurde, wie in andern Staaten Griechenlands, als Verbrechen hart bestraft. Lykurg liefs den Zöglingen des Staates nur wenige Nahrungsmittel zuwenden; er wollte sie an Hunger und Ertragung alles Mangels gewöhnen, damit sie brauchbare Soldaten würden, und indem sie die nothwendigsten Bedürfnisse zu stillen bemüht wären, sollten sie dabei zugleich ein Uebungsmittel ihrer List und Gewandtheit haben; es sollte so seyn, als wären sie in Hinsicht auf ihre Beköstigung in Feindes Land. War ja doch der ganze Jugendunterricht fast nichts als eine Art von Soldatenleben, Lagerleben, wenigstens nichts anderes, als eine Vorbereitung zum ersten Feldzuge. Nach den Grundsätzen der Spartaner war es am rühmlichsten, durch List seinen Feind zu bezwingen; auch das wollte frühe gelernt und geübt seyn. Aus diesem Gesichtspunkte mag Lykurg die Erlaubnifs, die er den jungen Zöglingen des Staates gab, zu stehlen, angesehen haben; sie beschränkte sich einzig auf Efswaaren, und konnte sich auch nicht wohl weiter ausdehnen, da ich meinen Lesern in dem Verfolg dieses Berichtes darthun werde, dafs den Spartanern nichts Kostbares, ich möchte sagen, Nichts zu nehmen war, da sie nichts hatten und nichts haben durften.

War die Mahlzeit vorbei, so übten die Aufseher ihre Abtheilungen im Singen, gaben ihnen durch Fragen Anlafs, ihren Verstand zu schärfen, und straften unüberlegte Antworten. Dabei waren häufig die bedeutendsten Männer des Staates gegenwärtig, denn jeder suchte Erholung und Vergnügen darin, sich in die Reihen

der Zöglinge zu mischen, und über das Betragen ihrer Aufseher zu wachen. Wissenschaftliche Bildung erhielten die spartanischen Knaben nur sehr wenige; man lehrte sie, ihre Sprache richtig sprechen, singen, und tanzen; viele Spartaner konnten weder lesen, noch schreiben, und von Geometrie, Astronomie, von Philosophie überhaupt, von schönen Wissenschaften und Künsten, welche dem Leben so viele Reize verschaffen, war kaum eine Spur unter den Einwohnern von Sparta zu finden. Sie glaubten, der Geist erschlaffe, der Körper werde für die Bestimmung zum Kriege verweichlicht, wenn ihre Jugend an dergleichen Kenntnissen Geschmack fände. Ihre Gesänge waren Kriegslieder, und begeisterungsvolle Stücke aus den Gedichten des Homer; ihre Tänze hatten meistens eine Anspielung auf Gefechte und kriegerische Vorfälle, es waren vorbereitende Spiele zu dem grofsen, geltenden Kriegsspiel.

In den Kampfübungen der spartanischen Jugend wurde häufig Ernst aus Scherz, so dafs die dabei befindlichen Vorsteher und obrigkeitlichen Personen kaum durch ihr Ansehen den gefährlichen Folgen vorbeugen konnten; die Kämpfenden, in verschiedene Haufen getheilt, in dem zu den Uebungen bestimmten Platanenhain, Platanistas, auf verschiedenen Wegen ankommend, gingen wüthend gegen einander, jeder Theil sucht den andern zurückzudrängen; die Einzelnen greifen sich an, und nehmen Fäuste, Füfse, Zähne, Nägel zu Hülfe, um ihren Gegnern zu schaden. Keiner will weichen, jeder ist eher bereit, athemlos niederzustürzen, als sich von den Vorstehern und Zuschauern der Feigheit beschuldigen zu lassen. Diese Kampfübungen wurden nackend gehalten,

Endlich mufste doch wohl ein Theil weichen; dieser zog sich so viel möglich in Ordnung zurück, und räumte endlich ganz das Feld; bis an den Arm des Eurotas oder den andern Bach, der, wie ich oben berührte, den Platanenhain zu einer Insel machte, verfolgten die Sieger, und die Besiegten schwammen über das Wasser. « Du beifsest wie ein Weib," sagte einst bei einem solchen Gefechte ein junger Spartaner zu dem andern. — « Sprich lieber: wie ein Löwe," erwiederte jener.

Die Zöglinge des spartanischen Staates sollten auch gegen den Schmerz gleichgültig werden; diese Absicht sucht man wenigstens in einer Anordnung Lykurgs, nach welcher jährlich die muthvollesten Knaben an dem Altare der Diana bis auf's Blut gegeifselt wurden. In Sparta wurde nämlich Diana aus Taurien in einem besondern Tempel verehrt; einst wurden die Opfernden vor dem Altare uneins, und erwürgten sich wechselseitig; das Orakel befahl, um die Göttin zu versöhnen, müsse künftig der Altar mit Menschenblut befeuchtet werden. Die Spartaner nahmen das wörtlich, und tödteten alljährlich einen Bürger, den das Loos dazu bestimmte. Lykurg kam, und hatte Abscheu vor diesem Menschenmord; er deutete den Orakelspruch dahin: die Göttin sey versöhnt, wenn spartanische Knaben vor ihrem Altare bis auf's Blut gegeifselt würden. Eine schreckliche Szene, die sich alljährlich vor Tausenden von Zuschauern erneuerte. Die Priesterin stand dabei und hielt das kleine hölzerne Bild der Göttin in der Hand; schien es ihr, ein Knabe erhalte, vielleicht aus Mitleid, schwächere Ruthenstreiche, als es gebührte, so sagte sie, die kleine Bildsäule werde so schwer, dafs sie solche nicht

mehr zu halten im Stande sey; alsdann fielen die Streiche fürchterlicher; Blut strömte; dabei standen die Aeltern der Zerfleischten, und schrieen wie Rasende, baten, der Sohn möchte doch ja die Schande nicht über sie bringen, und Klage hören lassen; die Kleinen dagegen trotzten, verhöhnten den Schmerz, und äusserten in einer Art von wahnsinniger Begeisterung Freude bei der schrecklichsten Qual.

Bescheidenheit, Sittsamkeit, Mäfsigung, unbedingter Gehorsam wurden von den Knaben und Jünglingen zu Sparta gefordert; auch zeichneten sie sich darin sehr aus.

Ausser den täglichen Uebungen fanden bei den Jünglingen auch noch bisweilen besondere Statt, wodurch sie sich auf einige Tage von dem Erziehungshause entfernten. Sie gingen auf die Jagd, durchstreiften das ebene Land, einen Theil der Grenzgebirge, gewaffnet, aber schlecht bekleidet, ohne Schuhe, ohne Bedienung, ohne Zelte, ohne Decken, wodurch sie zur Nachtzeit gegen rauhe Witterung sich hätten schützen können. Sie jagten Wildschweine, Hirsche und anderes Wild; und man behauptet sogar, diese jungen, raschen Jäger und Freibeuter seyen berechtigt gewesen, nach vorhergegangener Warnung, Jagd auf die Heloten zu machen, und wenn einer von diesen Unglücklichen, der Warnung uneingedenk, in das Freie hervorging, ihn gleich dem Wilde zu erlegen. Um diese grausamste aller Jagden zu vollbringen, lagen diese von den Gesetzen zu Verbrechen berechtigte Jünglinge den Tag über verborgen, und überfielen zur Nachtzeit die Heloten, welche jene weit von ihren Hütten entfernt glaubten und nichts Arges befürchteten.

Auch die Töchter der Spartaner wurden

ziemlich militärisch erzogen; sie arbeiteten nicht zu Hause, spannen nicht Wolle, safsen nicht am Stickrahmen, und brauchten sich nicht, wie die Athenerinnen, des Weines und nahrhafter Speisen zu enthalten, um recht zart von Körper zu bleiben. Gesundheit und Kraft sollte ihr vornehmstes Gut seyn. Sie besuchten öffentliche Uebungsplätze, wo sie im Ringen, Laufen, im Werfen von Scheiben und Wurfspiefsen, Unterricht erhielten. Ganz gegen die griechische Sitte gingen sie ohne Schleier, und ihre Kleidung war so kurz und leicht, und an den Seiten so weit geöffnet, dafs man diese spartanischen Mädchen eher für nackend, als für bekleidet annehmen konnte. Auch waren sie bei diesen Uebungen nicht allein; die Könige, die obrigkeitlichen Personen, die Bürger hatten dabei Zutritt. Nur Hagestolze waren davon ausgeschlossen.

Bei den Opferfesten sangen und tanzten die spartanischen Mädchen.

Von dem zwanzigsten Jahre an liefsen die Spartaner Haare und Bart wachsen; nur die Oberlippe ward geschoren.

Die Verrichtungen des Hauswesens, des Feldbaues besorgten in Sparta Sklaven, Sklavinnen spannen und webten Wolle und verfertigten Kleider. Dem spartanischen Bürger schien es entehrend, zu arbeiten, Gewerbe oder Handel zu treiben; Krieg und Jagd hielt er für das Tagewerk seines Lebens; die Spartanerinnen schämten sich der Besorgung des Hauswesens und führten nur die Oberaufsicht darüber; was konnte es auch viel zu verrichten geben, da an Hausgeräthe, Kleidung, Putz, Teppichen, Polstern u. dgl. so wenig Vorrath in den spartanischen Wohnungen war. Selbst

die Bereitung der Mahlzeit erforderte wenige Anstrengung, denn die Männer speisten nicht zu Hause, sondern alle zusammen, in grofsen Sälen, wo nicht in einem Hause, doch in Häusern, die auf einem Bezirke ganz nahe beisammen standen. Man nannte diese gemeinschaftlichen Gastmahle Phiditien, oder Syssitien. In den Speisesälen safsen gewöhnlich funfzehn an einer Tafel; jeder gab monatlich zu dem erforderlichen Aufwand einen Medimnus Gerstenmehl (ohngefähr eilf Metzen), acht Congien Wein (19 Maas), fünf Minen Käse (4 Pfund 24 Loth), und drittehalb Minen Feigen (2 Pfund 12 Loth), auch etwas weniges spartanische Eisenmünze, um die Nebenausgaben zu bestreiten. Keiner durfte sich von diesen gemeinschaftlichen Mahlzeiten lossagen; selbst die Könige mufsten kommen, und die Polemarchen, denen die Aufsicht darüber zugetheilt war, verweigerten einst dem Könige Agis die Erlaubnifs, davon wegzubleiben, weil er eben aus dem Kriege heimgekehrt war. Wer opferte, oder mit Ermüdung von der Jagd sich entschuldigte, konnte zu Hause bleiben; allein seine Pflicht war es in diesem Falle, der Tischgesellschaft von dem Opferfleische oder von der Jagdbeute Etwas mitzutheilen. Nicht der Zufall bestimmte das Zusammensitzen bei Tische, sondern die Wahl und die Einstimmung derer, die sich gerne zusammenhielten; wollte noch einer hinzutreten, so wurde über ihn gewählt.

Wenn die Summe der spartanischen Bürger auf 9000 berechnet werden darf, so mufsten 600 Tische täglich mit Speisen versehen werden, wozu man eine hübsche Anzahl von Köchen brauchte. Die Mahlzeiten selbst bestanden aus Gerstenbrod, so viel jeder essen mochte,

wenigem Fleisch mit etwas Zugemüse, wozu eine schwarze Brühe oder Tunke gegeben wurde, deren Zubereitung unbekannt ist, und aus Feigen, Oliven und Käse. Jedem Tischgenossen ward ein Trinkgefäfs, das den Namen Kòthon führte, voll Wein gereicht. Gewöhnlich folgte aber diesem elenden Mahle noch ein Nachtisch, den einer oder der andere Tischgenosse, der etwa geopfert hatte, oder auf der Jagd glücklich gewesen, oder dessen Hühnerhof oder Obstgarten besonders gut besetzt und ergiebig war, lieferte. Da bestand denn oft der Nachtisch aus bessern Gerichten, als die Mahlzeit selbst; man hatte Weizenbrod, Wild, Geflügel, Fische, Lämmer und mancherlei Obstarten. Wenn die Spende aufgetragen wurde, nannte der Koch den Namen des Gebers. Sklaven bedienten die Gäste; diese lagen während der Mahlzeit auf hölzernen Bänken ohne Polster. So waren die täglichen Mahlzeiten der spartanischen Bürger beschaffen; zu Hause speiste die Frau mit den Knaben unter sieben Jahren und mit den Töchtern; auch ihre Kost war äusserst einfach. Es gab bisweilen in Sparta öffentliche Gastmale an Festtagen, und wenn man Fremde ehren wollte. Die Gäste versammelten sich aufserhalb der Stadt, es wurden Zelte aufgeschlagen; Rasensitze, mit Teppichen belegt, dienten statt der Bänke. Ein Opfer einer Ziege ging voran; die Mahlzeit bestand aus dem Fleische des Opferthieres, aus Weizenkuchen, Magenwürsten und Käsen, Bohnen verschiedener Art, und getrockneten Feigen zum Nachtisch.

Die schwarze Suppe der Spartaner, oder der schwarze Brei, wie dieses Gericht auch genannt wird, galt für eine leckere Speise, aber

den Griechen aus andern Staaten, und Ausländern wollte sie nicht schmecken. König Dionys in Syrakus liefs einst einen Koch aus Lakonien kommen, der ihm die schwarze Suppe bereiten sollte. « Spare nichts an den Zuthaten," sprach der König. Die Suppe kam, und Dionys stiefs sie unwillig von sich. Herr, sagte der Koch, es fehlt ein sehr nöthiges Gewürze daran. — « Welches?" fragte der König. — Vor der Mahlzeit recht starke Bewegung, war des Sklaven Antwort.

Die Spartaner meideten das Uebermafs im Essen gar sehr; fett werden hielten sie für entehrend, als Zeichen zu nahrhafter Kost und zu vieler Ruhe; um ihren Kindern schon frühe Abscheu vor dem Uebermafs im Trunke beizubringen, mufsten sich Heloten in ihrem Beiseyn mit Wein überfüllen, damit ein bleibender Eindruck der Verirrungen hervorgebracht würde, welche Folgen des Rausches sind. « Ich will nie fremder Vernunft nöthig haben!" sagte einst ein Spartaner, dem man seine zu grofse Mäfsigkeit in dem Genusse des Weines vorwarf. Für den Durst tranken die Bürger von Sparta auch Molken, und in den Erziehungshäusern wurde Wasser getrunken.

An den Speisetischen führten gewöhnlich Aeltere das Wort; bescheiden hörten die Jüngeren zu; die Gespräche betrafen edle Thaten; auch waren Fröhlichkeit und Scherz nicht von diesen Tischen verwiesen; nur beleidigende Wizeleien wurden nicht geduldet.

In der Vorwelt war die Kürze berühmt, mit welcher die Spartaner sich in ihren Reden ausdrückten, und in Wahrheit, man hörte überall in ihren Antworten den Ton der gebieten-

den Herren. Umschweife, Weitläuftigkeiten liebten sie nicht; treffend war Alles, was sie sagten. Ich will Beispiele davon geben. Ein Redner aus einem andern griechischen Staat war nach Sparta gekommen, und hatte sich die Erlaubniſs erbeten, eine öffentliche Rede zu halten. « Ich will," sprach er, « eine Lobrede auf Herkules halten!" « Wozu?" antwortete ein Spartaner; « wem von uns ist es noch eingefallen, ihn zu tadeln?" — Einst schickten die Bewohner einer Insel in dem ägäischen Meere, Bundesgenossen der Spartaner, einen Gesandten nach Sparta, um von diesen Mehl zu erbitten, weil sie darbten. Der Gesandte hielt eine groſse Rede; die Spartaner antworteten: « Das Ende verstanden wir nicht, und den Anfang hatten wir wieder vergessen." So schickten sie den Abgesandten zurück. Er kam wieder mit dem Auftrage, recht kurz in seinem Vortrage zu seyn. Einen leeren Mehlsack in der Hand, trat er nun in die Versammlung. Die Spartaner beschlossen sogleich, ihren Bundesgenossen Lebensmittel zu senden, und dem Gesandten gaben sie die Weisung, sich künftig noch kürzer auszudrücken. Er hatte nämlich bei der Vorzeigung des Sackes noch hinzugesetzt: dieser mögte gefüllet werden. — Einst ward die Güte des noch jungen Königes Charilaus erhoben; sein Mitregent hörte es. « Wie kann er gut seyn," sprach er, « da er auch gegen Böse gut ist?" — So kurz, wie dergleichen Antworten, waren auch Briefe, Berichte, Befehle der Spartaner. Ein Brief der Obrigkeit von Sparta an die Besatzung einer Veste, von welcher man befürchtete, der Feind möchte sie überfallen, enthielt nichts, als die Worte: Geht nicht müſsig umher.

Nach der Eroberung von Athen, wovon oben gesprochen wurde, schrieb der spartanische Feldherr nichts an die Ephoren zu Sparta, als die Worte: Athen ist genommen. —

Bei dieser Kürze in dem Ausdruck, wovon sich noch weiterhin Beispiele von selbst darbieten werden, dürfen wir uns die Spartaner durchaus nicht als finstere, unfreundliche Menschen denken, deren Stirne sich nie entfaltete; im Gegentheil, sie waren munter, dem Scherz und erlaubter Freude geneigt, und, wie gesunde, freie, sorgenlose Menschen sind, ganz Leben und Natur. Aber zur Spaſsmacherei erniedrigten sie sich nie, und Witz galt nur, so lange Niemand dadurch beleidiget wurde; am allerentferntesten blieb jener hämische Witz, der seine Pfeile gegen Abwesende aussendet, und ihren guten Ruf vergiftet oder gar tödtet.

Auch die Frauen in Sparta, die sich überhaupt durch männliche Denkart auszeichneten, sprachen so kurz wie möglich. Sie galten viel in Sparta, und man glaubte allgemein in dem übrigen Griechenland, daſs ihre Männer von ihnen beherrscht, und daſs sie sowohl über häusliche, als öffentliche Angelegenheiten um Rath gefragt würden. Hauptsächlich waren diese männerähnlichen Frauen stolz auf Kriegsmuth und Heldenehre ihrer Söhne. Die Kupfertafel VII bietet eine solche Szene dar, worin das Weib, aller Muttergefühle enthoben, ganz Heldin, dem zum Gefecht abgehenden Sohne den Schild mit den Worten gab: Entweder mit ihm, (komm zurück,) oder auf ihm! — Der in der Schlacht siegreich Gebliebene wurde auf seinem Schilde nach der Heimath getragen. Von einer andern Mutter in Sparta sagen uns

Nachrichten aus der Vorzeit, daſs sie ihrem Sohn, der sich aus dem Gefecht entfernt haben sollte, geschrieben habe: Man will schlechte Gerüchte von dir verbreiten; mache diesen ein Ende, oder deinem Leben! — Man berichtet uns sogar, Spartanerinnen haben Söhne, die als Feige geflohen waren, selbst getödtet.

Um Heldinnen zu scheinen, prahlten mehrere unter ihnen mit Gefühlen, die sie nur erkünstelten, und ihr Trotz gegen die Natur ging in wahre Unnatur über. Als endlich die alte Einfalt der Sitten auch in Sparta in Vergessenheit zu gerathen anfing, waren es die Frauen vorzüglich, welche dort der Verderbniſs den Weg bahnten, und ihre Freiheit artete in Frechheit aus.

Die ganze Erziehung; die ganze Art, in der Heimath zu leben; die doch wohl auch Langeweile bringende Geschäftlosigkeit zu Hause; die ununterbrochenen Waffenübungen; kurz Alles, was die Spartaner von allen andern griechischen Völkern unterscheidet, zweckte einzig auf Krieg ab; ich muſs daher nicht länger säumen, meinen Lesern diese Krieger näher vor Augen zu rücken. Lykurg hatte alles so zu leiten gewuſst, daſs der freie Mann in Sparta nach dem Augenblick sich sehnen muſste, wo er gegen den Feind zog. Für Spartaner war das Lager Erhohlung, der Anfang eines Krieges war Anfang festlicher Tage. An dem Tage des Ausmarsches schmückten sie sich mit purpurfarbenen Kleidern; das unordentlich flatternde Haar wurde geordnet, und jeder trug einen Kranz auf dem Haupte. Ihre Bewaffnung war ein kurzes, gekrümmtes Schwert, ein langer Spieſs, und ein metallener Helm und Schild.

Vor den Zügen her ging der König, eben so, wie die übrigen, festlich geschmückt, Feldmusik an seiner Seite, besonders Flötenspieler, und einen Sänger, der die Lieder anstimmte, in welche, von der Musik begleitet, die Krieger einstimmten. Es waren kräftige, ermunternde Kriegslieder und Schlachtgesänge. Von dem Tage des Ausmarsches an herrschte in jeder Hinsicht gröfsere Freiheit unter den Spartanern; sie hatten bessere und mannichfaltigere Nahrung; die täglichen, stündlichen Uebungen, welche zu Hause unausbleiblich verlangt wurden, hörten im Lager gröfstentheils auf; die mitgenommenen Heloten und Sklaven mufsten das Beschwerliche des Dienstes übernehmen, und nur wenn es galt vor dem Feinde erwartete der spartanische Anführer die höchste Kraftäusserung von seinen Untergebenen. Schon aus diesen und andern Rücksichten mufste der Spartaner gern in den Krieg ziehen, wenn auch nicht der Ehrgeiz ein gewaltiger Sporn für ihn gewesen wäre.

Ein spartanisches Heer bestand nicht aus Spartanern allein, diese waren gewöhnlich die geringste Zahl darin, aber den Kern bildeten sie. Das Ganze war aufserdem von Lazedämoniern (dienst- und steuerpflichtigen Bewohnern der Städte Lakoniens), von Heloten und von Ausländern, die um Sold dienten, zusammengesetzt. Diese Masse hatte besondere Abtheilungen, wovon sich jetzt im Allgemeinen wenig Gewisses angeben läfst, um so weniger, da die Zahl der Krieger, welche in einer Abtheilung begriffen waren, in verschiedenen Zeiten verschieden war. Reiterei sah man nur wenige in den spartanischen Heeren, und

wenig ist auch, was uns die Nachrichten aus der Vorwelt von ihren Thaten kund machen. Eigen ist, was Xenophon von der spartanischen Reiterei sagt, daſs die reichen Leute Pferde stellten und die zu Reitern bestimmte Mannschaft auf ihre Kosten bewaffneten; daſs man dazu Leute, welche schwach an Körper und ohne Ehrliebe waren, genommen, und wenn ein Krieg ausbrach, solche zusammenberufen habe. Desto kraftvoller wirkte das Fuſsvolk; die Ehre belebte es. Einem spartanischen Jüngling, der sich, als er zum ersten Male in den Krieg zog, bei seiner Mutter darüber beschwerte, daſs sein Degen gar zu kurz sey, antwortete seine Mutter: Da wirst du also einen Schritt näher an den Feind angehen müssen.

Den verschiedenen Abtheilungen der Krieger waren im Range verschiedene Befehlshaber vorgesetzt; einer von den Königen stand an der Spitze, und diesem waren gewöhnlich noch einige von den obersten Magistratspersonen, auch wohl zehn und mehr Räthe an die Seite gesetzt. Dem Könige zunächst standen die Polemarchen, Generale; sie wohnten sogar unter einem Zelte mit ihm.

Auf dem Schilde der spartanischen Soldaten war der Buchstabe L (Λ), Anfangsbuchstabe des Wortes Lazedämonier, als National-Kennzeichen, aber jeder Einzelne muſste sich noch ein besonderes Merkmal darauf zeichnen oder ätzen lassen, wodurch dieser Schild als der seinige ausgezeichnet wurde. Wer seinen Schild nicht aus dem Kriege zurückbrachte, hatte die Strafe der Ehrlosigkeit zu befürchten. Ein Spartaner wählte als sein Zeichen eine Fliege

in natürlicher Gröfse, und ward darüber von andern belacht. „Ich werde," sprach er, „so nahe an den Feind gehen, dafs er mein Zeichen, seiner Kleinheit ungeachtet, recht gut erkennen soll." Die rothe Farbe des Soldatenkleides soll, nach der Meinung alter Schriftsteller, darum gewählt worden seyn, damit die Feinde nicht sehen möchten, wenn Blut flösse.

Von dem 20sten bis zum 60sten Jahre war jeder Spartaner verbunden, auf Erfordern in den Krieg zu ziehen; allein der Staat schonte seine Bürger so viel wie möglich, und der gröfste Theil des Heeres bestand theils aus Lazedämoniern, theils, und zwar oft gröfstentheils, aus Heloten. Bei 45,000 Mann in der Schlacht von Platäa waren nur 5000 Spartaner; oft bei einem ansehnlichen Heere kaum 6—700. Alle Sklaven mufsten Abends das eigentliche spartanische Lager verlassen, welches von ihnen mit Wällen, Palisaden, Thoren versehen worden war; keiner durfte die Nacht darin zubringen; auch war jeder spartanische Soldat verbunden, seinen Speer stets bei sich zu haben, er mochte gehen, wohin er wollte; denn wenn diese Hauptwaffen in dem Lager zurückblieben, fürchtete man, die Sklaven möchten sich derselben bemächtigen. An dem Tage der Schlacht opferte der König dem Herkules eine Ziege; um ihn her standen die Krieger mit sorgfältig gereinigten Waffen, jeder hatte sein Haar geordnet, jeden zierte ein Kranz, und von allen ertönte einstimmig der Schlachtgesang, unter welchem sie fröhlich vorrückten. Merkwürdig ist es, dafs die Liebe zur Ordnung und der unbegrenzteste Gehorsam bei den Spartanern selbst in den wüthendsten Augenblicken des

Gefechtes sich nie verlohr; wenn der Krieger das Zeichen zum Rückzuge hörte in dem Augenblicke, wo er einen zu Boden geworfenen Feind mit dem Schwert zu durchstofsen im Begriffe stand, so liefs er den Feind los, und ging zurück. Keiner durfte den getödteten Feind plündern, selbst die Verfolgung der Fliehenden war nur auf ausdrücklichen Befehl des Oberbefehlshabers erlaubt.

Nur dem Könige und den ersten Anführern gab der Staat das Zelt und die nöthige Feldgeräthschaft; jeder andere bei dem Heere mufste sich diese Gegenstände selbst anschaffen. Dem Spartaner, der fliehend getödtet wurde, versagten die Gesetze das Begräbnifs; wer aber muthig fechtend blieb, dessen Leiche ward in purpurfarbener Kleidung feierlich zur Erde bestattet, und eine Säule auf dem Grabe errichtet, welcher der Name des Helden, oft auch, als Sinnbild seiner Thaten, ein Löwe eingegraben wurde. Hatte nur der Sieg die Anstrengungen gekrönt, so verschmerzten die spartanischen Frauen und Mütter gern ihren Verlust; sie gingen stolz und wie im Triumphe vor dem Leichenzuge her; hatten sich aber die Gebliebenen nicht brav gehalten, so verschlossen sich die nächsten Verwandten zu Hause, um ihren Unmuth zu verbergen. Beute, dem Feind abgenommen, wurde nicht in den Tempeln zu Sparta aufgestellt. „ Was wir Feigen entrissen haben, kann „ weder den Göttern angenehm seyn, noch sol- „ len es unsere Jünglinge beständig vor Augen „ haben!" So sagte einst ein spartanischer König. Aber dennoch weihte man den Göttern kostbare Beute, ohne sie öffentlich aufzustellen.

War der Krieg geendiget, so eilten die Hülfs- und Miethvölker nach Hause, der eine da- der andere dorthin; aber die Spartaner blieben um ihren König versammelt, und zogen in eben der Ordnung ein, wie sie ausgezogen waren; nur schlofs der König jetzt den Zug.

Wer das sechzigste Jahr erreicht hatte, war hinfort, in der Regel wenigstens, frei vom Dienste.

In Sparta waren den vorzüglichsten Göttern Griechenlands Tempel errichtet, und Feste angeordnet; auch die Heroen der Vorwelt hatten daselbst Bethäuser, Altäre und Bildsäulen. Die spartanischen Götter erscheinen meistentheils mit einem Speere, und sogar der Furcht ward ihr Tempel daselbst, aber nur der Furcht vor den Gesetzen. Niemand konnte einfacher beten, als die Spartaner: « Gebt uns, ihr Götter, das Gute zu dem Schönen!" Oder ein anderes Gebet, das eben so einfach ist: « Verleihet uns Muth und Kraft, ihr Götter, Unrecht zu ertragen!"

Lykurg lehrte, dafs auch geringe Gabe den Göttern angenehm sey, und forderte keine so ängstliche Untersuchung der zum Opfer bestimmten Thiere, wie sie bei andern griechischen Stämmen üblich war. Bei einigen der Hauptfeste, wodurch die Spartaner ihre Götter zu ehren und das Andenken der Helden aus der Vorwelt zu verherrlichen dachten, herrschte Pracht und Ueberflufs; eines der schönsten war das Fest des Hyacinthus, welches alljährlich in der Stadt Amyklä in Lakonien, unter dem Zusammenflufs der Spartaner und Spartanerinnen drei Tage lang gefeiert wurde.

Die Feier begann an dem ersten Tage mit einem Todtenopfer, dem Liebling des Apollo, Hyacinth, dargebracht; man machte eine eherne Thüre, welche seinen Sarg verschloſs, auf, und goſs Wein, Milch, Honig auf die Asche; darauf folgte ein Trauermahl, wobei Niemand bekränzt erscheinen, kein Loblied angestimmt werden durfte, man nur ganz stille zu Tische saſs, und freudenlos nach geendigter Mahlzeit auseinander ging. Der zweite Tag des Festes zeigte frohere Szenen; bei einem festlichen Umzuge erschienen die Amykläer und Spartaner mit Epheu bekränzt, in kurzen Unterkleidern und sangen den Lobgesang des Apollo. Hierauf wurden viele Opferthiere geschlachtet, und das allenthalben her zusammenströmende Volk nahm an dem Opfermahle Theil. Der Abend und die Nacht gehörten der Freude; Alles war voll Jubel. Während eine Schaar von Jünglingen sich auf prächtigen Pferden zur Schau stellte, sang eine andere Schaar Volkslieder; wieder andere führten pantomimische Tänze auf. Hier sah man Jungfrauen auf zierlich gearbeiteten Wagen, andere stellten auf diesen, die mit schönen Pferden bespannt waren, Wettrennen an. Man bewirthete seine Freunde, und Bekannte, und sogar die Sklaven wurden an diesem Tage nicht vergessen. Der dritte Tag wurde wahrscheinlich mit verschiedenen Kampf- und Wettspielen eben so freudig wie der vorige hingebracht. So wild und rauschend waren die Feste der Spartaner nicht, wie die der Athener; und wie überhaupt ihre Belustigungen stets den Charakter der Zucht und des Anstandes behaupteten, so wagte es selbst an dem Feste des Bacchus kein Spartaner, weder in der Stadt noch auf dem Lande,

sich im Weingenuſs zu überfüllen, noch irgend eine andere Unmäſsigkeit sich zu Schulden kommen zu lassen.

Ein anderes Fest nannten die Spartaner Gymnopädie; ihre Knaben und Jünglinge waren dabei hauptsächlich beschäftiget; sie tanzten nackend zur Ehre des Apollo und des jugendlichen Bacchus. Aber auch die würdigsten Männer von Sparta schlossen sich an, und führten Tänze auf, welche kriegerisch und dem Andenken der tapferen Vorväter geweihet waren, die einst zu Thyrea das Leben verloren hatten. Die Anführer der Chöre waren mit Palmkränzen geschmückt. Auch von den Karneen, einem andern, dem Apollo geweiheten Feste, noch einige Worte. Die Feier der Karneen nahm den siebenten des Monats Karneus, des Augusts der Römer, in Sparta ihren Anfang, und währte neun Tage. Ein besonders dazu angestellter Priester, dem aus jedem spartanischen Stamme fünf Diener zugegeben waren, besorgte die gottesdienstlichen Verrichtungen, und folgende Szenen zeichneten sich während des Festes aus. Es wurden neun Hütten in Zeltform auf einem freien Platze aufgeschlagen, deren jede, die neun Tage des Festes über, von neun Männern besetzt blieb, welche sich in Allem so bezeigten, als ob sie im Kriege wären, und den Befehlen eines Herolds gehorchten. Man verband auch Wettstreite in der Musik mit der Feier der Karneen. Das Fest Karya oder Karyatis feierten alljährlich spartanische Jungfrauen Dianen zu Ehren mit Opfern, Hymnen und Tänzen.

Sparta hatte zwar auch ein Theater, wie Athen und so manche andere griechische Stadt,

aber Lust- und Trauerspiele wurden nicht darauf gegeben. Es war zu Uebungen, zu Aufführung von Tänzen, meistens kriegerischen Charakters, und zu mimischen Darstellungen, ohne grofse Verwicklung, bestimmt. Die Fabel des Stücks wurde meistens aus dem täglichen Leben genommen; man verspottete z. B. die Scharlatanerieen eines Arztes, oder einen Dieb, der Obst stahl und sich erwischen liefs, und dergl. Deikelisten, Darsteller, hiefsen die Personen des Stückes; es waren aber keine zünftige Leute, oder Leute vom Handwerke, sondern Spartaner und Spartanerinnen, wovon selbst die letztern kein Bedenken trugen, für Geld Rollen zu übernehmen. In Sparta nahmen nicht nur Männer, sondern auch Frauen an den Vergnügungen des Theaters Theil; welches um so weniger zu bezweifeln ist, da überhaupt der weibliche Theil des Volkes von Sparta unter weit milderen Gesetzen lebte, als in irgend einem andern Staate von Griechenland.

Was die Regierungsform in Sparta und in Lakonien überhaupt betrifft, so wissen meine Leser bereits, dafs sie die Bürger zu Beherrschern, die Unterthanen zu Sklaven gemacht habe, und entworfen zu seyn schien, um in jenen einen unbesiegbaren Soldatenstamm zu bilden und zu erhalten. Zwar hatten die Spartaner, nach Lykurgs Verordnung, zwei Könige, allein ihr Ansehen war sehr beschränkt; ihnen zur Seite standen der Senat, der aus acht und zwanzig Aeltesten bestand, von welchen mit den Königen die wichtigsten Staatsangelegenheiten überlegt wurden, und die fünf obersten Staatsbeamten, welche man Ephoren nannte. Die Kinder der Könige männlichen Geschlechtes

wurden in dem allgemeinen Erziehungshause erzogen; nur der Erstgeborne, der muthmafsliche Thronerbe, genofs eine besondere Erziehung, die aber in den Grundsätzen nicht von der allgemeinen verschieden war; der Gesetzgeber von Sparta fürchtete, die dem Könige einst schuldige Ehrerbietung möchte dadurch vermindert werden, wenn seine Jugendgenossen allzu vertraut mit ihm umgingen. Im Kriege zeichneten sich die spartanischen Könige durch einige Pracht und durch ihre Umgebung aus, im Frieden waren sie an ihrem Aeussern von jedem andern Bürger nicht zu unterscheiden; sie waren nur die Ersten im Staate, und wenn sie in eine Versammlung der Bürger kamen, mufsten alle vor ihnen aufstehen, nur den Ephoren, wenn sie Gericht hielten, stand es zu, sitzen zu bleiben.

Die Könige verwalteten zugleich das Amt der Oberpriester. Das Volk wählte die Rathsherrn, Greise, Geronten, wovon ihr Kollegium die Gerusia genannt wurde, und deren Stelle lebenslänglich war, und die Ephoren, oder Aufseher, die in jedem Jahre neu gewählt wurden. Von den Entscheidungen aller Staatsbeamten fand die Berufung auf das versammelte Volk Statt; denn die Begründung gesetzlicher bürgerlicher Freiheit schien das höchste Ziel zu seyn, nach welchem die spartanische Verfassung strebte. Sparta hatte noch andere obrigkeitliche Beamte, wovon die Nomophylaken dafür zu sorgen hatten, dafs die Gültigkeit der Gesetze nicht verletzt, und jeder, der sie verletzte, bestraft werde. Empeloren hiefsen die öffentlichen Polizeibeamten, denen die Ordnung des Marktes und die Rechtlichkeit im Handel

untergeben war; so wenigstens muthmaſsen die Forscher alter Zeiten und Verfassungen. Daſs die Würde des Harmosten in Sparta bald einen bürgerlichen Oberbeamten des Staates in gefahrvollen Zeiträumen, bald einen Kriegsbeamten bezeichnet habe, welcher in eroberte Provinzen und Städte gesandt wurde, ist ebenfalls nur Muthmaſsung, die von geringen Beweisen unterstützt wird.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung in der Vorwelt ist der Theil von den bürgerlichen Verhältnissen der Spartaner, wodurch das Vermögen jedes Einzelnen bestimmt wird. Lykurg führte die Gleichheit des Vermögens ein, und theilte das ganze Land in gleichen Theilen den Bürgern von Sparta und den Lazedämoniern zu. Für jene wurden von ihm 9000 Theile, für diese 30,000 bestimmt. Nach den Bemerkungen des Plutarch konnte jeder spartanische Bürgertheil gegen 58 Scheffel Getreide geben, und wahrscheinlich ist sogar, daſs dies nur die von den Heloten, welche das Feld bauten, dem Besitzer jährlich zu entrichtende Naturalpachtsumme war, nicht der Ertrag der ganzen Länderei oder Meierei. Der Helote, der solche als Landbauer und Erbpächter besorgte, muſste auch noch mit seiner Familie von dem Ertrage leben können.

Die Gesetze, welche Lykurg über diesen Gegenstand gab, machten es möglich, daſs, (so drückt sich Manso in seinem trefflichen Werke über Sparta aus) die gemachten Ländertheile sich unzertrennt und ungeschmälert erhielten; jedes Gut einer und derselben Familie verblieb, und der Einfluſs, welchen Habsucht,

Hinterlist, und Verschwendung über diese Anordnungen gewinnen mufsten, vorsichtig entfernt und geschwächt wurde. Diese Gesetze waren ohngefähr folgende: Die Anzahl der Theile darf nie vermehrt oder vermindert werden; der älteste Sohn folgt dem Vater in dem Besitz des Grundstücks; Töchter sind ausgeschlossen, nur, wenn kein Sohn da ist, wird die älteste Tochter die einzige Erbin, sie darf aber in diesem Fall nur einen Bürger, der kein Grundeigenthum hat, heirathen; keine Tochter erhält eine Ausstattung; stirbt der Vater einer solchen Gutserbin, noch ehe sie heirathet, so bestimmt ihr die Wahl des Königs den Bräutigam; Niemand darf sein Grundstück verkaufen, weder im Ganzen, noch Theilweise; Niemand darf es auch kaufen; beide erklärt das Gesetz für ehrlos; wer keine Kinder hat, kann seine Besitzung einem Andern durch Geschenk oder Vermächtnifs überlassen, allein er mufs einen solchen wählen, der noch kein Grundstück hat.

„So konnten nicht Güter zu Gütern kommen, zahlreiche Familien konnten sich ihres Ueberflusses an Männern, durch die Verbindung mit begüterten Erbinnen, entledigen, und den Bürgern ohne Eigenthum war ein Weg geöffnet, zu einem Eigenthum zu gelangen."

Da die Spartaner so einfach, mäfsig, in beständiger Bewegung lebten, und so frühe schon körperlich abgehärtet wurden, so bedurften sie wenig Arzteshülfe, erreichten hohes Alter, und fanden den Tod eben so wenig wunderbar, als das Leben selbst. Auch unterwarfen sie sich dieser unabänderlichen Anordnung der Natur mit eben der gelassenen Hin-

gebung, wie sie den Gesetzen ihres Staates sich zu unterwerfen pflegten. Die Sterbestunde wurde nicht durch Thränen und Klagen verbittert, und selbst bei dem einfachen Leichenzuge weinte und klagte Niemand.

Die spartanischen Gräber waren ohne allen Schmuck, und kein Denkstein unterschied sich von dem andern durch gröſseren Aufwand; es waren kurze Säulen, mit dem Namen dessen bezeichnet, der unter dem Grabhügel ruhte; den siegreichen Krieger nur ehrte noch, ausser seinem Namen, das Bild eines Löwen, seinem Denkstein eingegraben, bei der Nachwelt.

Die
Römer der Vorzeit.

Nicht das Gemälde des römischen Alterthums in seinem ganzen Umfange darf der Leser hier erwarten; nicht eine ausführliche Schilderung aller einzelnen Perioden, in welchen Rom und die Römer so verschieden sich darstellen; sondern eine Skizze aus dem Zeitpunkt der Reife, wo sie an das schon Ueberreife angrenzt, wo des zarten Jugendalters der Sitten kaum mehr gedacht wird, und der Römer sich als den Herrn der Welt erblickt, Könige zu seinen Füfsen, und die Schätze der Erde in seinen räuberischen Händen. Mehr zu geben, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht.

Ein ganz anderes ist jenes erste Rom des Romulus, oder Numa, das, einem grofsen Dorfe ähnlicher als der Hauptstadt eines Landes, nur Hütten mit Strohdächern und Wänden, die von Weiden geflochten und durch Lehm verdichtet waren, aufweisen konnte; und jenes spätere Rom des August, der die kostbarsten Marmorarten an und in Gebäuden so reichlich verschwendete, dafs er sagen durfte, er habe eine Stadt aus Werksteinen erbaut, bei seinem Regierungsantritt übernommen, und hinterlasse eine Stadt aus Marmor; oder ein ganz anderes gar, als jener erste rohe Stadtentwurf der frühern Jahrhunderte, das Rom, welches Nero, nachdem er in frevelhaftem Wahnsinn den gröfsten Theil der Stadt verbrannt hatte, aus der Asche emporsteigen hiefs, und wobei er, in Allem, was er that, unsinnig, Recht und Grenze überschreitend, Gold und Silber, selbst Perlen und edle Steine,

Marmor, Elfenbein, Perlmutter an den Gebäuden verschwenden liefs, und durch übertriebene Pracht den Weg zu dem Verfall des guten Geschmacks bahnte, der nicht lange vor ihm in der grofsen Hauptstadt der Welt erst einheimisch geworden war.

Ein ganz anderes auch der Römer jener ersten frugalen Zeiten, der dem Halbwilden einigermafsen glich, roh, wie die Speisen, die er genofs, und rauh, wie das Kleid, das er trug; jener arme Römer der ersten Periode seines aufkeimenden Staates, der von kriegerischen Thaten, von Raub und Jagd lebte, und sich die Töchter der Nachbarn gewaltsam erzwingen mufste, weil dem Freier Niemand eine Braut geben wollte; und jener Herr der damals bekannten Erde, der Römer unter Cäsar und August, dessen Bequemlichkeitssucht und Prachtliebe auf das Höchste gestiegen war; dessen Gaumen nur durch die ausgesuchtesten Leckerbissen gekitzelt werden wollte; der sich nicht für reich hielt, wenn nur einige tausend Sklaven ihm dienten, und der sich mit 10,000 Pfund Silbergeräthe in seinem Hause noch nicht gern begnügte.

In jenen ersten Zeiten des römischen Staates war die Hausfrau noch die oberste Besorgerin der Hausgeschäfte; selbst da schon Sklaven und Sklavinnen die Arbeiten des Hauswesens übernehmen mufsten, war es doch sie, welche solche vertheilte, nicht ohne eigene Theilnahme daran; Tarquinius Collatinus konnte zu den Zeiten der Könige bei einem Festgelage mit den königlichen Söhnen noch darauf wetten, er werde seine Gattin an spätem Abend in dem Arbeitszimmer antreffen, umringt von ihren Sklavinnen, welche Wolle spinnen mufsten. Collatinus gewann die

Wette. Aber vertilgt ist in den Tagen des Reichthums und der Herrlichkeit der Römer die Spur des schönen Bildes der sanften weiblichen Häuslichkeit; Ziel und Mafs kennt die römische Hausfrau nicht in ihren Gelüsten und Wünschen, und ihre Prachtliebe, Verschwendungslust und Zerstreuungssucht kann durch kein Gesetz gezügelt werden.

Ich mufs den Wohnsitz der Römer, das alte, hochberühmte Rom, meinen Lesern wenigstens obenhin beschreiben, ehe ich hier weiter schreite. Noch in den Trümmern ist es uns ehrwürdig, und noch die letzten Ueberreste der Baukunst in Rom sind die Schule des guten Geschmacks für alle Zeitalter.

Rom liegt in dem mittleren Theile von Italien, südwestlich von dem Gebirge der Apenninen, nahe der Mündung des Tiberstroms, der von den Apenninen herab dem tyrrhenischen Meere zueilt. Der Strich Landes, worin Rom liegt, hiefs in den ältesten Zeiten Latium, und war von Sikulern und Umbrern bewohnt, welche durch Ansiedler aus Griechenland, die sich von Unteritalien herauf verbreiteten, verdrängt wurden. Ein Küstenland, wie Latium, stand jedem kühnen Seefahrer offen, der, nach alter Sitte, auf Abentheuer ausfuhr, und so ward denn diese Gegend öfters von dergleichen Seehelden besucht, unter denen Evander (1244 vor Christi Geburt), Herkules, und später (1182 v. Chr. G.) Aeneas genannt werden, von welchen der Letztere einen Theil der Ueberreste trojanischer Kriegsmacht nach Latium führte, und sich mit einem Könige von Latium durch Bündnifs und Heirath vereinigte. Latium war unter mehrere kleine Könige vertheilt, denn jede Stadt hatte ihren König, und Alba longa war eine der blühendsten Städte, der

alte Wohnsitz einer langen Reihe von erblichen Beherrschern. Aus ihrem Schoose gingen Romulus und Remus hervor, welche, schon durch die Fabel ihrer Geburt und der Pflege einer Wölfin zu Abentheurern gestempelt, einen jungen muthigen Heerhaufen aus Alba longa gegen die Mündung der Tiber hinführten, und dort entweder Rom neugründeten, oder eine auf dem palatinischen Hügel schon vorhandene Stadt, nach ihrer Eroberung, in eine neue umschufen, und Alles neugestalteten, daſs, von diesem Zeitpunkte an, Roms Begründung gerechnet werden kann. Romulus, so lautet die älteste Sage, habe zwei weiſse Stiere an einen Pflug gespannt, und mit ihnen eine Furche um den palatinischen Berg im Vierecke gezogen, und dieser Furche nach sey der erste Erdwall um den neuen Stadtraum aufgeworfen worden. Wo er ein Thor anlegen lassen wollte, habe er den Pflug ausheben und über die Stelle hinwegtragen lassen. (Also der Ausdruck Porta, das Thor, von portare, tragen; vielleicht weil der, welcher die Linie für den Wall angab, so oft ein Thor bleiben sollte, dem, der den Pflug leitete, zurief: porta, trage!) Schon unter den Königen Tullus Hostilius, Ancus Martius, Servius Tullius wurde ein Bezirk aus der Umgebung, ein Hügel um den andern zu der neuen Stadt gezogen, so daſs endlich sieben Hügel dadurch besetzt, und die dazwischen liegenden Thäler mit Gebäuden ausgefüllt waren. Die Erdmauer wurde in eine steinerne umgeschaffen, und diese nach dem Bedarf erweitert. Auch da die Häuser nicht mehr, wie Anfangs, Lehmwände hatten, bestanden diese doch nur aus Backsteinen, und die Dächer waren mit Schindeln gedeckt: ein Anstrich von Kalk und Sand verschönerte das Aeussere, und wenn auch einige öffent-

liche Gebäude schon damals so angelegt waren, dafs sie Jahrhunderte lang bestehen konnten, gewährte doch das Ganze nur einen sehr mangelhaften Anblick. Dreihundert fünf und sechzig Jahre nach der Erbauung der Stadt wurde sie von einem Heere celtischer Barbaren verbrannt; man baute sie wieder auf, ohne gerade an ihre regelmäfsige Verschönerung zu denken, und einige Jahrhunderte lang genügte noch immer dieser mindere Grad von Schönheit. Der vermehrte Reichthum vornehmer und eitler Bewohner, und die Bekanntschaft mit der schönen griechischen Baukunst und Bildhauerei bewirkten nun eine neue Umwandlung des Aeussern und Innern von Rom, und jemehr die Römer den weichlichen griechischen Sitten sich anschmiegten, um so weniger konnten sie mit ihren bisherigen Wohnhäusern in der ungeheuer grofsen Hauptstadt der Welt zufrieden seyn; erst erhielten Tempel und öffentliche Gebäude neuen Schmuck, und dann auch Privatwohnungen, welche sich unter August sehr ausdehnten und Geschmack und Bequemlichkeit vereinigten. Aber eines fehlte noch, die Regelmäfsigkeit der Anlage; noch standen die herrlichsten Gebäude zu sehr vermischt mit schlechten; ein ungeheurer Gedanke war erforderlich, diesen Uebelstand zu heben, ein Gedanke, den kein anderer als ein wahnsinniger Wüstling fassen konnte, die ganze Stadt in Asche zu legen, und neu aufzubauen. Nero fafste ihn 64 Jahre nach Chr. Geburt, liefs die Stadt anzünden, und das Löschen verhindern, und bedauerte nichts mehr, als dafs von den vierzehn Hauptregionen der Stadt nur drei gänzlich, sieben gröfstentheils verbrannt, vier aber unbeschädiget geblieben waren.

Das neue Rom war freilich das schönste, und, wenn man die Verschwendung und Aufmerksamkeit, womit dieser Aufbau betrieben wurde, bedenkt, vielleicht die schönste Stadt auf der Erde; denn wo auch noch zufällig ein weniger bedeutendes Haus stehen geblieben war, wurde es durch Hallen und andere Gebäude so versteckt, dafs es den schönen Plan des Ganzen nicht störte. Nero's sogenanntes goldnes Haus vereinigte das Höchste in Schönheit und Pracht in sich, und war von so grofsem Umfang, dafs es fast allein einen ganzen Stadtbezirk verschlang. Ich darf nicht bei einer genauen Beschreibung der einzelnen Prachtgebäude Roms verweilen, so lockend die Versuchung dazu ist, sie hier nicht nur im Ganzen, sondern auch in ihren Theilen und deren Bestimmungen zu benennen; aber im Allgemeinen einige Worte hierüber.

Rom stand auf sieben Bergen; in den blühendsten Zeiten betrug der Umfang der Stadt gegen drei deutsche Meilen; sie hatte 37 Thore, und, wenn man alle Thore in den Zwischenmauern rechnen will, wohl 50. Die Eintheilung des ganzen Stadtbezirks wurde von August auf 14 festgesetzt; vor ihm hatte man ganz Rom nur in vier Theile eingetheilt. Man zählte, nach Einigen, 424, nach Andern, über 1000 Gassen daselbst. Ueberaus schön und wohlerhalten waren die öffentlichen Strafsen, Hauptstrafsen, wovon sich einige von diesem gewaltigen Mittelpunkte aus durch ganz Italien und durch den gröfsten Theil des grofsen Reichs hin verbreiteten. Noch jetzt sind es unverwüstbare Lagen von Quadersteinen durch Klammern an einander gefügt, auf die man beim Nachgraben in mehreren Gegenden Roms und Italiens trifft, welche einst Theile der Strafsen ausmachten. Rom hatte

mehrere treffliche öffentliche Plätze, von schönen Gebäuden umgeben, theils mit Rasen belegt (Campi), theils gepflastert, Marktplätze. Das Marsfeld war einer der geräumigsten von diesen öffentlichen Plätzen; das Volk versammelte sich daselbst; junge Mannschaft übte sich in Waffen; man verbrannte dort die Leichen, oft mit grofser Pracht. Auf den Marktplätzen wurde verkauft, gekauft, und öffentlich Gericht gehalten. An Tempeln, Kapellen, geweihten Hainen, Hallen, Säulengängen, öffentlichen Versammlungshäusern, voll Pracht und Herrlichkeit, war Rom sehr reich; man rechnete über 400 Tempel, von denen noch viele Trümmer übrig sind, die den Freund alter Baukunst in Erstaunen setzen. Der Tempel des Jupiters auf dem Capitolium, (capitolinischen Berg in der achten Stadtregion,) verdient als Haupttempel der Stadt einer besondern Erwähnung. Er war 200 Fufs lang und 185 Fufs breit. In dem Innern wurden Jupiter, Juno und Minerva verehrt. An den Seiten hin liefen zwei Säulenreihen, an der Vorderseite waren drei Reihen befindlich. So bildeten sich an der Aussenseite bedeckte Gänge, worin bei Triumph-Aufzügen der heimkehrenden Eroberer dem Volke Mahlzeiten gegeben wurden. Der Tempel stand auf mehreren Stufen erhöht. Das Dach hatte eine Bekleidung von vergoldetem Metall; auch die Thüre erhielt durch ähnliche Behandlung vorzüglichen Werth. Trajan begnügte sich nicht mehr mit dem alten Jupiterbilde, das aus Thon geformt in dem Innern stand; er liefs des Gottes Bildsäule ganz von Gold aufstellen. Die gröfsten Kostbarkeiten aus allen Weltgegenden, Denkmale unzähliger Siege und Triumphe, an Werth unschätzbar, wurden in dem Tempel verwahrt. Auf der Spitze des

Daches stand ein Triumphwagen mit vier Rossen bespannt.

Zu den Prachtgebäuden Roms gehörten ferner die Theater, Amphitheater, Circus, die Naumachien; die Theater waren halbrund, mit einer geraden, rechtwinklichten Mauer geschlossen. Sie wurden zu Vorstellungen von Lust- und Trauerspielen, zu pantomimischen Tänzen benutzt. Manche konnten bis auf 80,000 Zuschauer fassen. Amphitheater nannte man völlig runde Gebäude, worin Kampfspiele, Thiergefechte, Schlachten, dem Volke zum Vergnügen gegeben wurden. Die Trümmer noch von diesen ungeheuren Gebäuden bewähren die Behauptung, daſs in einigen mehr als 100,000 Zuschauer bequemen Platz, und zwar so hatten, daſs für jeden ein Sitz vorhanden war. Die Sitze liefen sanft schräge empor, so daſs jeder Zuschauer über den andern hinweg sehen konnte; noch höher erhob sich hinter ihnen die äussere Mauer, und in ihrem obersten Rande waren Oeffnungen befindlich, worin man Stangen mit Segeln befestigte, die den Zuschauern Kühlung zuwehten, denn bedachet waren weder Theater noch Amphitheater.

Zwei Theater machten, wenn die Schluſswände weggenommen wurden, und sie mit diesen aneinander grenzten, ein Amphitheater, und Curio brachte wirklich, nach dem Berichte des Plinius, eine Einrichtung zu Stande, durch welche aus den von ihm erbauten zwei Theatern die Schluſswände, selbst wenn beide Häuser völlig besetzt waren, hinweggeschoben, und ein Amphitheater gebildet werden konnte. Ungeheure Maschinerien muſsten diese Verwandlung bewirken.

In dem Circus wurden vorzüglich Wettrennen zu Pferde, zu Wagen, Wettläufe, und Fechterspiele angestellt; Naumachien unterschieden sich von diesen hauptsächlich durch die Einrichtung, vermöge welcher man den innern Bodenraum mit Wasser füllen, und darin Seegefechte aufführen konnte. Ich hoffe, in den Kupferstichbeilagen diese verschiedenen Begriffe versinnlichen zu können.

Prachtvoll waren auch die öffentlichen Bäder in Rom, mit vielen Zimmern, Sälen, Schwimmplätzen, Spaziergängen, Uebungsräumen, Gärten in Verbindung gesetzt; die Gärten selbst, die von ungeheurem Umfang, voll köstlicher ausländischer Pflanzen und Bäume, geschmückt mit schönen Gebäuden und Statuen, belebt mit fremden Thieren, sich darstellten. Man sah darin grofse, spiegelhelle, mit Marmor ausgelegte Wasserbecken, in welchen Springbrunnen sprudelten, weite Kanäle zu Lustfahrten im Kahn, und konnte nichts von dem vermissen, was wir jetzt in den Gärten der Könige und Reichen schön finden, im Gegentheil war Alles mit dem höchsten aufopferndsten Nachdenken, in dem gebildetesten Geschmack, dem Vergnügen der Besuchenden hingegeben.

Berühmt sind und bleiben die Wasserleitungen, wodurch die Bewohner Roms den Bedarf an Wasser erhielten, mit Recht als Wunderwerke alter Baukunst angesehen. Die steinernen, oder bleiernen Röhren, worin das Wasser flofs, waren theils unter der Erde, theils hoch über der Erde auf Bogenpfeilern, fortgeführt; man grub ganze Berge durch, setzte über weite Thäler hinweg, und unterliefs nicht, auch die möglichste Zierde der Bequemlichkeit und dem Nutzen beizufügen. Die Marcische oder

Antonianische Wasserleitung ging von Tibur bis Rom über zehn deutsche Meilen weit.

Höchst merkwürdig bleiben auch die unterirdischen Hallen in Rom, wodurch aller Unrath aus der Stadt geschafft wurde, und wohin man, um jene Unsauberkeiten desto schneller abzuführen, den Ueberflufs der Wasserleitungen zog. Die Tiber mufste alles aufnehmen. Schon die alten Tarquinier, in der Reihe der Könige Roms, legten diese unterirdischen Hallen an, welche an manchen Stellen 16 Fufs hoch und 14 Fufs weit, und so unerschütterlich fest sind, dafs noch jetzt die höchsten Thürme, Kirchen, Palläste darauf gegründet stehen, und kein Erdbeben je vermocht hat, sie zu beschädigen. Ihr Umfang ist so grofs, dafs, als sie einmal gesäubert werden mufsten, weil sich einzelne Theile verstopft hatten, die Kosten 750,000 Reichsthaler unseres Geldes (10,000 römische Talente) betrugen.

Zu der Zierde Roms dienten auch viele Ehrendenkmäler, Triumphbögen, Obeliske, von welchen die Zeit einige noch ziemlich verschont hat. Die Obelisken, aus ägyptischem Syenit in den Tagen des höchsten Alterthums, von den Pharaonen errichtet, spitze, sehr hohe, pyramidenförmige Säulen, waren mit ungeheuern Kosten aus Aegypten nach Rom gebracht und dort zu der Verschönerung der Stadt aufgestellt worden; die gewaltige Zeit hatte sie endlich niedergestürzt, aber durch einige, kunst- und prachtliebende Päpste wurden sechs davon wieder aus dem Schutte hervorgezogen und aufgerichtet. Ihre Seiten sind mit ägyptischer Bilderschrift geziert.

Nach diesen kurzen Andeutungen werden sich meine Leser Rom als eine sehr schöne

Stadt vorstellen dürfen; ich mufs ihnen von den Häusern der Römer nun einige Begriffe zu geben suchen. Hier zeigt sich grofser Unterschied, der durch verschiedene Benennungen bestimmt wird. Man nannte Domus — das Haus, was wir jetzt einen Pallast zu nennen pflegen — das Stadthaus eines Römers vom ersten Range. Einige dieser Häuser sollen 1,800,000 Quadratfufs im Umfang gemessen haben; das gröfste war Nero's goldnes Haus, welches mit allen in dem Bezirke mitbegriffenen, dem Hauptgebäude untergeordneten Gebäuden die Gröfse einer nicht unbedeutenden Stadt hatte. Bei den Prachtgebäuden der Römer thürmten sich nicht Stockwerke über Stockwerken auf, der gröfste und schönste Theil der Gemächer war zu ebener Erde. Eine Mauer, an den Seiten mit Gallerien umgeben, schlofs den leeren Platz vor dem Hause ein; er hiefs Vestibulum. Von hier ging man in den Vorsaal, Atrium, durch die Hausthüre. Später wurde mit dem Namen Atrium der ganze Inbegriff aller Frontgemächer des Vordergebäudes belegt. In dem Atrium waren die Abbildungen der berühmten Vorfahren einer Familie aufgestellt, und als noch Zucht und Genügsamkeit in dem römischen Hauswesen einheimisch waren, stand hier der Webestuhl der Hausfrau, der Kamin, unter welchem sie kochte, und sogar, hinter einem Vorhang, das Bette, worin sie schlief. Aber, wie gesagt, von jener alten Einfachheit war in den Tagen römischer Pracht und Herrlichkeit keine Spur mehr vorhanden. Rechts und links von dem Atrium, wo der Hausherr Besuche empfing, zogen sich die Säle für die Bewahrung der Schätze und Sammlungen des Besizers hin; man sah hier treffliche Bibliotheken,

Gemälde, Naturseltenheiten, goldne und silberne Gefäfse, und dergleichen. Man kam hierauf aus dem Vordergebäude über einen zweiten Hof, welcher wieder mit Säulengängen, Gallerien und mannichfaltigen Gemächern im Zirkel umgeben war (denn dieser Hof war zirkelförmig), in das Mittelgebäude. Der Zirkel selbst, der es in gehöriger Entfernung umgab, schlofs sich mit dem Speisesaale. Alles Mögliche wurde angewendet, um diese Gelagesäle angenehm zu machen, und hierin die höchste Pracht zu zeigen. In einigen begnügte man sich nicht mit den Malereien der Wände und Decken, man machte Einrichtungen, wodurch diese verwandelt werden konnten, je nachdem die Dekoration der Tafel selbst es erheischte. Oft auch wurde der Speisesaal mit einem Graben voll reinen, fliefsenden Wassers umgeben, worin Fische lebten, die zu der Belustigung der Gäste dienen konnten.

Umher in den Gemächern des Zirkels, oder auch in dem Mittelgebäude, befanden sich Küche, Speisegewölbe und Kammern für die Bedürfnisse des Hauswesens. Der Altar der Penaten, Familien-Schutzgötter, stand auch in diesem Bezirke.

Darüber wurden Wohnzimmer, verschieden nach den verschiedenen Jahreszeiten, Schlafzimmer, ebenfalls nach Wärme und Kälte der Luft verschieden, angelegt.

Den bedeckten Säulengang, der sich um den ganzen Hof, vor den Zimmern und Kammern hinzog, machten Sitze und springende Wasser angenehm; hier verweilte man gern in den heifsen Stunden, im Schatten neben der kühlenden Quelle.

Die Nebengebäude eines solchen Hauses

erster Gröſse waren wieder von groſsem Umfang, und von mannichfaltiger Bestimmung, Bäder, Hallen, Uebungssäle, Reitbahnen, Gärten und Gartensäle, und kasernenartige Wohnungen für die Sklaven, auch war unter diesen ein besonderer Krankensaal nicht vergessen. Die Miethwohnungen, welche häufig an diesen Hausraum sich anschlossen, oft auch allein standen, waren unseren Wohnhäusern mit vielen Stockwerken ähnlicher. Man vermiethete sie, wie bei uns, nach den Etagen.

Der groſsen Wohnhäuser, der eigentlichen Domus, gab es in Rom in der Periode der höchsten Blüthe nur ohngefähr 1780, der kleineren, die man Aedes nannte, und der Miethhäuser 46,602. In ihren Villen oder Landhäusern vereinigten vornehme und reiche Römer alles das, was ihre Domus in der Stadt Prächtiges hatten, und ihre Prachtsucht und Bequemlichkeitsliebe war dabei so unerschöpflich, daſs wir jetzt manchen Ausdruck, den wir in den Beschreibungen römischer Landhäuser finden, gar nicht verstehen, weil wir nichts um uns her sehen, was diesen zu vergleichen wäre. Die Verschwendung schweifte bei der Ausschmückung dieser groſsen römischen Gebäude sehr aus. Die flachen, mit Kupfer bekleideten Dächer waren mit Bildsäulen besetzt; alle Fuſsböden von kostbarer eingelegter Marmorarbeit; die Säulen von Marmor, Alabaster, Porphyr; die Wände und Kuppeln hatten Verzierungen von halberhobener Bildhauerarbeit in Marmor und Elfenbein; Thürgesimse, Thüren belegte man künstlich mit Laubwerk von Gold, Silber, Edelsteinen, Elfenbein, Schildkrötenschaale, und Pracht und Zierlichkeit waren allenthalben herrschend in dem Hause.

Die bürgerlichen Einwohner Roms theilten sich in Patrizier (Adeliche), und Plebejer (Unadeliche), und dieser Unterschied war so schneidend, dafs, wenn der Unadeliche in den Adelstand sich emporschwingen, das Patriziat erlangen konnte, doch immer noch die Absonderung der Altadelichen und Neuadelichen Familien sehr merklich blieb. So lange die Römer ihre siegreichen Waffen nicht in entfernte Länder trugen, hob sich der bürgerliche Reichthum nur sehr langsam, aber desto unglaublicher wuchs die Macht und das Vermögen der Einzelnen und der Gold- und Silbervorrath des Staates nach der Besiegung von mehreren der reichsten Länder der damals bekannten Erdtheile. Der Grofse und Vornehme wurde sehr reich an Gütern, Sklaven und Geld, und der Geringe blieb desto ärmer, desto abhängiger von jenem. Die Sklavenzahl wuchs ungeheuer; wenn sie die Freiheit erlangten, freigelassen wurden, konnte ihnen das römische Bürgerrecht zu Theil werden; Fremde drängten sich zahllos nach Rom, auch sie wurden leicht Bürger Roms, und zu den Zeiten der höchsten Macht war, ausser den altadelichen Familien, von der Stammsmasse der alten römischen Bürger wenig oder nichts übrig; fremdes Blut aus den entlegensten Erdgegenden hatte sich hier zusammengefunden, gemischt, und den Pöbel, in des Wortes gemeinstem Sinn, hervorgebracht, der in Rom so zahlreich und bedeutend war. Zwischen dem Adel und gemeinen Volke machten die römischen Ritter eine Zwischenklasse. Von ihnen wird weiterhin gesprochen werden. Unter den Kaisern sanken die altadelichen römischen Familien immer mehr; Günstlinge, oft aus der niedrigsten Volksklasse, hoben sich,

Fremdlinge erlangten mehr und mehr Ansehen, und die Nazion der Römer erlosch eigentlich in der Hauptstadt. Caracalla machte endlich alle freigeborne römische Unterthanen zu Bürgern; nun verschwand vollends das Nazionelle des Volkes in Rom; die Römer waren einst gewesen.

Für uns gilt die Periode, wo die bürgerlichen Einwohner Roms Römer hiefsen; von ihrem Haushalt soll das Weitere handeln. Durch ein besonderes Kleidungsstück, die Toga, von welcher weiterhin die Rede seyn wird, unterschied sich der römische Bürger von dem Sklaven, Freigelassenen und Fremden, wenn diesem letztern nicht die besondere Erlaubnifs ertheilt war, eine Toga zu tragen.

Von der Gestalt der Römer und Römerinnen läfst sich wenig sagen; der Himmel Italiens bräunt die Menschen, die unter ihm leben, aber nach den uns von Römern übrig gebliebenen Statuen, Büsten und Abbildungen auf Münzen zu schliefsen, war ein schöner Wuchs charakteristisch bei diesem Volke; die Gesichtszüge sind sprechend, verrathend Verstand, der Blick ist lebhaft, und oft erhöht sich, wenn nicht der Künstler geschmeichelt hat, das Ganze bis zum Ideal. Wenn Antonius ein Römer war, und so aussah, wie ihn die unter seinem Namen bekannte Bildsäule darstellt, so gehörte dieser Jüngling in die kleine Reihe der idealisch schönsten Menschen, die sich von Zeit zu Zeit höchst sparsam erneuert, damit das Geschlecht sehe, welcher hohen Vollkommenheit der physische Mensch fähig sey. Die Römer konnten sich im 14ten Jahre verheirathen, Mädchen schon im 12ten. Vielweiberei ward in Rom nicht gestattet. In älteren Zeiten hielt es jeder Römer für Pflicht, bald ein Ehebündnifs zu schliefsen; in den Tagen

des Reichthums und der mächtigen Sittenlosigkeit wurde der Entschlufs, sich zu verehelichen, immer seltener, und endlich so selten, dafs schon Kaiser August Gesetze geben, Strafe und Lohn bestimmen mufste, um dem schnellen Aussterben der besten Familien, so viel an ihm lag, zu steuern. Der römischen Ehe ging ein Eheverlöbnifs voran; der Bräutigam mufste bei dem Vater der Braut feierlich ansprechen, und dieser seine bestimmte Einwilligung zu der Heirath geben. In den alten Zeiten des römischen Freistaates wählten die Väter ihren Söhnen die künftige Braut, oft sehr frühe; oft schlossen befreundete Väter künftige Ehebündnisse ihrer Kinder, noch ehe solche geboren waren. Das Eheverlöbnifs geschah vor Zeugen; es wurde ein schriftlicher Vertrag darüber aufgesetzt, den alle Anwesende durch ihre Namens-Unterschrift bekräftigten. Wenn der Tag sorgfältig ausgewählt war, an welchem die eheliche Verbindung auf die feierlichste Weise geschehen sollte, so ward ein Opfer dargebracht, von dessen festlichen Gebräuchen wir aber wenig wissen. Vor zehn Zeugen verrichteten es die beiden obersten Priester Roms, man opferte Weizenkorn mit Salz gemischt, und gab dem jungen Paare einen Kuchen von Weizenmehl, als Zeichen ihrer künftigen innigen Vereinigung. Weniger feierliche Verbindungsarten übergehe ich. Bei der Auswahl des Tages wurden viele im Jahre als feindlich vermieden, besonders solche, an welchen Roms Heere unglücklich gefochten hatten; auch der ganze Maimond wurde als ungünstig verworfen.

Vor der Heimführung der Braut in das Haus des Bräutigams wurden wieder Opfer gebracht, und priesterliche Beobachtungen über den besten

Tag angestellt, der dazu bestimmt werden sollte. Juno erhielt als Opfer ein zweijähriges Schaaf. An dem Tage der Heimholung weihte die Braut ihre bisherigen jungfräulichen Kleider, ihren Schmuck, den sie als Jungfrau getragen hatte, und was von dem Spielzeuge ihrer Kinderjahre übrig war, verschiedenen Gottheiten; letztere der Venus und dem Schutzgott des Hauses; sie zog ein weifses Kleid ohne alle farbige Verbrämung an, flocht mit einer weifsen Binde die Haarzöpfe auf dem Scheitel in einen kronenförmigen Aufsatz zusammen, auf welchem ein Kranz befestigt wurde, legte den Brautgürtel um, dessen besondere Schleife nur der Bräutigam lösen durfte, und zog den feuerfarbenen Braut-Schleier über das Gesicht. So warf sie sich auf den Schoos ihrer Mutter oder einer Muhme, die Mutterstelle vertrat, und erwartete den Bräutigam, der sie von hier hinweg scheinbar rauben mufste. Der festliche Zug eröffnete sich hierauf; man wählte dazu die Nacht. Voran Musik; befreundete Jünglinge trugen brennende Kienfackeln; zwei Jünglinge, deren Aeltern durch jene obenerwähnte feierliche Art verbunden waren, führten die Braut. Ihr folgte ein Knabe, der das Geschmeide in einem Kästchen trug; diesem folgten die Sklavinnen der Braut, mit geschmückten Rocken und Spindeln, und nun die Freunde und Freundinnen, Verwandte der Braut mit mancherlei Geschenken, die dem jungen Paare zugedacht waren. Weder über die Thürschwelle ihres väterlichen Hauses, noch des Hauses ihres Bräutigams durfte die Braut gehen; die beiden Brautführer trugen sie hinüber. Sie traf das Haus mit Blumen- und Laubgewinden geziert, und mit kostbaren Teppichen belegt an; sie selbst hing an den Thür-

pfosten weifse wollene Binden auf, und strich sie mit Wolfsfett an. Als künftige Herrin des Hauses rief sie: Ich will Caja seyn, wo du Cajus bist, und empfing die Schlüssel, Feuer und Wasser, Symbole der weiblichen Herrschaft im Hauswesen. Die Verwandten des Paares sammelten hierauf sorgfältig die Ueberreste der bei dem Zuge gebrauchten Fackeln und verbrannten solche, um, wie der Aberglaube meinte, allen Schaden zu verhüten. Ein grofser, üppiger Schmaus folgte, und Brautgesänge wurden dabei nicht vergessen. Vor der hochzeitlichen Kammer sangen erst die Gespielinnen und Freundinnen der Braut Lieder zum Lobe des jungen Paares, aber ihnen folgten Jünglinge, deren Gesang sich in unzüchtigen Strophen ergofs. Den Tag darauf weihte sich die junge Frau durch ein Opfer zu den Beschäftigungen ihres neuen Berufes ein, und der Abend ward von den Gästen des vorigen Festes in dem Hause des jungen Ehemannes wieder festlich begangen; er schlofs sich mit der Uebergabe der Hochzeitgeschenke, die erwiedert wurden.

Der Römer hatte sehr ausgebreitete Rechte über seine Gattin, sogar das Recht über Leben und Tod.

Das neugeborne Kind, in Windeln gewickelt, wurde, wie bei den Griechen, vor dem Vater niedergelegt; hob er es auf, so ward es als sein Kind anerkannt; verweigerte er diese Anerkennung, so wurde das arme Geschöpf ausgesetzt, auf die Strafse oder in einem besondern Theile der Stadt, bei der sogenannten Milchsäule, der Witterung und dem Hunger, oder den Hunden, oder, wenn es lebend blieb, schändlichen Menschen zum Raube, die es erzogen, um es als Jüngling zum Sklaven, oder als Jungfrau in ein

öffentliches Freudenhaus dereinst zu verkaufen; oder noch scheuslichere Menschengestalten aus der Volkshefe griffen es auf, zerstümmelten es mit unmenschlicher Grausamkeit, liefsen es zum Zwerge werden, und wucherten damit, auf das Mitleid anderer, das der arme Wurm, wenn er heranwuchs, erflehen mufste, ihren Erwerb berechnend. Rechtliche Aeltern hingen am dritten Tage nach der Geburt einen Kranz von Epheu und Lorbeer an den Thürpfosten auf und verkündeten ihren Freunden den Zuwachs ihrer Familie durch einen festlichen Schmaus; am achten Tage erhielten Mädchen, am neunten Knaben ihre Namen, und wurden bei der Staatsbehörde eingeschrieben. Die Gewalt des römischen Vaters über seine Kinder und Enkel war sehr ausgedehnt; tödten konnte er sie, selbst die schon Erwachsenen, ohne alle Verantwortung; er durfte sie verkaufen, selbst dreimal, wenn sie von dem Käufer wieder losgegeben worden waren. Hatte ein Kind einem römischen Bürger Schaden zugefügt, und der Vater wollte diesen nicht ersetzen, so gab er sein Kind als Ersatz hin; wie den Hund, der gebissen, oder den Stier, der durch Stofsen beschädigt hatte. Aber spätere Gesetze beschränkten dieses Uebermaas väterlicher Gewalt, und entzogen dem Vater besonders das Recht über Leben und Tod der Kinder. Verlor der Römer sein Bürgerrecht, oder ward er zur Strafe verbannt, oder von dem Feinde gefangen, so hörte die väterliche Gewalt auf, auch alsdann, wenn der Sohn zu hohen Würden emporstieg, oder die Tochter sich dem Dienste der Göttin Vesta weihte. Auch konnte der Vater selbst sich seiner Gewalt begeben.

Jedem freien Römer wurde ausser dem Ge-

schlechtsnamen ein Vorname gegeben, und dann noch die Benennung der Familie als Beinamen und ein Zunamen beigefügt, welcher auf besondere Thaten oder Eigenschaften Bezug hatte. So Publius Cornelius Scipio Africanus Aemilianus; Publius als Vorname; vom Geschlecht der Cornelier, Cornelius; aus der Familie der Scipionen, Scipio; Africanus, der Ueberwinder des Hannibal; adoptirt in die Familie der Scipionen aus dem Geschlechte der Aemilier, also Aemilianus. Mädchen nannte man nach dem Geschlechte, aus welchem sie stammten, Cornelia, Livia, u. dgl. Bei mehreren Töchtern wurde hinzugesetzt: die erste, zweite, oder auch die ältere, die jüngere. Die Römer kleideten sich im Ganzen einfach, besonders in den früheren Zeiten ihres Staates, und damals gingen Mann und Frau in Kleidern von einerlei Schnitt und Stoff. Dieser war Wolle; ein kurzes Kleid, Tunika, von Wolle auf blosem Leibe, und über diesem eine weitere, lange, Mantel-ähnliche Toga, wodurch zu allen Zeiten in Rom der Freie von dem Leibeigenen unterschieden wurde. Die Füſse waren beschuht, aber roh; der Kopf erhielt irgend eine Hut-ähnliche Hülle, wenn es regnete. Besonders auszeichnend war damals die Gewohnheit, daſs der Mann den rechten Arm von der Toga unverhüllt, stets nackend zeigte. Andere, reichere, verdorbnere Zeiten, und andere Sitten; in den Tagen der Pracht mehrten sich die Kleidungsstücke; zwar im Ganzen blieb immer noch der Schnitt, aber Stoffe, Farben, Verzierungen änderten, wurden kostbarer.

Die Tunika blieb stets das Unterkleid auf blosem Leibe, und war von Wolle, vorn offen; sie reichte bis an die Waden, und wurde durch einen Gürtel über einander und vorn geschlossen

gehalten. Hierin waren alle Einwohner Roms einander gleich, vom Kindesalter bis zu den Greisenjahren blieb die Tunika das Hauptkleid, und Mädchen und Matrone, Freie und Sklaven trugen solche, nur verschieden an Farbe, Feinheit der Wolle und des Gewebes. Der Arme und der Knecht begnügte sich mit einer grauen Tunika; vornehmere Leute und besonders Mädchen und Frauen liebten die weifse Farbe, Soldaten die rothe; den Kindern gab man häufig eine Tunika von rother Farbe. Die Mode brachte auch grüne und gelbe auf. Statt einer trug man bald auch zwei Tuniken, wovon bei dem vornehmern weiblichen Geschlechte die eine, unterste, von feiner Baumwolle war, und bei dem männlichen, wenigstens unter den Kaisern, von Leinewand. Die Prachtliebe fand auch hier bei dem weiblichen Geschlechte in den Tagen des Luxus Gelegenheit, sich auf das Ausschweifendste zu zeigen; die griechischen Inseln lieferten Baumwollenzeuge, die so fein waren, dafs alle Körpertheile, der Verhüllung ungeachtet, darunter gänzlich sichtbar wurden.

Das weibliche Unterkleid hatte mehr Raum und Länge, als das männliche, und von der Gewohnheit, es, wie die Männer, ohne Aermel zu tragen, gingen die Römerinnen bald ab. Später fügten auch die Römer selbst ihrer Tunika Aermel bei, und zierten solche um die Hände her mit Franzen, und unterschieden den verschiedenen Rang im Staate durch verschiedenfarbige Besetzungen. So trugen die Glieder des Senats von Rom einen breiten Purpurstreif an ihrer Tunika, der vom Halse vorn herunter lief, und das Kleid auch unten umschlofs. Schmälerer Besetzung durften sich die römischen Ritter bedienen. Bunte Unterkleider zu tragen, wurde

dem Mann als Weichlichkeit angerechnet, aber die Tunika siegreich heimkehrender Anführer war von Purpur, und hatte kostbare Stickerei und Besetzung von Gold; sie hiefs tunica palmata, oder picta. Eine sehr kostbare Tunika war auch die patagiata der vornehmen Römerinnen; sie war vom Halse bis herab mit Gold gestickt, mit Goldstoff verbrämt.

Ueber die Tunika wurde die Toga geworfen; man legte dieses, einem Mantel ähnliche Gewand ohngefähr so über, wie der Weiberrock bei uns übergeworfen wird; Brust und Nacken zeigten sich noch frei, die Schultern dienten zur Festhaltung des Gewandes, aber es war doch auch so eingerichtet, dafs man es über die Schultern, zum Beispiel bei Tische, herabstreifen, und dadurch dem Oberleib mehr Freiheit geben konnte. Der ganze Leib dessen, der die Toga trug, war von den Schultern bis gegen die Knöchel der Füfse herab verhüllt, denn die Toga war, die obere Oeffnung abgerechnet, vorn zu. Eben diese Oeffnung war so geräumig, dafs der Mann den rechten Arm, mit der ganzen rechten Seite der Brust und Schulter, bequem vorstrecken, völlig frei machen konnte, um sich freiere Bewegung zu verschaffen. Eine Abbildung wird dies den Lesern anschaulich machen; sie finden solche unter den Kupferstichbeilagen. Mit der linken Hand, welche versteckt blieb, fafste man den untern Saum von innen auf, so dafs Einbiegungen und Falten sich bildeten; auch konnte, wenn dieser untere Rand recht hoch aufgenommen war, die linke Hand selbst zum Vorschein kommen und thätig werden. An alten Bildsäulen zeigen sich Belege auch davon, und wenn gleich der Kunstsinn an dem Faltenwurfe gebaut und veredelt hat, so mag

doch auch wirklich das anständige Tragen der faltenreichen Toga zu den Künsten des feineren Lebens gehört haben. Verschieden war überhaupt die Art, die Toga zu werfen, vielleicht auch der Zuschnitt nicht immer gleich; denn häufig wird bei aller, noch so gelehrten und wortreichen Bemühung der Herrn Alterthumsforscher und Archäologen, die Art zu erklären, wie der römische Bürgermantel geworfen werden mufste, um sich so darzustellen, wie ihn die Ueberreste alter Kunst zeigen, und die Ausdrücke der alten Klassiker, welche darauf Bezug haben, zu erläutern, die Sache doch nicht deutlicher. So wird auch ein anders zugeschnittener Mantel, Trabea, zu den Togen gerechnet; er war vorn offen, wohl nur ein grofses viereckiges Stück Zeuch, und mufste durch einen Hacken und durch Schleifen festgehalten werden.

Die Toga war gewöhnlich weifs, und von Wolle, feiner und gröber, nach Stand und Vermögen, mehr oder weniger behaart, nach der Verschiedenheit des Gebrauches und der Jahreszeit; Trauerkleid war die eisenfarbige Toga: wer als Beklagter vor Gericht gezogen wurde, hüllte sich in eine schlechte, schmutzige Toga. Den Rang mehrerer römischen obrigkeitlichen Personen, auch das Knaben- und Jünglingsalter, bis zum siebenzehnten Jahre, wo die Männer-Toga gegeben wurde, und den jungfräulichen Zustand der Mädchen bezeichnete eine Toga, die mit purpurnem Saume eingefafst war; die gewöhnliche für den Mann war ohne farbigen Saum. Der Feldherr im Triumphaufzuge trug einen Prachtmantel, mit Purpurverbrämung und goldner Stickerei. Ich würde hier unrecht noch Mehreres hinzufügen, was dem zu erforschen und darzuthun vorbehalten bleiben mufs, der

sich den Haushalt der Römer in noch weiterem Umfange zu schildern vorgesetzt hat.

Im Hause pflegte sich Niemand mit der Toga zu bekleiden, sie wurde nur alsdann angelegt, wenn man ausgehen wollte; auch trug sie der Soldat nicht. Der römische Heerführer trug einen purpurrothen, langen Mantel, den auf der Brust ein geschmückter, metallener Haken festhielt, der gemeine Soldat einen weit kürzeren, von minder kostbarer rother Farbe. Unter den Kaisern verlor die Toga ihre Allgemeinheit; ein kürzeres, weit engeres, der Toga nur ähnliches Gewand, Pänula, trat bei den meisten Römern an ihre Stelle, ob es gleich vorher nur als Schutz gegen üble Witterung gebraucht worden war. Auch die römischen Frauen liefsen sich diese Aenderung wohl gefallen. In den Farben blieb dasselbe Verhältnifs, wie bei der Toga; Soldaten hatten die Pänula roth, Kinder ebenfalls, Herren und Frauen vom Bürgerstande weifs, gemeine Leute grau. Die verschiedenen Abarten dieses Mantels übergehe ich; es gab darunter so lange und weite, dafs man auf Reisen und bei übler Witterung auch die Toga damit bedecken konnte. Es gab eine Gattung, an welcher noch eine Kappe hinten angebracht war, womit man bei rauher, regnerischer Zeit, und beim Uebelbefinden Kopf und Nacken verhüllte. Nur im Winter wurden, in spätern Zeiten des römischen Volkes, Beinkleider getragen.

Die Römerinnen waren der Toga bald überdrüssig, und das Einerlei der männlichen Kleidung hatte bei fortrückender Verbreitung des Luxus wenig Reiz für sie; ihnen gefiel hinfort über den Unterkleidern die Palla und Stola. Letzteres Gewand war eine Art Tunika, nur

reichte es bis auf die Knöchel, und hatte spitz zulaufende Aermel. Man erhob den an sich weifsen Stoff durch purpurrothe Streifen, und durch künstliche Besetzungen mit Gold und Silber. Die Palla ersetzte die Toga, und mufs als ein Mantel gedacht werden, der sehr lang, vorn offen, und nur durch viele Haften zusammengehalten wurde. Einen kürzeren Mantel, Amiculum, erborgten die Römerinnen von den Frauen Asiens. Gelehrte Männer haben sich damit beschäftiget, die Putzlust der Römerinnen in aller ihrer Laune und Wankelmuth durch ganze Bücher zu verdeutlichen, und der heutigen Welt den Putztisch einer römischen Dame aus den eleganten Zirkeln, mit all den mannichfaltigen Siebensachen, die er erforderte, vor Augen zu stellen; allein ich mufs mich damit begnügen, im Allgemeinen zu sagen, dafs die vornehmen Römerinnen nach der Mode in allen ersinnlichen Verschönerungs- und Verweichlichungs-Mitteln, in Schminken, Haarputz, Kopfbinden, Bändern, Geschmeide, Ohrringen, Armbändern, Mützen, Nadeln, Salben und Oelen Alles erschöpften, was sich in ihrem Zeitalter erschöpfen liefs, und Maas und Ziel überschritten.

Die Römer bedeckten den Kopf mit einer Art Hut, der von Wolle verfertiget war, und seiner Gestalt nach eher einer von unsern Schlafmützen, als unserem Hute glich. Aber der Gebrauch war nur an gewissen Festtagen allgemein; gewöhnlich blieb der Kopf unbedeckt. Ein Sommerhut, der gegen die Sonne Schutz geben mufste, und in Rom gebräuchlich war, läfst sich seiner Form nach eher mit unserem Hute vergleichen. Sklaven allein war es verboten, den Kopf zu bedecken, es mochte kalt oder warm, hell oder Regenwetter seyn. Den Bart liefsen

die vornehm, reich und weichlich gewordenen Römer abschneiden; ihre Vorfahren würden diese Zerstörung mit Jammer gesehen haben. Auf die sanfteste Weise, und von recht geschickten Händen mufste das Abschneiden und Ordnen des Bartes und der Haupthaare geschehen; eigenen Sklaven ward dieses Geschäft anvertraut, und Stunden vergingen vor dem Spiegel bei dem Aufputze des männlichen Kopfes. Sogar die einzelnen Locken der kurzgeschnittenen Kopfhaare liefsen sich die Leute von der eleganten Welt kräuseln, wobei der Friseur ähnliche, heifsgemachte Eisen brauchte, wie sie noch vor Kurzem auch bei uns, zum Verderb der Haare, allgemein Mode waren. Für Kahlköpfe, in Rom sehr an der Tagesordnung, wurden Perücken verfertiget. In den öffentlichen Bädern fand man Leute, welche für Geld den Bart und die Haare besorgten.

Die Beine wurden bei den Römern nicht in Strümpfe gehüllt; mancher Weichling umwickelte doch dieselben, um sie warm zu halten, im Winter; gewöhnlich waren die Füfse mit Schuhen versehen, verschieden nach Rang, Zeit und Ort. Zu Hause trug man nur lederne Sohlen, die durch Riemen festgehalten wurden; der Soldat im Felde ging wohl auf Sohlen von Kupfer. Zum Ausgehen war eine Art Halbstiefel üblich; sie reichten mehr oder weniger hoch, nach dem Range dessen, der sie trug. Am höchsten hinauf, bis an die Waden, ging der Calceus der römischen Senatoren; er wurde durch mehrere Riemen gleichsam geschnürt; der Calceus des gemeinen Mannes nur durch einen Riemen zusammengehalten. Diese Art von Schuhen liefs mancherlei Verzierungen zu, die uns in den römischen Statuen dargestellt wer-

den; reiche Leute gingen sogar auf goldenen Sohlen. Geringe Leute bedeckten den Fuſs mit Schuhen von ungegerbtem Leder, welche sonst allgemeine Römertracht gewesen waren. Durch die Launen der Mode fand man in späteren Zeiten bunte Fuſsbekleidungen schöner, als schwarze, und trug sie nun von allen Farben. Sklaven muſsten unbeschuht gehen.

Die verweichlichten Römer liebten, kindisch genug, alle Arten von Putz; selbst Pompejus der Groſse, und Cäsar, der Eroberer, hatten in diesem Stücke auffallende Schwächen. Man erzählt uns, vielleicht zu poetisch, Lukullus habe 5000 Kleidungsstücke übrig gehabt. Hortensius, so lesen wir in dem Macrobius, habe einen seiner Amtsgenossen wegen Gewaltthätigkeit vor Gericht gezogen, weil ihm durch denselben eine Falte an seiner Toga verschoben worden sey. Ringe, Perlen, Edelsteine wurden von dergleichen Freunden des Putzes allenthalben zur Schau getragen; sie dufteten von Salben, färbten sich die Augbraunen schwarz, und mancher römische Stutzer hatte mehr das Ansehen eines Mädchens, als eines Mannes.

Rom erreichte einen erstaunenswürdigen Punkt von Macht und Gröſse, wie ihn nicht leicht ein anderes Volk, am allerwenigsten von so geringer Zahl, und von so unbedeutendem Anfang erreicht hat; die griechische Gröſse schwindet vor der römischen, aber ihr Glück, ihre Reichthümer mit Geschmack benutzen, und endlich darin bis zum Unbegreiflichen ausschweifen, lernten die Römer von den Griechen, deren Bildungsstufe noch höher war, deren Geschmack sich noch reiner, erhabener darstellt, als je der römische. Von Griechenland her muſste das Schöne dem Römer kommen; her-

holen konnten seine Legionen die Schätze der Kunst, die Reichthümer der Erde, und bezahlen konnte es der reiche Römer, aber selbst erfand er wenig, und ohne seine siegreichen Züge in gebildete Staaten, wo das Leben zart berechnet war, wäre der Römer in seinem Hause und in seinen Geräthschaften noch lange den Gewohnheiten aus der rohen Väter Zeiten getreu gewesen. Jetzt aber, in den Tagen des höchsten Glanzes, wurde Alles auf das Möglichste verfeinert, und alle Sinne schwelgten.

Gold und Silber wurde bald sogar mifsbraucht; selbst die Gefäfse des niedrigsten Gebrauches waren von Gold, und in dünne Platten geschlagen, wurden Wände und Saaldecken damit belegt. Goldstoffe waren sehr häufig. Bearbeitung vermehrte den Werth dieses Metalls; gleiche Bewandtnifs hatte es mit dem Silber; der Silberarbeiter mufste den höchsten Fleifs anwenden, um die Gefäfse, welche er daraus verfertigte, so kunstreich als möglich darzustellen. Nicht nur grofse Spiegel, sondern auch sogar ganze Tische, und Bettgestelle für die Polstersitze in den Speisesälen wurden aus Silber gemacht, und bei manchem Reichen sah man nicht nur eigenes Silbergeräthe zum Gebrauch bei dem Speisetische, bei Trinkgelagen, zum Bade, auf Reisen, sondern auch das gemeinste Küchengeräthe bestand aus Silber. Kupfer stand in geringer Achtung, aber desto höher wurde ein zusammengesetztes Metall, welches man korinthisches Erz nannte, geschätzt; Gefäfse aus dieser Zusammensetzung galten viel. Man hat behaupten wollen, bei der Zerstörung von Korinth habe das durch Feuer in Flufs gerathene Gold, Silber, Kupfer, Blei, nach der Erkaltung die Masse gegeben, wovon so viel Herrliches

gesprochen wird; allein es läfst sich erweisen, dafs Gefäfse von korinthischem Erze schon vor der Zerstörung dieser Stadt im Gebrauche waren. Eisen, Stahl, Zinn, Blei verarbeiteten die Römer ebenfalls zu Hausbedürfnissen, Waffen, Verzierungen. Man benutzte zu Hausgeräthschaften und Bildschnitzereien auch feine feste Holzarten, Cedern, Citronenholz, Cypressen, Ebenholz, Buchsbaum, Ahorn, Palmenarten, und zu eingelegter Arbeit wurde Elfenbein und Schildkrötenschale genommen. Bernstein, Perlen, Edelsteine dienten ebenfalls theils zum Putz, theils zu Verschönerungen von Gefäfsen und Geräthschaften. Künstler schnitten in Carneol, Onyx, Chalcedon, u. s. w.

Zu der Bearbeitung von mancherlei Stoffen wurde Schafwolle, Baumwolle, Flachs, Hanf, Seide angewendet, auch verstanden schon die Römer die Kunst, den Asbest aufzulösen, und zu einer Art von Leinewand zu verarbeiten, welche von den Flammen nicht verbrannt, sondern durch sie nur von Schmutz gereiniget wurde. Natürliche Verschiedenheit der Farbe bei der Schafwolle galt in Rom viel, so z. B. natürlich schwarze, oder rothe; aber man färbte sie auch; vor allen Farben war die Purpurfarbe geschätzt, und obgleich das Pfund Purpurfarbe der ersten Sorte fast 300 Thaler unsres sächs. Geldes kostete, so machte die Verschwendung der Reichen in Rom dennoch einen so ausgedehnten Gebrauch davon, dafs ganze Säle mit Purpurdecken belegt waren, und man sogar die Betten aller Sklaven auf dem Landgute des Antonius mit Purpurdekken behangen sah.

Von den Formen der Geräthschaften und Gefäfse der Römer ist uns Vieles erhalten worden, indem die meisten von solchen Materien

waren, welche unter der Erde ausdauerten, und jetzt durch Ausgraben, besonders der durch einen Ausbruch des Vesuv's mit Lava und Asche bedeckten Stadt Herkulanum, wieder hervorgezogen werden. Das Verzeichnifs davon ist schon sehr grofs, und täglich wird Mehreres entdeckt. Ich widme eine von meinen Platten der Darstellung von dergleichen Dingen des häuslichen Gebrauches der Römer.

Die Polster und Betten der Römer waren mit haarähnlichen weichen Pflanzentheilchen, mit feiner Wolle, mit Theilen, die bei den Tuchscherern abfielen, auch mit Federn, bei Reichen mit den feinsten Schwanenflaumfedern gestopft; besonders geachtet zu diesem Gebrauche waren auch deutsche Gänsefedern, und meine Leser werden sich aus dem ersten Bande dieses Werkes erinnern, dafs man ganze Heerden Gänse nach Rom getrieben habe, um ihre Federn in Betten zu stopfen. Weichlinge liefsen ihre Polster auch mit Rosenblättern füllen.

Um von einem Orte zu dem andern bequem zu kommen, bedienten sich die Römer der Sänften und der Tragbetten, bei welchen ebenfalls grofser Luxus Statt fand. Sehr viele Sklaven hatten keine andere Bestimmung, als den Herrn und die Frau vom Hause auszutragen; zu ihrer Ablösung folgten andere nach; man nahm dazu die stärksten Ausländer, und machte auf diese Art Reisen von einer Provinz zur andern. In sehr entfernte Gegenden mufsten Lastthiere die Sänfte oder das Tragbette fortbringen. Statt unserer Kutschen waren zweirädrige Wagen üblich, an deren Bau und Ausschmückung sich die römische Verschwendung sehr thätig zeigte; es gab Wagen, welche ganz mit Goldblech belegt waren. Zwei oder vier Pferde zogen sie; in

dem letztern Falle waren diese vier Pferde in eine Reihe gespannt. Mancher hatte auch hierin gar seltsame Launen; er liefs wilde Bestien abrichten, Löwen, Tiger, Bären, Büffel, und brauchte sie gezähmt als Gespann vor seinem Wagen.

Eine höchst kostbare Liebhaberei wurde, wie Alles, von den reichen Römern auf den möglich höchsten Grad getrieben, die Liebhaberei an Fischen, und die Wuth, Fischteiche zu bauen. Was die Verschwendungslust der neuen europäischen Welt je in künstlichen Wasserszenen hervorgebracht hat, ist wenig oder nichts gegen die Fischteiche des Lucullus und anderer. Jener verwandelte Berge in Ebenen, grofse Flächen in tiefe Seen, und zwang selbst das Meer nach seinem Gefallen; er führte Dämme darin auf, und legte ungeheure Kanäle an, durch welche seine Seefische mit dem Wasser ihres eigentlichen Wohnortes versorgt wurden. In den Wohnzimmern selbst mufsten die Baukünstler Vertiefungen anbringen, worin Fische genährt wurden. Besonderen Aufsehern war die Pflege dieser Lieblingsthiere anvertraut; diese mufsten genaue Verzeichnisse von dem täglichen Bestand an Fischen führen, ihre Untergebenen so abrichten, dafs sie ihrem Rufe gehorchten, und sie, wenn es der Hausherr befahl, vor ihm reihenweise vorüber ziehen lassen. Man will sogar behaupten, es sey von den Besitzern grofser Fischteiche, um die Fische recht fett zu machen, mancher zum Tode verurtheilte Sklave diesen Thieren lebendig als Beute vorgeworfen worden.

Auf eine eben so auffallende Weise übertrieben die Römer auch die Liebhaberei an Bäumen, Blumen und andern Gewächsen. Sie glaubten das Gedeihen der Lieblingsbäume zu befördern, wenn sie solche mit Wein begofsen;

sie meisterten den Schöpfer selbst, indem sie die seltsamsten Mischungen erzwangen, auf Platanen und Eichen zahme Obstarten pfropften, und einem Stamme Zweige der verschiedensten Art mittheilten. Alles mufste in das Ungeheure gehen; so satt war der Römer aller gewöhnlichen Genüsse, in Allem sollte der Wille des Mächtigen und Reichen Alles erzwingen, ertrotzen können. Bei Gastgeboten kam es, in den Zeiten des üppigsten Uebermuthes, nicht sowohl darauf an, ob den Gästen das Wohlschmekkendste aufgesetzt wurde, wenn es nur das Seltenste und Theuerste war. Da reden die alten Geschichtschreiber von einem Gastmale des Vitellius, wo 7000 Vögel und 5000 Fische aufgetragen wurden; oder von einer Schüssel mit Singvögeln, die über 5000 Thaler sächsisch kostete, und der Sohn eines Schauspielers war es, der sie seinen Gästen vorsetzte. Kaum dürfen wir uns noch darüber wundern, dafs Speisegefäfse auf römische Tafeln gebracht wurden, die 500 Pfund an Silber wogen; dafs man uns berichtet, die oft mit reinem Goldblech belegten Decken der Speisesäle seyen so eingerichtet gewesen, dafs man durch sie auf die Gäste herab Blumen und Blüthen habe streuen, und wohlriechende Oele, wie Thau, verbreiten können; dafs wir lesen, der Sohn des Antonius habe so grofsen Vorrath an Silbergeschirr gehabt, dafs er einst einen von seinen Gästen bei der Tafel, für einen witzigen Gedanken, den dieser zu der Belustigung der Gäste Preis gab, alles bei Tisch gebrauchte Silbergeräthe schenken konnte, ohne sich dadurch irgend Etwas, selbst für den Schwelger Unentbehrliches, zu entziehen; wir werden endlich glauben können, warum Attikus, welcher nahe an eine Million

besafs, und Cicero, der über eine Million; 300,000 Thaler erbte, gar nicht für reich gehalten wurden; wir werden es begreiflich finden, dafs Crassus 12 Millionen Thaler im Vermögen haben, und unter August ein Freigelassener in seinem Testamente 4116 Sklaven, 3600 Joch Ochsen, 250,000 Stück verschiedenen Viehes und 3,750,000 Thaler an baarem Gelde als sein Eigenthum angeben konnte. Es ist daher kein übertriebener Anschlag, wenn behauptet wird, in Rom sey gegen das Ende des Freistaates und zu Cäsars und Augusts Zeiten die ungeheure Summe von fast 1000 Millionen Thaler im Umlaufe gewesen.

Und doch, wie oben schon erwähnt wurde; nur in den Händen weniger lag dieser Reichthum; des Volkes gröfster Theil lebte arm, bettelarm sogar. Der Reiche, der Mann von Stand führte ein Leben voll glänzender Unruhe, denn wenn er auf Würden und Einflufs Anspruch machen wollte, mufste er sich von den Jünglingsjahren an ganz dem Staate widmen. Der gemeinste Bürger war wichtig für ihn, denn bei der Besetzung der Staatsämter galt die Stimme eines jeden. Erst schlofs er sich geachteten und mächtigen Männern an, machte aufmerksam auf sich, und berechnete sein ganzes Betragen darauf, die Gunst des Volkes dadurch zu erlangen. Jedem stand sein Haus offen, seinen guten Rath, seine thätige Aushülfe, seine Verwendung bei Andern konnte jeder ansprechen; er übernahm die Führung bedeutender Rechtshändel, und gewann sich die Menge durch feurige, tiefgedachte, feinersonnene Reden voll Vaterlandsliebe und Eifer für Gemeinwohl, und so mehrte sich täglich der Zirkel von solchen;

die sich es zur Ehre und zum Vortheil achteten, ihm früh Morgens aufzuwarten; ihn zu begleiten, wenn er ausging, wenn er verreiste; ihn zu bewillkommen, wenn er wieder in die Stadt zurückkehrte; der Zirkel seiner Schützlinge und Freunde, die an allen Festlichkeiten seines Hauses Theil nahmen, und solche durch ihre Gegenwart zu erheben und zu verherrlichen suchten. Nur an den Abenden war der Römer dieser ersten Klasse sein eigener Herr, und dann sammelte er gewöhnlich eine kleine Zahl auserwählter Freunde um sich her, oder er lebte, der bessere Theil wenigstens, den Wissenschaften, so wie er auch den Aufenthalt auf dem Lande vorzüglich dazu verwendete, dem Geist und Körper Erholung und neue Kräfte zu verschaffen. Der schlechtere Theil dieser Grofsen Roms verschwelgte die übrige Zeit der Tage, und, von einem üppigen Genusse zu dem andern eilend, verflofs das Leben, zerrann die Kraft, ohne dafs der Wüstling, welcher beide vergeudete, ihrer froh geworden wäre.

An die erste, höchste, tugendhafte Einfachheit der Römerinnen in den ältesten Zeiten des Freistaates, bleibt in den Zeiten des Ruhmes, der Gröfse und Verweichlichung kaum eine vergleichende Erinnerung möglich; damals füllte die römische Hausfrau die ehrenvolle Stelle, welche ihr Mann und Gesetze einräumten, ganz aus; sie war Freundin, Vertraute des Gatten; Mutter ihrer Kinder in der schönsten Bedeutung des Wortes; Leiterin des ganzen Hauswesens. In einer von unsern kleinen Bilderbeilagen seht ihr die Zierde des Hauses eines edlen Römers im Kreise ihrer Sklavinnen noch spät am Abend arbeiten; denkt euch dabei die

berühmte Lucrezie, und ihr werdet fühlen, daſs ihr Gatte Alles verlohren habe, als er gegen den üppigen Tarquin die Wette gewann, er werde seine Gattin so und anders nicht antreffen; denn in diesem Augenblick entzündete sich schnöde Begier in jenem wollüstigen Königssohne, deren gewaltsame Sättigung das tugendhafte Weib nicht überleben, und der Gatte nur blutig rächen konnte.

Wenn der Orientale, und selbst der so gebildete Athener, sein Weib hinter Schloſs und Riegel verbarg, von dem Umgang mit Männern so viel als möglich absonderte, so verstattete dagegen der Römer seiner Gattin freies Erscheinen, freie Aeusserung, und der Gebildete bahnte ihrem Geiste den Weg, sich durch Unterhaltung mit gebildeten Männern zu entwikkeln, zu veredeln. In demselben Saale des Hauses, wo der geschäftige Staatsmann Besuche annahm, über Staat und Welt urtheilte, über Völkerschicksale vorläufig entschied, befand sich die Gattin, in den schöneren Tagen des minder geräuschvollen Glückes wenigstens, und schöpfte Grundsätze der Klugheit, Weisheit und Tugend aus den Gesprächen der Männer, ob sie gleich selbst nicht mitsprach. Zur Rathgeberin des Gatten, zur Gehülfin seiner Bemühungen um Staates-Wohlfahrt und Verherrlichung, zur Erzieherin ihrer Kinder ward sie in diesem Saale, dem Atrium, gebildet und glorreich steht der Name mancher Römerin in den Geschichtsbüchern dieses Volkes eingetragen, die durch den Umgang mit Männern und durch Theilnahme an ihren Berathschlagungen zu der Unsterblichkeit emporgehoben wurde. Als griechische Kunst und Wissenschaft in Rom Eingang fan-

den, und Empfindung des Schönen lebendig wurde, bemächtigten sich die Edelsten unter den Römerinnen des Vorzugs, den guten Geschmack in ihrem Hause einheimisch gemacht zu haben, und ihre geläuterte Einsicht erlangte die Gewalt der Gesetze.

Aber als der Staat seine glänzendste Höhe erstieg, und der männliche Theil des Volkes durch Ueppigkeit aller Art zu erschlaffen begann, und eilte, sich jetzt durch Verbrechen und Thorheiten, wie vorher durch Tugenden, auszuzeichnen, da schien es der gröſste und vornehmste Theil der Römerinnen bald unter ihrer Würde zu halten, in üppigen Genüssen, Verderbtheit und wahnsinniger Lust von den Männern übertroffen zu werden; sie wetteiferten in der Bestätigung jenes Satzes, das Weib, zum Engel geschaffen, erreiche des Verderbens höchste Stufe, sobald gereizte Sinnlichkeit seinen Schutzgeist, die Scham, verdrängt, und es zur Dirne herabwürdiget. Welche Szenen hat die Geschichte der Römer von den Zeiten des Sulla, bis zu dem Umsturz des Freistaates aufbewahrt; welcher schreckliche Blick in das innere Verderbniſs der Familien ward uns verstattet; aber erröthend wendet sich das Auge hinweg, und der besorgte Schilderer des Hauslebens jener Weltherren vermeidet die einzelnen Darstellungen, welche zarte Gemüther empören müſsten. Unter den Kaisern wuchs das Sittenverderbniſs noch schamloser auf, und erhielt eine Art frevelhafter Sanction dadurch, daſs selbst die Gemahlinnen der Kaiser Roms, so wie sie an Gewalt im Staate obenan standen, auch in aller Schändlichkeit gleichsam den Ton angaben, und die Fürstinnen des Lasters wurden.

Selten, sehr selten sind in jenen Tagen der Sinnenherrschaft Beispiele von solchen römischen Frauen, welche sich an ihre tugendhaften Vorfahrerinnen hätten kühn anschlieſsen dürfen; aber doch fehlen sie nicht, denn der schützende Engel weicht nie ganz von einem Volke, das ihm einst besonders ergeben war.

Die Römerinnen jener Zeit suchen wir vergeblich mit dem Hauswesen beschäftiget; vergeblich erwarten wir in ihnen Wächterinnen, Vorsteherinnen der Erziehung ihrer Kinder; griechische Sklaven besorgen diese; Aufsehern aller Art ist das Hauswesen anvertraut; Frauen und Mädchen, besonders von Stande, in Rom ziemt nun nichts mehr, als Uebung in der Kunst zu gefallen, und das Vergnügen zu vervielfältigen, und mannichfaltig zu machen. Hundert Hände bieten sich dar, ihren Körper so reizend als möglich auszuschmücken, und aus Gefallsucht wird auch der Geist nicht versäumt. Es kostete bald sehr viel, eine Frau in Rom standesmäſsig zu erhalten, und daher konnte es nicht fehlen, die Zahl der Ehen muſste immer geringer werden, je mehr die Prachtliebe und der Hang zu thörichten Verschwendungen der Römerinnen stiegen. Der Staat hielt für nöthig, Belohnungen denen zu verwilligen, welche in rechtmäſsiger Ehe Nachkommen erlangten.

Der Römer, dem ein Kind geboren wurde, muſste solches durch Aufnehmen auf seine Arme als das seinige anerkennen; auch konnte der abwesende Vater einen andern zu dieser Verrichtung berechtigen. Mädchen wurden acht Tage nach ihrer Geburt, Knaben neun Tage nachher, eingeweihet; man trug sie in einige

Tempel, auch wohl zu Vornehmen und Reichen, man beschenkte sie, gab ihnen ihren Namen, und der Vater bewirthete seine Freunde und Verwandte. Nach dreifsig Tagen legte das Gesetz jedem Vater die Pflicht auf, sein Kind in den Bürger-Verzeichnissen eintragen zu lassen.

Von der Erziehung der jungen Römer in den frühesten Zeiten des Freistaates blieb in den Tagen des höchsten Luxus kaum ein Bild übrig. Damals zweckte Alles darauf ab, in dem starken Körper des Zöglinges die starke Seele wohl zu bewahren. Mutterbrust nährte ihn, Mutterliebe erzog ihn; dem Knaben schon schlofs sich der Vater mit Sorgfalt an, und lehrte ihn Recht und Tugend durch eigenes Beispiel in der Volksversammlung, im Rath, oder wenn ihn Vaterlands-Ehre hinausrief in das Schlachtfeld, oder wenn er, nach abgelegten Waffen, den Acker wieder pflügte; an dem eigenen Heerd erwärmte sich das Gemüth der jungen Römerin zu dem Gefühl für Weiblichkeit, für häusliche Pflichten und Tugenden, und die eigene Mutter war es, welche ihr diese Bahn zu Glück und Ehre zeigte. Schulen waren in Rom schon in den frühesten Zeiten; jeder konnte ohne grofse Kosten Theil daran nehmen, und wer um seine Kleinen ängstlich besorgt war, sie möchten auf dem Wege dahin Schaden leiden, und nicht selbst auch hier ihr eigener Führer seyn konnte, schickte einen treuen Sklaven mit, der überhaupt der Begleiter der jungen Familie wurde, und mit sorglicher Wahl zu diesem Amte gelangte. Mütter, die nicht selbst stillten, hielten ihren Kleinen Ammen, die selten die jungen Pfleglinge verliefsen, auch wenn sie erwachsen waren, und besonders bei

den Töchtern die Ammenrollen, mit den Rollen der Freundinnen und Rathgeberinnen künftig verwechselten.

Aber durch die, durch Waffenglück erworbene Bekanntschaft der Römer mit andern Völkern, besonders mit den Griechen, ward die Ansicht des Lebens in Rom erweitert, das Leben selbst verschönert; sobald der Römer in seiner Bildung fortschritt, seine rauhe Tugend durch jene, und dadurch sich selbst liebenswürdiger und lebensfroher machte, so erweiterte sich auch der Erziehungsplan für die junge Römerwelt; Griechenland besiegte seine Ueberwinder durch Wissenschaften und Künste, und der Römer und die zarte Römerin erhoben sich zu dem Schönen und Edlen in Kunst und Wissenschaft, ohne aufzuhören, strenge in den Pflichten der Tugend zu seyn, und ohne üppige Entartung. Damals war die schönste Periode der Gröſse von Rom; die Erziehung der Jugend stand, ohne Künstlichkeit, auf der höchsten Stufe ihrer Würde, denn ihr Zweck war, den kraftvollen Römer auch zum edelsten, gefühlvollsten, liebenswürdigsten Menschen zu bilden, und diesen Zweck erreichte sie. Rom wurde zu groſs, zu reich, zu mächtig, zu übermüthig in seinem Kraftgefühl, und Entartung war die nothwendige Folge; da schämte sich Vater und Mutter der Sorgfalt für ihre Kleinen. Es schien der Mutter zu niedrig, zu belästigend, Amme, erste Versorgerin ihrer Kinder zu seyn; den Vater beschränkte die unersättliche Ehrbegier, der Gelddurst, und der Sinnenrausch stumpfte ihn ab für die kleinen Freuden, welche der Familienkreis gewähren kann; Miethlingen, weiblichen

und männlichen, schoben jetzt die römischen Aeltern ihre Kinder zu, und diese wurden um so gewisser frühe schon verdorben, je gröfser die Anzahl dieser Pfleger beiderlei Geschlechts, Pädagogen, Instruktoren, und wie die ganze Reihe von Sklaven und Sklavinnen heifsen mochte, wovon die Kinderstube voll war. Die Sitten der Römer mufsten bis zu dem empörendsten Grade verwildern, weil die Erziehung vernachläfsigt wurde, und es jenen Miethlingen selbst daran gelegen war, den zarten Keim in den jungen Gemüthern zu vergiften. Nur Reichthum und Ansehen der Familie galten, und hoben den Jüngling ohne eigenes Verdienst empor; das Recht auf hohe Würden und Ehrenstellen wurde ihm gleichsam angeerbt, sein Ehrgeiz fand Befriedigung ohne Bemühungen. Wer sich von geringerem Stande emporschwingen wollte zu Amt und Ansehen, nur der mufste alle damals so reichliche Mittel ergreifen, seine Bildung bis auf einen hohen Grad zu bringen; der Vornehm- und Reichgeborne fand in dieser Nothwendigkeit keinen Grund zu Anstrengungen.

Aber zu schön ist das Bild, welches der Seele von der Erziehung der römischen Jugend vor dem Zeitpunkt der Entartung vorschwebt, als dafs ich es nicht einen Augenblick für das Vergnügen meiner Leser festhalten sollte.

Der römische Knabe in jenem schönen Zeitraume bis nahe an den Umsturz des Freistaates, verbrachte die ersten Lebensjahre unter den Augen seiner Mutter, und selbst, wenn ihm eine Amme gegeben werden mufste, liefs ihn die Mutter doch nicht aus dem Kreise ihrer Wirksamkeit. Sie war es, die ihm den ersten

Unterricht ertheilte, und seine Sitteneinfalt und Unbeflecktheit treu bewachte. Entfernt ward Alles, was diese trüben konnte. Der Vater trat dann oft freudig in diesen geweihten Wohnsitz der zartesten Häuslichkeit, und nahm Antheil an jenen mütterlichen Bemühungen; sein Gespräch leitete den Sohn zur Vorbereitung zu seiner künftigen Bahn hin. Wie konnten die ersten Kinderjahre anders, als angenehm und lohnvoll enteilen! Der Knabe besuchte nun die Schulen, wo ihm verschiedene Lehrer den Elementarunterricht gaben, ein wohlgewählter Pädagoge, Führer, begleitete ihn, holte ihn ab, und war so viel als möglich allenthalben ihm nahe. Lesen, Schreiben, Rechnen u. dgl. war der Zweck dieser ersten Unterrichtsanstalten. Weiter ward er in die Lehrsäle der Grammatiker und Rhetoren geführt, welche er nun besuchte. Sie weihten ihn ein in die Kenntnifs der besten Werke des griechischen Alterthums, und lehrten ihn Geschichte seines Vaterlandes und den Werth der vorzüglichsten Männer, die es erzeugt hatte, kennen. Von dem Rhetor war der anwachsende Jüngling auch zu Uebungen in griechischer und römischer Redekunst angeleitet. Diese Schulen waren zugleich die Tempel der guten Sitten und des Geschmacks, und die Lehrer bewahrten sie sorgfältig vor Entweihung. Dafs auch ausser der Schule böses Beispiel den Sitten nicht verderblich werden möchte, darüber wachte der Pädagoge, der, seines Sklavenstandes ungeachtet, wie Vater verehrt werden mufste, und den Pflegling Sohn nannte.

Mit dem funfzehnten Jahre war die Stufe des Jünglingsalters schon zurückgelegt; vor den

Augen des Volkes, auf offenem Forum umgab der Prätor den jungen Staatsbürger mit der Männertoga, und die Worte, mit welchen er diese feierliche Handlung begleitete, erinnerten den aufblühenden Jüngling an die Hoffnungen, welche das Vaterland von ihm hegte, und welche zu täuschen für das Schändlichste gehalten wurde. Konnte ein solcher Ehrentag ohne Festlichkeit in der Familie begangen werden? Freudig sammelten sich an demselben alle Verwandte und Freunde des Hauses, und unter ihrem Beistand und bei ihren Ermahnungen vollzog der Prätor sein Amt. Das Gastmahl, welches der Vater hierauf anordnete, mufste zu den frohesten gehören, denn die Freude selbst gab ihm Würze.

Den jungen Mann verliefs nun der Pädagoge, aber der Aeltern und Freunde Augen verliefsen ihn nicht. Hatte er frühe Liebe zu den Wissenschaften erhalten, hatte der Reiz des Erhabenen und Schönen sein Gemüth angesprochen, so ward er jetzt diesen nicht ungetreu bei vermehrter Selbstständigkeit, und seine Uebungen mit andern jungen Römern im Laufen, Reiten, Schwimmen, Fechten, die auf dem Marsfelde angestellt wurden, nahmen ihm nicht so viele Zeit hinweg, dafs er jene hätte vernachläfsigen sollen. Sobald das siebenzehnte Jahr erreicht war, machten die Fahnen des Vaterlandes Anspruch an ihn, und dann zog er aus mit muthigem Sinn, dürstend nach Ruhm. So enteilten wieder einige Jahre; der junge Mann wurde vertraut mit Gefahren, und mit dem Gedanken an die Gröfse und Macht des Römerstaates. Er kam nach Haus, um jetzt auch an feineren, tiefergreifenden Kennt-

nissen, an der Wissenschaft der Staatsverwaltung und Regierung reicher zu werden, die eigentlich das Ganze wirksam erhält, und die Armen und Waffen der Krieger nur dazu gebraucht, ihre Behauptungen im Nothfall geltend zu machen. Der junge Römer schloſs sich jetzt einem im Staat berühmten Geschäftsmanne an, und begleitete diesen. An seinen Unternehmungen suchte er sich Antheil zu verschaffen, besuchte mit ihm die Gerichtshöfe, und ward sein Zögling in der Staatskunst. Forderte das Vaterland jenen Erfahrnen gegen die Feinde auf, oder sandte es ihn als Befehlshaber in eine Provinz, so verlieſs ihn auch da sein Zögling nicht und stand dem Vorbild seines eigenen künftigen Lebens geschäftig zur Seite. So ward der junge Mann mit den Pflichten und Mühen und Rechten des Staatsmannes vertraut, ehe er noch selbst nach Aemtern griff, und der Staat fand in ihm schon einen Geübten in dem Augenblicke, wo er das erste Mal ihm erlaubte, mit in die Räder der Verwaltung einzugreifen.

Düsterer Nebel zieht sich über dieses schöne Bild in und nach den Tagen des Sulla; später geizt der kaum dem Knabenalter enteilte junge Römer nach dem Augenblick, wo ihn der Pädagoge verläſst, nur um sich durch die erlangte Freiheit frühe zu zerstören. Was für Krieger konnte nun die verweichlichte Mehrzahl der römischen jungen Männer stellen? Helden, die um so schneller die Flucht zu ergreifen bereit waren, je gewisser der kluge Gegner sich davon überzeugt hielt, daſs sie entfliehen würden, sobald er seinen Soldaten Befehl gäbe, nach dem Gesicht ihre Hiebe zu richten. Was

für Staatsmänner konnten hinfort aus den alten Römerfamilien hervorgehen, da die Jünglinge und jungen Männer nur den frechesten Ausschweifungen, der zügellosesten Unmäſsigkeit sich überlieſsen, und sich bald genöthigt sahen, Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, um die Folgen ihrer Thorheiten zu decken. Aber der Geist erschlaffte, der Körper erlag diesen Versuchen der Verwüstung von Geschlecht zu Geschlecht, und nach wenigen Menschenaltern suchen wir vergeblich in Rom Männer von den alten, einst so berühmten Geschlechtern; ihre Enkel sind der Entartung Opfer geworden, und verschwunden ist von vielen die letzte Spur.

In dem Haushalte der Römer aus der Vorzeit treffen wir auf ein anderes, höchst reizendes Bild, auf die Freunde der Familie. Groſses und Herrliches hat nur Freundschaft unter allen Völkern erzeugt, höher hat ihren Werth und ihre Würde kein Volk erkannt, als das römische in den Tagen seiner lautersten Gröſse. Nicht Verwandtschaft war es, was in Rom vorzüglich zwei Männer zum engesten Verein an einander schloſs, oft war schon die Schule der Platz, wo gleicher Sinn zwei Knaben näher mit einander vereinte, gemeinschaftliches Streben nach einem Ziele beide einander theuer machte, und selbst ihr Wetteifer nur dazu diente, die Gesinnungen der Freundschaft früher zu entwickeln. Waren dergleichen zartfühlende Gemüther schon im Knabenalter vereint gewesen, so befestigte sich ihre Neigung in den Jünglingsjahren, und ward zur Freundschaft, in des Wortes edelster, vollester Bedeutung, bei reiferem Alter. Nicht gering waren

die Pflichten dieser männlichen Freunde unter den Römern; sie vereinten ihre Schicksale; ein Sturm, der den einen traf, liefs auch den andern nicht unbeschädiget; Freude und Leid vermochten weder ihr Band enger, noch schlaffer zu machen, und wer die Hauptzüge aus dem Leben des einen Freundes kannte, der konnte sich sehr leicht die Lebensskizze des andern selbst entwerfen. Bei keiner Familienfestlichkeit durfte der römische Hausfreund fehlen; sein Rath wurde so gut gehört als der eines Mitgliedes der Familie selbst, und ohne ihn wurde über nichts im Hause berathschlagt. Braucht man einen Zeugen, einen Bevollmächtigten, einen Vormund: in dem Freunde fand man ihn. Bewarb sich der Familienvater um eine Stelle, der Freund sammelte ihm Stimmen unter dem römischen Volke, ging am Wahltage mit ihm, betrat für ihn die Rednerbühne, zeigte sich an seiner Seite im Senat und vor Gericht, und nahm an den Feldzügen Theil, zu welchen der Staat den Freund rief. Kein Opfer war zu schwer, das nicht Freundschaft darbrachte, so lange noch glühende Vaterlandsliebe und Freiheitsmuth die Römer beseelte. Aber getrübt ward auch bald dieses schöne Gemälde, dessen Anblick so wohlthuend ist, als in Rom nur einer zum Despoten sich aufschwang, der die andern zu seinen Sklaven herabwürdigte. Eigennutz in allen seinen Ausartungen wurde von da an bei der Mehrzahl der römischen Familien die unlautere Quelle von dergleichen Verbindungen, welche sie zwar noch mit dem Namen der Freundschaft belegten, aber deren Dauer gewöhnlich nur so lange war, als jener Befriedigung fand. Herzlichkeit ging in Komplimen-

tensache über, und von Aufopferungen war nur in so weit noch die Rede, als berechnet werden konnte, das Gegenopfer werde das dargebrachte Opfer selbst ausgleichen, oder gar übertreffen.

Wenn der edle Römer in der blühendsten Zeit des Freistaates ohne einen solchen innigverbundenen Freund nicht leben zu können glaubte, so hielt er es ausserdem auch für anständig und nothwendig, sich im Auslande Freunde zu verschaffen, auf deren Beistand er rechnen konnte. Zwar nicht sowohl der geheime Zug, der Menschen so fest durch Freundschaft an einander knüpft, war es, was diese auswärtigen Bündnisse veranlafste, ob sich gleich oft der engste Seelenverein daraus entwickelte; der Name, den sie hatten, bezeichnete ihre Entstehung. Man nannte sie Gastfreundschaften. Damals fand der Reisende nirgends eingerichtete Gasthöfe, wie jetzt; sein Unterkommen war daher oft beschwerlich und unsicher. Gastfreundschaft hob diese Beschwerden. Zwei Männer, in Rom der eine, der andere in der Provinz, sagten sich gegenseitige freundschaftliche Aufnahme zu, und Jupiter Hospitalis wurde zum Beschützer und Rächer ihrer gegenseitigen Verheifsung angerufen. Sein Bild, einer kleinen Tafel von Thon aufgedrückt, oder ein Stückchen Holz, wurde von den Bundesgenossen zerbrochen, und jeder bewahrte das von ihm abgebrochene Stück als Merkmal und Zeugnifs des Bundes. Wer von dem Gastfreund auf Reisen besucht wurde, hielt die Bruchstücke der Tafel zusammen, und erkannte daran die Aechtheit und Gültigkeit des Verlangens, hier aufgenommen zu werden.

Auch Freunden und Verwandten kamen die Rechte der Gastfreundschaft zu gute; man gab diesen jene Bundeszeichen mit, und jeder, der sich auf diese Art anmelden konnte, ward wie ein Theil der Familie selbst aufgenommen. In älteren Zeiten des Römerstaates konnte sogar kein Gastfreund dem andern gegenüber in der Schlacht fechten; erst mufste die Gastfreundschaft förmlich aufgekündiget seyn. Aber die Tage des Luxus und der Verderbtheit schwächten bald sehr die köstliche Wirkung jener schönen Bündnisse, der stolze Römer achtete sie nicht mehr und war immer der erste, der ihre Heiligkeit verletzte. Jupiter Hospitalis hatte hinfort viel zu rächen; Pompejus Soldaten erwürgten in Spanien die redlichsten Gastfreunde, als wären es ihre Gegner; über die Mauern von Corduba stürzte ihre verrätherische Wuth sie hinab.

Noch ein anderer Verband des Römers mit Andern, wodurch Vornehme und Geringe in näheren Verein traten, darf nicht stillschweigend übergangen werden, der Verband des Patrons und der Klienten. Nicht von dem Zeitpunkte der alten Könige Roms und des nachherigen Erwachens des Freistaates ist hier die Rede; nicht jene zwangvolle Lehnherrlichkeit des Römers aus den adelichen Geschlechtern über den Römer aus dem gemeinen Volke kann hier eine löbliche Erwähnung erwarten, denn jenes alte Patronat war offenbar zur Bedrückung des Volkes ersonnen. Der Patron mufste den Klient, wie der Vater den Sohn, in Allem belehren, berathen, unterstützen, und jeder aus dem gemeinen Volke, Plebejer, war gesetzlich verbunden, sich einem solchen Schutzherrn zu

unterwerfen. Er war ihm hinfort völlig zinsbar, sein Vasall; wenn der Patron eine Tochter verheirathete; wenn er kostbare Ehrenstellen erhielt; im Kriege gefangen wurde; eine Prozefssache verlor; überall mufste der Client die Hand öffnen und für ihn steuern; es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dafs er dem Beschützer, wenigstens in den ältesten Zeiten, ein bestimmtes jährliches Schutzgeld bezahlt habe. Diese Einrichtung drückte den Bürger, und stets war er bemüht, ihre Aufhebung zu bewirken. Auch nicht vergeblich; in den Zeiten des üppigsten Flors von Rom zeigt sich uns der Client nicht mehr unter diesem Drucke, im Gegentheil, er zieht Gewinn davon, dafs er sich einen oder den andern Grofsen zum Beschützer wählt, ihm in seinem Hause Aufwartungen macht, ihn begleitet, wenn er in die Volksversammlung oder in den Senat geht, ihm Höflichkeiten und kleine Dienste erweist, und sich dafür vor Gericht vertheidigen, in Bedrängnissen unterstützen, berathen, beschenken läfst, und einen Theil der Ehre, die dem grossen Manne, dem er anhängt, zu Theil wird, im Abglanze wenigstens, auf sich selbst zu übertragen bemüht ist. Der Patron dagegen, eitel und stolz in den letzten Tagen der Freiheit, fand sich durch die Bücklinge dieser Beschützten geschmeichelt, und schätzte es hoch, mit dem Finger von allem Volke bezeichnet zu werden, wenn er, von so vielen Männern umgeben, die seine Hoheit anerkannten, öffentlich erschien, oder wenn so viele, seinen Familienfestlichkeiten gröfsere Feier zu verschaffen, den Prozessionen und Beerdigungen beizuwohnen, kurz ihm Ehre zu erweisen, sich selbst für geehrt achteten.

Das geschäftige, ruheleere Leben der vornehmen Römer hat diese Skizze meinen Lesern vor Augen gestellt; es ist Pflicht, auch die Beschäftigungen des übrigen Theils der Volksklassen kurz zu erwähnen. Jene vornehmsten Geschlechter Roms bezeichneten sich durch die Benennung der Edlen; zwischen ihnen und einer zweiten Klasse des Volkes, den Rittern, schoben sich die neuen Edlen ein, und machten gleichsam den Uebergang von diesen zu jenen aus. Oft Leute aus dem geringsten Pöbel, aber ausgezeichnet durch Muth, Tapferkeit, Gewandtheit, durch Vermögen, das sie zu Bestechungen bei Volkswahlen klug zu verwenden wufsten, durch Fürsprache, schritten dergleichen neue Menschen (novi homines), die kühne Bahn der Ehre in Rom, und erreichten die Spitze jenen Altedlen gleich. Bei andern war früherer Familienruhm nur in Vergessenheit gerathen und ihre Vorzüge wufsten ihn wieder zu beleben. Obgleich mit neidischem Auge von den Altedlen Roms angesehen, theilten diese neuen Edlen dennoch Macht und Ansehen mit jenen, und ihr Lebenstag verflofs unter den nämlichen Mühen und Glückseligkeiten, welchen sich jene hingaben. Freilich schien sich bei der Erhebung von dergleichen ganz niedrigen Leuten, Roms Volksmenge ganz übermüthig selbst zu gefallen, wenn sie den Nacken unter die Befehle eines ehemaligen Sklaven oder gemeinen Soldaten, Hirtenjungen, Maulthiertreibers beugte; er wird es gut meinen mit dem armen Plebs, dem er einst angehörte, dachte die Volksstimme; er weifs, wo es fehlt, und wird helfen!

Den eigentlichen Mittelstand zwischen dem gesammten römischen Adel und dem gemeinen

Volke bildeten die Ritter. Die Beschäftigungen derselben umfassen die Worte: Gewinnsucht, Spekulation. Pächter der Staatseinkünfte, Negotianten, Geldmäkler, Staatsbanquiers waren diese römischen Ritter, reich geworden durch Kauf und Verkauf im Groſsen, durch hohe Zinse aus Kapitalien, die sie auswärtigen Königen und Stadtobrigkeiten vorstreckten, durch Vermiethungen vieler Häuser in der Stadt, welche sie des Gewinnes wegen bauten, durch den Handel mit Sklaven, deren Veredlung und Vertheurung wegen mühsam erhöhter Geschicklichbkeit sie sich angelegen seyn lieſsen, dabei aber voll Gefühl der Würde des Vaterlandes, voll guter Absicht für das Gemeinwohl, hatte auch diese zahlreiche römische Bürgerklasse den Blick nach hohem Rang und bürgerlichen Auszeichnungen gerichtet, und viele erstiegen die Höhe, in den Zeiten des höchsten Glanzes von Rom die höchste, welche Menschen ersteigen konnten. Oft zeigt uns die Geschichte, wenigstens in den Söhnen dieser Ritter, das Gelingen des Plans ihrer Väter, den Altedlen Roms gleich, an der Regierung der Welt Theil zu haben.

Das gemeine Volk bestand aus allen, die nicht zu jenen beiden Klassen gehörten, und nicht wenigstens mehr als 12,000 Thlr. sächs. im Vermögen hatten; selbst die Reichen wurden nicht von dem Begriff gemeiner Leute ausgenommen, wenn sie nicht Staatsämter zu erlangen bemüht waren. Der übrige Theil dieses gemeinen Volkes in Rom trieb Landbau, Gewerbe, Handwerke, diente als Soldat, ward bei geringeren Aemtern angestellt, oder wuſste sich das Betteln und andern ähnlichen Behelf einträglich zu machen. Viele römische Bürger

nährten sich auf Pachtungen, viele lebten auch zerstreut in Italien und den Provinzen des weiten Reiches, durch Handel und Industrie ihren Erwerb sichernd. Der grofsen Menge von Einwohnern in Rom ungeachtet, hatten doch die Handwerker den geringsten Vortheil von der Masse reicher Leute, denn bei diesen wurde Alles, was der Handarbeiter liefern kann, von Sklaven gearbeitet; der Minderbegüterte nur beschäftigte die Handwerker, die in Zünfte eingetheilt waren, welche eigne Vorsteher hatten. Verschieden waren in Rom die Handelsleute; man hatte Kleinhändler, Negozianten, Versicherer, Wechsler, im Kleinen und Grofsen; Seehandeltreibende, Schiffseigenthümer, Uebernehmer von grofsen Bauereien, Strafsenanlagen; Pächter der Ausgaben für Schauspielhäuser, u. s. w. Der Soldat gehörte in Rom auch zur gemeinen Volksklasse, und als Roms Grofse sich um die Alleinherrschaft stritten und der Freistaat endlich diesen Bemühungen des ausgearteten Ehrgeizes unterlag, gehörte es zu den einträglichen Lebensbeschäftigungen, Soldat zu seyn, denn jeder, der nach Gewalt strebte, mufste sich der Krieger durch Gaben und Belohnungen versichern, und ganze Provinzen wurden vertheilt, um ihren Muth zu beleben, das überstandne Ungemach auszugleichen. Der Leute ohne Gewerbe, ohne Vermögen, dieser eigentlichen Freibürger gab es eine grofse Menge in Rom; elendes Gesindel, das nur von der Verschwendung der Grofsen lebte, und auf den Namen eines römischen Bürgers stolz war. Wer Anhang haben wollte, mufste diesen Schwarm gewinnen, und gewonnen war er, wenn man ihm Brod gab ohne Arbeit, und den Gesättigten durch Spiele unterhielt. Wie ein Ball

wälzte sich dann die Volksgunst von einem zum Andern, und wer am freigebigsten spendete, war am längsten der Liebling dieser leichtsinnigen Horde. Man veranstaltete häufig Austheilungen von Korn, Geld, Fleisch, Oel, und häufiger, je näher der Staat seinem Umsturze rückte. Nach dem Tode des Sulla wurden monatlich 33,000 Malter Getreide an diese Klasse von römischen Bürgern ausgetheilt. Cäsar war es, welcher festsetzte, daſs jährlich 100,000 Einwohner Roms ihr Getreide unentgeldlich erhalten sollten, aber August muſste diese Wohlthat 200,000 Menschen in Rom bewilligen und sogar 320,000 Römer hatten sie verlangt. Glückliche Eroberer und herrschsüchtige Reiche theilten oft Geld aus, verlieſsen dem Volke groſse Summen als Vermächtniſs, gaben ihm kostbare Mahlzeiten auf öffentlichen Pläzzen, und Rang- und Aemtersüchtige bezahlten ihm die Stimmen bei den Wahlen; denn es galt die Stimme des lumpenvollen Bettlers, wenn er Roms Bürger war, so gut, wie die Stimme des Reichsten. Was halfen Gesetze, welche dagegen eiferten! Das Leben wagte Jeder, der sich dieser Ausartung der Freiheit entgegen stemmen wollte. Wer erstaunt nicht, wenn er liest, der reiche Konsul Crassus habe einst dem römischen Volke an 10,000 Tischen Wochenlang Gastmahle gegeben.

Wie verbrachte nun dieser unterste Haufe des Volkes von Rom seine Tage? Der Arbeit abhold, seiner Dürftigkeit froh, schwärmte er um die Wohnungen seiner Günstlinge her, besetzte das Forum, wo Gericht gehalten wurde, und, in Partheien getheilt, suchte jeder Theil von dem andern die beste Stelle nahe dem Rednerstuhle zu ertrotzen. Oft ging der Streit

nicht ohne Wunden ab, und der schwächere Theil mufste weichen. Vor Tages-Anbruch begann oft schon dergleichen lärmvolles Andrängen an die Rednerbühne. Bei dieser tobenden Anhänglichkeit an gewisse Begünstigte, bei diesem den Römern theuer gewordenen Nichtsthun, zeichnete sich dennoch dieser unterste Römerpöbel vortheilhaft aus; selbst durch Aufwiegler in Wuth gebracht, ehrten diese rohen Menschen ihre Gesetze und die, welche sie aufrecht zu erhalten bestellt waren. Die Geschichte Roms bewahrt viele Szenen, worin selbst dieser niedrige Pöbel die Achtung der Gebildetsten mit Recht behauptet, wo er Gefühl für Recht und Wahrheit selbst mit Gefahr äussert, und durch sein Urtheil lohnt und straft.

Meine Leser wissen schon, dafs die Römer einen Theil ihres Reichthums nach der Menge von Sklaven berechneten, welche sie besafsen. Sie machten bedeutenden Unterschied in Ansehung dieser, der Menschenrechte beraubten Geschöpfe, zwischen den Sklaven, die im Hause geboren waren, und den erkauften oder im Krieg erbeuteten. Einer weit milderen Behandlung erfreuten sich die ersteren, als die letzteren, und noch leidlicher war das Schicksal der Sklaven, die der Staat selbst unterhielt und zu den öffentlichen Gebäuden und auf den Schiffen des Staates gebrauchte.

Der Wucher führte ganze Schiffsladungen voll von diesen Unglücklichen des Auslandes nach Rom, und ihr Verkauf geschah öffentlich. Der Sklavenhändler stellte seine Waare nackend aus; ein Kranz von Laub und Blumen bedeckte den Kopf derselben, und an ihrem Halse hing eine Tafel, worauf geschrieben stand, was von ihrer Herkunft, Geschicklichkeit, u. s. w. zu

wissen nöthig war. Sklaven aus Griechenland wurden am theuersten bezahlt. Alle Verrichtungen des Hauswesens geschahen durch Sklaven, die Reihe derselben war daher sehr groſs, ihre Benennung sehr mannichfaltig. Des Hauswesens oberste Stelle versah eine Art von Haushofmeister; unter seiner Leitung stand das ganze Hauswesen. Wir treffen ferner einen Kassier, Rentmeister, der die Ausgaben für den Hausbedarf besorgte, oft auch Zinse und Gefälle zu verrechnen hatte; wir finden besondere Sklaven mit dem Dienste des Aus- und Ankleidens ihres Herrn beschäftigt, eine Art Kammerdiener, nach unserer Weise zu reden; dann Haar- und Bartscherer; Haarkräusler; viel Gesinde in Küche und Keller; Schreiber; Sekretäre; weiter, Sklaven zur Hand, wie man sie nannte, eigentliche Lakeien; Bibliothekwächter, Bibliothekäre, Bücherabschreiber; Buchbinder; Kleiderbewahrer; in den Badezimmern Salber; andere, die den Badenden begossen, rieben, u. s. w. Die Römer von Stand und Reichthum hatten weiter: Sänftenträger, Gefolgsklaven; Namennenner; diese letztere Art merkwürdig in der Sittengeschichte Roms; es waren nämlich Leute, die sich ein Geschäft daraus machten, die Einwohner der Stadt dem Namen nach zu kennen, um, wenn ihr Gebieter ausging, ihm alle, welche ihm begegneten, von Weitem mit dem Namen zu bezeichnen, damit er sie grüſsen konnte; für die Sucht der Groſsen, nach Volksgunst zu geizen, ganz unentbehrliche Leute. Das Verzeichniſs wächst durch Botenläufer, Briefträger. Den Polsterbesorgern, Tafeldeckern, Vorschneidern, Mundschenken, Becherfüllern, Schlüsselträgern, Vorlegern, Musikern, Sängern und Mimen war der Speisesaal zum Spielraum

ihrer Thätigkeit eingegeben; weiter sehen wir den Thürhüter mit einem Kettenhunde neben sich, oft selbst an der Kette liegend; Sklaven, welche die Kinder warteten; andere Pädagogen, welche jene in die Schule führten; andere, welche Fremde meldeten; einer bewahrte die Ordnung in dem Atrium, welchen Haustheil ich oben bezeichnet habe; ein anderer die Vorrathskammern, das Hausgeräthe; einem andern waren die Vermiethungen in den Nebenhäusern untergeben. Der Garten stand unter dem Viridarius, dem wieder geringere Sklaven helfen mufsten. Eine schlechte Klasse mufste scheuern, fegen; Handarbeiter mufsten Alles verfertigen, was zum Hausgebrauch erfordert wurde. War in der Stadt die Zahl der Sklaven eines vornehmen Römers grofs, so war sie es nicht minder auf seinen Landgütern; städtische Sitte brachte der Weichling mit hinaus auf das Land, und zu den Dienstleuten, welche ihm auch dort unentbehrlich geworden waren, wurden nun noch ganze Schaaren von Sklaven für Feldbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei, u. dgl. nothwendig. Selbst die Aerzte waren Sklaven. Wenn nun dem männlichen Bedarf so viel eingeräumt wurde, was Wunder, dafs auch der weibliche Theil des vornehmen Römervolkes nicht ärmer an Dienerinnen seyn wollte; was Wunder daher, wenn wir lesen, dafs zu der Befriedigung der Bedürfnisse, der wirklichen und eingebildeten, einer vornehmen Römerfamilie mehrere tausend Sklaven nöthig waren.

Der Gebieter, Eigenthümer, einer solchen Sklavenmenge war völlig unumschränkt; über Leben und Tod schaltete er; daher hatte ein grausamer Sinn bei dem Besitze vieler Sklaven eben so sehr Gelegenheit, sich zu sättigen, als

sie einem sanften Gemüthe ward, sich durch sanfte Behandlung und Wohlthaten zu vergnügen.

Der römische Herr konnte seinen Sklaven die Freiheit schenken, auf mehr und minder feierliche Weise. Die feierlichste war, wenn der Eigenthümer seinen Sklaven vor den Gerichtshof des Prätors oder Konsuls führte, ihn bei der Hand faſste und mit einer Ohrfeige und den Worten: Dieser Mensch soll hinfort frei seyn, von sich lossagte. Der Prätor oder Konsul legte hierauf eine Ruthe auf den Kopf des Freigegebenen, und erkannte seinen künftigen bessern Zustand mit den Worten: Nach Römer Weise sey hinfort ein freier Mensch! Ein Gerichtsdiener erhielt nun die Ruthe und schloſs diese Feierlichkeit durch einige Schläge auf den Kopf des Freigelassenen, der sogleich in dem Tempel der Göttin Feronia den Hut, der Freiheit Zeichen, abholte. Die Verhandlung ward gesetzlich eingeschrieben. Mit dieser Loslassung von der Sklaverei trat der Freigewordene in die Rechte römischer Bürger. Minder feierliche Arten der Loslassung gewährten nur einen beschränkteren Stand im Staate, das Recht der Latiner, und die Loslassung eines Sklaven, der in Fesseln gearbeitet hatte, gebrandmarkt, gefoltert worden war, auch nicht einmal so viel.

Der Freigewordene trug hinfort Hut und Schuhe, und wenn er das römische Bürgerrecht erlangt hatte, die Toga; auch erhielt er jetzt Namen, Vornamen und Beinamen. Beide erstere wurden von seinem bisherigen Herrn entlehnt, als Beinamen behielt er seinen Sklavennamen. Der Freigelassene blieb in lebenslänglichem Verband mit seinem ehemaligen Herrn; dieser wurde der Patron, jener

der Client. Nicht allgemein, aber doch häufig, war die Gewohnheit, sich von seinen Freigelassenen Abgaben von Geld und mancherlei Dienste eidlich zusichern zu lassen, und das Versprechen der Befreiung nicht eher zu vollziehen, bis dergleichen Eide geleistet waren. Oft war der Verein zwischen Herr und Sklav so innig geworden, daſs letzterer auch nach erhaltener Freiheit seinen gütigen Gebieter nicht verlieſs und in seinem Hause in der Reihe seiner Freunde für sein Bestes zu sorgen fortfuhr. Dergleichen Freigelassene waren ächter Gewinn für den Herrn, und ihre Treue erprobte sich in Zeiten der Gefahr.

In dem Genusse der Speisen und Getränke waren die Römer der frühesten Zeit sehr mäſsig; desto ausgelassener ihre späten Nachkommen; auf kostbare Tafelzimmer und weichliche Betten wurde daher sehr viel gewendet, und die Küche nahm einen groſsen Theil der jährlichen Einnahme hinweg. Die von theurem Holze künstlich ausgearbeiteten Speisetische mit Füſsen von Metall, Ebenholz, Elfenbein, hatten theils eine viereckige, theils halbrunde Form; nur an drei Seiten der viereckigen lagen Polsterbetten, die vierte Seite blieb frei zum bequemen Auf- und Abtragen. Gewöhnlich lagen drei Gäste auf einem Polsterbette, also neun um die drei Seiten des Tisches her; um den halbrunden Tisch zog sich nur ein Bette hin, auf welchem mehrere Gäste Platz fanden. Die Hauptmahlzeit wurde Nachmittags eingenommen; gar nicht allgemein war bei den Römern ein leichtes Frühstück; ehe der Staatsmann an seine öffentlichen Geschäfte ging, gegen eilf Uhr des Mittags, pflegte wieder gespeist zu werden, aber auch nur leicht, fast ohne zu sitzen; Mancher

gewöhnte sich an ein Zwischenessen des Nachmittags, noch vor der eigentlichen Mahlzeit, die um 3, 4, 5 Uhr anfing, und auf welche oft ein gar fröhliches Trinkgelage folgte.

Vor dem Eintritt in den Speisesaal pflegten sich die Römer zu waschen; sie kleideten sich leicht, und liebten den Kopf mit wohlriechenden Wassern zu befeuchten und mit Blumen und Laub zu bekränzen. Die Sohlen legte jeder ab, der sich zu Tische legen wollte. Der Tisch, der wenigstens mit einem häufig sehr kostbaren, leinenen Tischtuche bedeckt war, (wenn es auch erwiesen seyn sollte, dafs jeder Gast seine Serviette mitbringen mufste, und also diese Art von Tischzeug nicht von dem Gastgeber geliefert wurde,) ward zuerst mit allerlei Näschereien, Appetitreizmitteln, in niedlichen Schalen und Schüsseln besetzt; man pflegte zum Anfange Meth statt Wein, oder doch nur Wein mit Honig gemischt zu trinken.

Bei dem hierauf folgenden Hauptessen befand sich auch ein Hauptgericht, auf welches gleichsam Gäste gebeten waren, ein seltner Braten, u. dgl. Uebrigens können sich meine Leser einen Begriff von dem machen, was der Römer gut speisen nannte, und wie lüstern er war, seine Tafel mit den mannichfaltigsten Gerichten zu besetzen, wenn sie mir erlauben, mich hierin auf einen Schriftsteller des Alterthums zu berufen. Man mufs, sagt dieser, seinen Gästen Pfau aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, junges Bockfleisch aus Aetolien, Thunfische aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Seefische aus Rhodus, aus Cilicien, Nüsse aus Thasus, Datteln aus Aegypten, Eicheln aus Spanien,

an Geschmack den Kastanien ähnlich, vorsetzen. Welch ein weites Feld hatte daher die römische Kochkunst; welcher reiche Gewinn floss den benachbarten Gutsbesitzern zu, wenn sie dergleichen Tafelgegenstände gemästet, etwa Pfauen, junges Geflügel zu ungewöhnlicher Zeit, gemästete Schnecken, Hühner selbst Mäuse zu Markte bringen liefsen. Man sagt uns, dafs bisweilen ein seltenes Paar Tauben mit 60 bis 70 Thalern sächs. Geldes, und einmal sogar mit fast 300 Thalern bezahlt worden sey.

Bei dieser Uebertreibung in den leckersten Gerichten, arteten die römischen Mahlzeiten auch in anderer Hinsicht bis auf das Höchste aus; aus schwelgerischen Essern wurden Fresser und Säufer, und alle Zucht entwich aus römischen Speisesälen. Wer den Gastgeber ehren wollte, mufste sich durch ein vorher genommenes Brechmittel erst recht zu dem Gastgebote anschicken; wer nicht recht viel verzehren konnte, ward nicht gerne gesehen am Tische, und mancher ging während der Mahlzeit hinaus, um das Uebermaas des Magens von sich zu geben, und ihn dann aufs Neue wieder zu beladen. Mimen, Tänzerinnen, Sängerinnen fehlten nicht, um den letzten Rest der Scham durch ihre Ausgelassenheiten zu verdrängen.

Nur die Männer tranken in den ältesten Zeiten in Rom Wein; den Weibern untersagten strenge Verbote diesen Genufs. In den Tagen der Ueppigkeit wurden auch hierin die Römerinnen weniger strenge. Am wildesten ging es bei den eigentlichen Trinkgelagen der Römer zu; sie währten bis zum nächsten Morgen. Es wurde ein König des Gelages durch das Loos erwählt; dieser bestimmte die Mafse, die Gesundheiten, hiefs seine Untergebene lustige,

muthwillige Geschichtchen erzählen, strafte die nachläfsigen Trinker, und suchte dabei, so lang es möglich war, Ordnung zu bewahren; aber dahin war die Kraft der leichtfertigen Gesetze, das Ansehen der Krone, wenn Bacchanten und Faunen in dem Gefolge des allgewaltigen Rebengottes auf den Schauplatz traten. Nicht nur Italiens Weine, auch griechische und ägyptische wurden von den Römern genossen.

Die Römer verstanden zu leben; ohne Uebertreibung konnten die Gebildeten in Rom alle Lebensgenüsse erschöpfen. Zu diesen gehörte noch die Bequemlichkeit, mit welcher sie theils in öffentlichen, theils in Privatbädern täglich badeten. Wo ich von den Gebäuden der Römer sprach, gedachte ich der Bäder, die, zu verschiedenem Gebrauch eingerichtet (weil heifs, lau und kalt darin gebadet werden konnte), auch die Vorzüge sehr geschmackvoller Anlage, welche endlich in wahren Prunk ausartete, mit jener Bequemlichkeit vereinigten. Säle zu gymnastischen Uebungen nach dem Bade, schattige Gartenparthieen, Teiche zum Schwimmen, bedeckte Bahnen zum Laufen waren dabei angebracht. In Rom badeten sich nicht nur Vornehme und Reiche, auch der Geringe und Arme konnte Theil an den Erquikkungen nehmen, welche das Bad gewährt. Für diese letzteren waren vorzüglich die öffentlichen Badehäuser bestimmt. Die tägliche Eröffnung derselben, ohngefähr von zwei bis vier, nach unserer Uhr, machte der Ton eines freihängenden Beckens bekannt, woran mit dem Hammer geschlagen wurde. Für den Zutritt ward eine geringe Bezahlung geleistet. Bei dem Gebrauche des Bades selbst waren Salben üblich; besondere Sklaven rieben den Körper mit Bürsten,

von denen einige sogar aus feinem Eisendraht bestanden. Das Badewasser befand sich in einer kesselartigen Vertiefung, die an dem Boden des Zimmers angebracht, und mit steinernen Sitzen und Fufsschemeln versehen war; ein sehr fester Kitt verhinderte das Durchsickern des Wassers. Um diese Tiefe, den Aufenthalt des Badenden, her, lief ein geschmackvolles Geländer, hinter welchem sich diejenigen einfanden, welche den Badenden sprechen, ihm durch ihren Besuch Höflichkeiten erzeigen wollten; auch war ausserhalb der Badezimmer ein Gang angebracht, worin die Sklaven verweilten, bis der Herr gebadet hatte, oder andere Badelustige warten konnten, bis ein Zimmer für sie ledig war.

Wie gesagt, auf die Belustigungen des Bades liefs der Römer die Freuden seiner Hauptmahlzeit folgen; waren diese vorüber, und die Sinne nicht alle so übersättiget, dafs keiner mehr Etwas heischen konnte, also nach frugalem Mahl, mit wenigen weisen Freunden, alsdann waren bei vielen mancherlei Spiele üblich. Einige erforderten wenige Bewegung, andere viele. Würfelspiele, von welchen die Römer mehrere kannten, waren vorzüglich beliebt. Man kennt noch genau die Art, wie gespielt wurde; vier oder drei Würfel waren dabei üblich; auf den platten Seiten der knöchernen, oder auch von Elfenbein, Silber und Gold verfertigten Würfel standen Punkte, wie bei unsern Würfeln; der beste Wurf war, wenn jede Seite, die oben lag, eine andere Punktzahl hatte; für den schlechtesten galt der Wurf, welcher alle Seiten der Würfel gleich an der Zahl der Punkte hervorbrachte. Um betrüglichen Künsten vorzubeugen, bedienten sich die Römer eines spitzzulaufenden Bechers, von

welchem aus die Würfel in eine andere Maschine geworfen wurden, welche die Gestalt eines kleinen hohlen Thurmes hatte, und durch welche die Würfel auf den Tisch rollen mufsten. Der Spielpreis war nach dem Gefallen der Spielenden verschieden. Auch Bretspiel war den Römern bekannt, aber dunkel nur ist und bleibt das, was wir davon wissen. Unter den Spielen, welche mehr Bewegung forderten, war das Ballspiel bei den Römern sehr beliebt; mannichfaltig verschieden in seiner Anordnung und Ausübung gehörte es zu den allgemeinsten Spielen der Römer. Ernsthafter, zum Schein wenigstens, waren die Uebungen im Laufen, Reiten, Fahren, Ringen, Schwimmen, im Faustkampf, in Gefechten mit Waffen ausländischer Völker. In den früheren Zeiten des Freistaates galt es mehr dabei; dergleichen Uebungen wurden auf dem Marsfelde öffentlich vorgenommen; man schwamm in der Tiber; als aber nur noch Schein blieb, statt des Willens und der Kraft, da wurden dergleichen Uebungen nicht mehr im Freien angestellt; man erbaute kostbare Hallen, Säle, Häuser, Kanäle, u. dgl. zu diesem Endzweck, und verschwendete grofse Summen durch ihre Unterhaltung, denn in Alles mischte sich hinfort die Sucht zu glänzen, in Allem, was der weichlich und stolz gewordene Römer unternahm, äusserte sich der gröfste Uebermuth.

Erst durch die Bekanntschaft der Römer mit den Griechen wurden Wissenschaften und Künste einheimisch in Rom; der Verfall der Macht und Gröfse Griechenlands war der eigentliche Zeitpunkt, den die Römer zu eignen Fortschritten in der Bildung ihres Geistes und Geschmacks benutzten. Gelehrte Griechen, berühmte

Künstler dieses Landes wanderten aus; die Weltbeherrscherin Roma zog sie an; Griechenland ward geplündert an Gemälden, Statuen und andern Kunstwerken, und zu tausenden stellte man jetzt die Kunstschätze in Rom auf. Das einmal deutlich gewordene Gefühl des Schönen und Erhabenen bleibt nicht unthätig, und so machte der Römer, unterstützt von seinen Reichthümern, schnelle Fortschritte. Der Luxus stieg; auch die erhöhete Bildung und der verfeinerte Geschmack gehören dazu; Wissenschaft, Anbau und Beschützung der Künste wurden nun Theile des Luxus, bald wesentliche Theile seiner Ausartung; dem reichen Römer konnte es bald Niemand in seinen Gebäuden voll Ueppigkeit und Pracht, in seinen Kunstsammlungen aller Art gleich machen, und so mufste Rom in dem Zeitpunkte seines Glanzes der Sammelplatz alles dessen werden, was andere Völker, die Griechen vorzüglich, je Erhabenes und Schönes hervorgebracht hatten. Nationell war, in dieser glänzenden Periode, wenig mehr in Rom; griechisch die Erziehungsweise, griechisch der ganze wissenschaftliche Kursus; Nachahmer wurde der Römer, Erfinder war er selten, und dann glaubte er damals der Bildung höchste Stufe erreicht zu haben, wenn er kaum oder gar nicht von dem Griechen unterschieden werden konnte. Aber unläugbar wird es immer bleiben, dafs die Römer im Ganzen nie bis zu einer solchen Zartheit und Reinheit des Geschmacks sich erhoben haben, die wir an dem Volke von Athen bewundern.

Wenn man bei allen Völkern davon zu sprechen pflegt, dafs ihre wissenschaftliche und künstlerische Bildung ein goldenes Jahrhundert

habe, so war der Römer goldenes Jahrhundert von Sulla bis auf den Tod des August. Von da an sank wieder, was sisch so rasch und kräftig gehoben hatte; durch Ueppigkeit geschwächt, von Lastern wie auf Wogen fortgewälzt, trübte sich das herrliche Bild der Menschenwürde; es war nicht möglich, im entehrten Körper konnte kein freier Geist mehr kräftig wirken, und die Bemühungen, sich dem Verfall der Wissenschaften und Künste entgegen zu stemmen, wurden bald nur noch eben so viele Schritte, um ihn zu beschleunigen. In Rom waren keine Römer mehr! Am längsten hielt sich der Geschmack in der bildenden Kunst, und noch unter Vespasian und Adrian schufen Baukünstler in Rom und dem Römerstaate Werke, welche unvergänglich zu seyn verdienten. Kleinlichkeit, Ueberladung wurden Meister in Allem; Künstlichkeit trat an die Stelle der Kunst.

Die Bücher der Römer waren geschrieben; entweder auf Tafeln, die mit Wachs bestrichen waren, und worin die Worte mit einem eisernen Griffel eingeritzt wurden, oder auf Rollen und Blätter von der ägyptischen Papyruspflanze; von Pergament, Leinewand. Später wurde auch Papier aus Baumbast oder Baumwolle gemacht. Auf diesen biegsamen, unserem Papiere schon etwas ähnlichen, Schreibmaterialien bedienten sich die Römer des Pinsels und eines Rohrstäbchens, das zugespitzt, und an der Spitze gespalten war, und einer, aus Rus und Gummi verfertigten, Dinte. Wie wir Landkarten auf Stäbe, oder die heutigen Ebräer ihre Gesetztafeln aufrollen, so waren die an einander geklebten Papier- oder Pergamentblätter in römischen Büchern aufgerollt. Nur auf einer Seite

waren diese Rollen beschrieben. Man knüpfte die Rollen zu, und befestigte aussen ein Stück Pergament oder Papier, worauf der Titel stand. Auch viereckige Folioblätter von Pergament oder Papier wurden zum Bücherschreiben benützt; eine grofse Anzahl derselben, die überdies schon auf beiden Seiten beschrieben waren, ward hinten zusammengeheftet.

Sklaven mufsten Bücher abschreiben, und wurden daher im Schönschreiben geübt; andere zeichneten sich durch Geschwindschreiben aus, und dienten als Sekretäre. Wer mehrere Schönschreiber unter seinen Sklaven hatte, zog guten Nutzen von ihrem Fleifse, indem er sie Bücher abschreiben liefs und solche verkaufte. Auch beschäftigten sich in Rom einige mit förmlichem Buchhandel in Buden und offenen Gewölben.

Das Vorhandenseyn mehrerer Bücher veranlafste die Bibliotheken; es ist gewifs, dafs die Römer, theils aus wirklicher Liebe zu den Wissenschaften, theils aus Prachtliebe, grofse Büchersammlungen nicht nur in ihren Wohnungen anlegten, sondern auch zum öffentlichen Gebrauche aufstellten. Mit Sicherheit läfst es sich behaupten, dafs die erste öffentliche Bibliothek in Rom in dem Vorhofe des Tempels der Freiheit von Asinius Pollio angelegt worden sey. August verherrlichte seinen Apollo-Tempel, den er auf dem palatinischen Hügel mit grofsen Kosten erbauen liefs, durch eine Bibliothek; Tiber, Vespasian, Domizian, Trajan folgten seinem Beispiele; Vespasians öffentliche Bibliothek stand in dem von ihm erbauten Tempel des Friedens. Diesen Büchersammlungen wurden von den Kaisern gelehrte Freigelassene zu Vorstehern bestellt. Derglei-

chen Säle lockten die Gelehrten Roms an; sie fanden darin alle Bequemlichkeiten, welche für den Denker erforderlich sind, und bald bildeten sich dort bestimmte Versammlungen von den bedeutendsten Schriftstellern. Wer ein neues Werk geschrieben hatte, sah sich geehrt, wenn er solches dort niederlegen konnte. In den Hausbibliotheken der reichen Römer versah ein Sklave, der sich durch Wissenschaften und Kenntnisse auszeichnete, die Stelle eines Bibliothekars.

Niemand wird bezweifeln, daſs sich in den Tagen des höchsten Glanzes von Rom nicht viele Gelehrte dahin sollten gezogen haben; aus dem in Ansehen und Kraft schnellsinkenden Griechenland zogen viele nach Rom, und lehrten dort die Wissenschaften, die sonst in ihrem Vaterlande in schöner Blüthe gestanden hatten. Die Römer fanden daher leicht Gelegenheit sich zu veredeln; man bezahlte ein bestimmtes Honorar für den Beitritt zu den Lehrstühlen dieser Fremdlinge; auch gelehrte Männer, die in Sklaverei gerathen waren, oder durch ihre Vorzüge den Zustand der Freiheit wieder erlangt hatten, übten auf diese Weise, andern zum Nutzen, ihre Kenntnisse. Dergleichen Männer unterrichteten die römische Jugend, ohne dafür von dem Staate selbst besoldet zu seyn. Ich sprach früher davon. Sehr spät erst trat unter Kaiser Adrian (Hadrian) der Staat ein, und stellte gelehrte Männer für den öffentlichen Unterricht an, die aus den Staatseinkünften besoldet wurden. Adrians eigentlich römische Schule lag in dem Umfange des kapitolinischen Hügels und ward Athenäum genannt.

Wer sich unter den Römern durch den Vorzug vollendeter Bildung auszeichnen wollte,

unterliefs nicht, Reisen nach Griechenland zu machen, und die berühmtesten Männer des Auslandes kennen zu lernen. Athen wurde vor allen andern besucht, man hielt diese Stadt damals mit Recht für den Sitz des geläuterten Geschmacks.

Die bessern unter den Reichen und Grofsen Roms fanden so viel Geschmack an Uebung der Wissenschaften, dafs sie besonders ihre Landwohnungen zu Tempeln derselben einweihten. Dort glaubten sie eigentlich zu leben; dorthin flohen sie aus dem Gewirre des Stadtlebens, umgeben von gelehrten Freunden und Vertrauten, und vergafsen die Weltregierung und den Taumel, in welchen sich Roms übrige Bewohner an festlichen Tagen herumdrehten. Es ist schön, in den Werken des Alterthums zu lesen, wie köstlich dergleichen würdige Männer diese Tage der Ruhe und Ungestörtheit genossen. Es konnte nicht fehlen, von Rom aus mufste sich die Liebe zu den Wissenschaften auch in andern Hauptstädten des grofsen Reiches, in Italien, Spanien verbreiten, und selbst bis in Galliens vorzüglichste Städte drang von einer solchen Lichtquelle ein reichlicher Strahl, der das Annähern des Tages beförderte. Wie wir den Wissenschaften uns widmen, so geschah es nicht zu den Zeiten der Römer, man sprach da nicht davon, Theologie, Jurisprudenz, Medizin studiren; man hörte nirgends etwas von sogenannten gelehrten Fakultäten, die um den Vorrang unter sich stritten, nichts von dem so beängstigenden Brodstudium; wer auf Bildung Anspruch machen wollte, mufste seiner Muttersprache und der griechischen Meister seyn, Geschichte, Redekunst, Dichtkunst üben, seinen Verstand und seine Urtheilskraft schärfen, und

dazu leiteten ihn die Bemühungen der Grammatiker und Rhetoren, welche, mit Allem, was frühere Gelehrte in ihren Werken erforscht und aufgestellt hatten, bekannt und vertraut, die Grundsätze des Schönen und Erhabenen bei ihrem Zuhörer zu entwickeln, und zu eigner Wirksamkeit zu erheben, bemüht waren.

Gleich den Griechen liebten die Römer das Schauspiel, daher blieb auch bei ihnen das Feld der dramatischen Dichtkunst nicht unbebaut, und von der frühesten elenden Posse aus dem Stegreife, voll grober Persönlichkeit und voll Schmutz, woran sich der Römer in der ältesten Periode des Staats belustigen konnte, erhob sich das römische Lust- und Trauerspiel bis zu der Würde, die ihm eigentlich ziemt; aber Alles war und blieb dabei doch griechischen Zuschnitts. Die Dichter Roms verbreiteten sich über alle Arten der Dichtkunst, von welchen sie bei den Griechen treffliche Vorbilder fanden, und im Grofsen, wie im Kleinen, brachten es auch ihre von Natur und Umständen Begünstigten zur Meisterschaft. Wie ihnen Griechenlands erhabner Genius als Ziel des Strebens vor Augen stand, so schaut jetzt unser Blick nach römischer Bildungshöhe empor, die sich uns, vereint mit der griechischen, in herrlicher Schönheit zeigt. Freilich hat die Zeit Vieles von den kostbaren Geistes-Werken der Vorwelt verschlungen; nur Trümmer, wie aus dem Schiffbruch einer grofsen Flotte, haben sich bis zu uns gerettet; viele hochgeehrte Schriftsteller Roms kennen wir kaum den Namen nach, andere aus schwachen, oft selbst wieder verstümmelten, Bruchstücken, und auch an den am Besten erhaltensten Werken hat Jahrhunderte lang der kritische Geist der Gelehrten neuerer und

neuester Zeit so viel zu sichten und zu rathen gefunden, daſs wir noch jetzt nicht völlig damit im Reinen sind.

Kunstliebe kam aus Griechenland nach Rom. Das Beste, was von Werken der bildenden Kunst in Rom verfertigt wurde, war von griechischen Händen und griechischen Geistes. Alle Materien, welche in Griechenland zu Bildsäulen, Vasen, Bildschnitzereien, geschnittenen Steinen, u. s w. angewendet wurden, fanden auch in Rom denselben Gebrauch; man findet die Bestätigung davon noch jetzt in den aufgefundenen Ueberresten alter Kunst, von denen mancher Vorrath in den unterirdischen Trümmer-Schatzkammern verborgen seyn mag, nach welchen in den neuesten Zeiten begierig gegraben wird. Von dem in den ältesten Zeiten des Römervolkes üblichen Gebrauche des Thones zu Bildsäulen zeigen jene unterirdischen Ausbeuten nur im Kleinen, aber auch da nicht häufige, Spuren, noch seltener sind Statuen aus Elfenbein, aber desto mehrere sind aus weiſsem Marmor, auch aus schwarzem, aus Porphyr, Syenit, Granit, Basalt übrig geblieben, und von Metall, besonders aus einer feinen Mischung verschiedener Erze, besitzt die jetzige Welt noch viele von allen Gröſsen. Auch die Römer, doch nur in spätern Zeiten, verschönerten einzelne Statuen dadurch, daſs sie, Theile derselben wenigstens, oft auch das Ganze, mit Goldplatten belegten. Eben so, wie in Griechenland, finden wir in Rom die ungeheure kolossalische Gröſse bei einigen Götter- und Heldenstatuen, von welcher herab das Maſs bis zur natürlichen Menschengröſse und weit unter dieselbe sinkt Erhabenheit des Gegenstandes, Zweck, Lust und Laune gab

hierbei die Bestimmung. Es ist eitles Bemühen, noch jetzt die bildende Kunst der Alten auf Regeln zurückbringen zu wollen; die Aengstlichkeit und Steifheit, womit öfters dieser Gegenstand von gelehrten Männern behandelt wurde, brachte für die Verbreitung des guten Geschmacks mehr Nachtheil als Gewinn. Auch die Erklärung der alten Bilder ist häufig schwankend, und wer am Kühnsten wagt, und seine Behauptung mit den gelehrtesten Anspielungen zu umwickeln weiſs, kommt nicht immer der Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit am Nächsten.

Die Kunstwerke der Steinschneider waren in Rom hochgeachtet; aber Griechen waren es, die auch diesen Zweig der Kunst dort übten. Edle Steine, in welche vertieft eingeschnitten war, wurden als Ringe, andere mit erhobener Arbeit zu Verzierung von Trinkschalen, Gefässen, benutzt; auch legten reiche Leute ganze Sammlungen davon an; die meisten Kunstwerke dieser Art, Götter- und Menschenabbildungen, Opfer, Feste, Szenen aus der Heroenzeit und der Geschichte, Thiere, Jagden, u. s. w. darstellend, waren in Carneol, Praſsem, Onyx, Chalcedon, Jaspis, seltener in Rubin, Saphir, Opal, Beryll, Smaragd, Chrysolit gearbeitet; wir nennen die eingeschnittenen, Gemmen; die erhoben ausgeführten, Kameen; häufig ist die Arbeit daran ganz vortrefflich.

Für Malerei hatten die Römer in den Tagen des Glanzes ebenfalls viel Sinn, sie selbst aber brachten wenige geschickte Maler hervor; auch in Ansehung dieser Kunst waren sie blose Nachahmer der weit geschickteren, gebildeteren Griechen. Sie blühte in Rom nur kurze Zeit; bei ihrem Eintritt daselbst hatte grie-

chische Malerkunst schon fast ihren höchsten Gipfel erreicht, und keine Reichthümer vermochten die Sinkende wieder zu heben. Was die Römer Vortreffliches an Gemälden besafsen, war durch Eroberung oder durch Kauf dahin gekommen. In den Ueberresten alter Gebäude, Badesäle und Grabhallen findet der Alterthumsforscher noch jetzt die Belege zu der Geschichte der Malerei in Rom, und, wenn er auf diesen Wandgemälden die vollendete Schönheit der Erfindung, Zeichnung, der Harmonie von Licht und Schatten vermifst, so kann er doch der Leichtigkeit und Besonnenheit der Anordnung, und der Reinheit- und Dauerhaftigkeit der Farben das verdiente Lob nicht versagen. Von der sogenannten enkaustischen Malerei der Römer sind unsere Begriffe noch jetzt nicht hell genug, um darüber bestimmt urtheilen zu können; Wachs kam zu den Farben, und diese scheinen eingebrannt oder eingeschmolzen worden zu seyn.

Der Malerei ahmte die römische Mosaik oder musivische Arbeit einigermafsen nach, ob es mir gleich uneigentlich scheint, diese Art von künstlerischer Behandlung, wobei bunte Steine so an einander festgesetzt werden, dafs die Wirkung eines Gemäldes erscheint, Malerei zu nennen. Ihre Dauerhaftigkeit mochte sie den Römern sehr empfehlen, die vielleicht einsahen, dafs den Materialien, welche sie bei der gewöhnlichen Malerei anwendeten, zu wenige Festigkeit eigenthümlich sey, als dafs dabei auf bleibenden Genufs gerechnet werden könne. Auch war es zu unbequem, die Wandgemälde von einer Stelle zur andern zu bringen, und, wie bei Statuen, die Wechsellust zu befriedigen, welche heute diese, morgen eine

andere Ordnung des Gesammelten bestimmt. Mir scheint es, die Römer haben Bildhauerkunst überhaupt höher geachtet, als Malerkunst; sie war ihnen zu Verherrlichung der Werke der Baukunst unentbehrlich, und bekanntlich fand ihre Prachtliebe in dieser das gröſste und bleibendste Interesse. Die Griechen waren nicht minder hierin Vorbilder der Arbeiten Roms, von denen die erhabensten und herrlichsten in der Periode der ersten Kaiser vollbracht wurden, ganz des glänzenden Zeitraums der altgriechischen Gröſse würdig. Als später diese Kunst in Künstlichkeit überging, als Drang nach Verschönerung Kleinlichkeit erzeugte, da fiel sie von ihrer schimmernden Höhe wieder herab.

Die Römer hatten schon unter Romulus, dem vorgeblichen Begründer ihrer Stadt, eine Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate und Tage erhalten; König Numa wollte das Fehlerhafte derselben verbessern, aber sein Jahr hatte nur 355 Tage; als daher Cäsar die oberste Staatsgewalt an sich riſs, ging das damalige römische Jahr 67 Tage von der naturgemäſsen Zeit ab. Cäsar übernahm auch hier die Verbindlichkeit, so groſser Irrung abzuhelfen, indem er für den Augenblick eine, scheinbar noch gröſsere, gebot. Er lieſs nämlich zu dem Jahre 708 der Stadt Rom die fehlenden 67 Tage hinzufügen, so daſs dieses Jahr der Verwirrung 443 Tage hatte. Hinfort bekam das Jahr 365 Tage, und die dabei fehlenden Stunden wurden alle vier Jahre in einem ganzen Tage eingeschaltet. Die Namen der Monate, so wie sie nach Julius Cäsars und Augusts Tod durch Hinzufügung der Namen dieser beiden Groſsen, und durch Hinweglassung

der Benennung des Quinctilis und Sextilis, festgesetzt waren, sind noch jetzt bei uns im Gebrauche, aber ihre Eintheilung in Tage hat sich verändert. In drei Theile theilten die Römer ihre Monate, in Kalenden, Nonen, und Idus. Kalendä hiefs der erste Monatstag, Idus zeigte die Mitte des Monats an, die Nonä fielen neun Tage rückwärts von den Idus. Nun zählten die Römer ihre Tage rückwärts von diesen drei Hauptpunkten, und sagten, wenn der erste Monatstag mit dem Wort Kalendä bezeichnet war (im April z. B.), den 4ten vor den Nonen des Aprils statt unseres zweiten Aprils, oder, (damit ich meinen Lesern durch eine vergleichende Tabelle deutlicher werde,) so:

Kalendä des Aprils	1ter April.
Vierter vor den Nonen des Aprils	2 —
Dritter vor den Nonen des Aprils	3 —
Tag vor den Nonen des Aprils .	4 —
Nonen des Aprils	5 —
Achter vor den Idus des Aprils .	6 —
Siebenter vor den Idus des Aprils	7 —
Sechster vor den Idus des Aprils	8 —
Fünfter vor den Idus des Aprils	9 —
Vierter vor den Idus des Aprils	10 —
Dritter vor den Idus des Aprils	11 —
Tag vor den Idus des Aprils . .	12 —
Idus des Aprils	13 —
Achtzehnter vor d. Kalenden d. Mai	14 —
Siebzehnter vor d. Kalenden d. Mai	15 —
Sechzehnter vor d. Kalenden d. Mai	16 —
Funfzehnter vor d. Kalenden d. Mai	17 —
Vierzehnter vor d. Kalenden d. Mai	18 —
Dreizehnter vor d. Kalenden d. Mai	19 —
Zwölfter vor den Kalenden d. Mai	20 —
Eilfter vor den Kalenden des Mai	21 —
Zehnter vor den Kalenden des Mai	22 —

Neunter vor den Kalenden des Mai	23ter April.
Achter vor den Kalenden des Mai	24 —
Siebenter vor den Kalenden des Mai	25 —
Sechster vor den Kalenden des Mai	26 —
Fünfter vor den Kalenden des Mai	27 —
Vierter vor den Kalenden des Mai	28 —
Dritter vor den Kalenden des Mai	29 —
Tag vor den Kalenden des Mai	30 —

Sollte bestimmt werden, wenn ein solcher Monatstag seinen Anfang nehme, so wurde von Mitternacht an gezählt; den bürgerlichen Tag aber, von Aufgang der Sonne gerechnet, theilten sie in Tag und Nacht, und jeden dieser Hauptttheile in 12 Stunden, welche in vier Vigilien begriffen waren.

Unfehlbar mufste aus der grofsen Ungleichheit der Tag- und Nachtlänge eine bedeutende Ungleichheit der Stunden entstehen. Immer bleibt es daher, der Bemühungen gelehrter Erklärer ungeachtet, schwer zu bestimmen, wie die römischen Wasser- und Sonnenuhren eingerichtet gewesen seyn müssen, um diese Stunden von so verschiedener Länge richtig zu bezeichnen. Schlaguhren hatten sie nicht. Gottesdienstliche und Arbeitstage, glückliche sogar, und unglückliche, diese Bezeichnungen machten wieder einen Unterschied unter den Tagen der römischen Monate; an den gottesdienstlichen Tagen war alle Arbeit untersagt, die Gerichtshöfe waren geschlossen, man opferte den Göttern und ergötzte sich durch Spiele und frohe Gelage. Zu den unglücklichen oder schwarzen Tagen gehörten auch diejenigen, als Gedächtnifstage, an welchen der Staat grofses Unglück erlitten, eine Schlacht verloren hatte, in welcher die Vornehmsten und Geachtetsten gefallen waren.

Münzen schlugen die Römer schon frühe; erst kupferne, von beschwerlichem Gewichte, das sie aber bald durch Zertheilung minder beschwerlich machten. Sie benannten ihr Geld mit den drei Namen: Nummus, Pecunia (weil darauf, als der ältesten Münzsorte, das Bild eines Hausthieres, Schafes, Rindes geprägt war), und Moneta. Man sagt, letztere Benennung sey von der Juno Moneta hergeholt, die in einem Tempel nahe der Münze verehrt wurde. Silbermünzen prägten die Römer erst seit dem Jahre 484 oder gar 499 von Erbauung der Stadt Rom; Gold vor dem Jahre 550 nach Erbauung von Rom nicht. Für die Berechnung des römischen Geldes mögen folgende kurze Bemerkungen diesen. As, von Kupfer; Denarius, Quinarius, Sestertius, von Silber; Aureus oder Solidus, von Gold; so hiefsen die römischen Münzen in dem Zeitraum des Glanzes. Gegen sächsisches Geld (den Louisd'or zu fünf Thalern) galt das As (Alles ohngefähr) 6 Pfennige, ein Sestertius 9 Pfennige, ein Quinarius 18 Pfennige, ein Denarius 3 Groschen, ein Solidus 2 Thaler 12 Groschen.

Bei Berechnung von Sestertien ist wohl zu unterscheiden Sestertius und Sestertium; Sestertius 9 Pfennige, Sestertium 1000 Neunpfennigstücke, 31 Thlr. 6 Gr. Also weiter nach der Verschiedenheit der schriftlichen Angabe des Wortes Sestertius; z. B. centum Sestertii — 3 Thlr. 3 Gr. Das Wort Sestertia mehrt die einfache Zahl um 1000 mal; z. B. vicena Sestertia — 20,000 Sestertien, 625 Thlr. Hunderttausendmal vervielfältigt sich der einfache Sestertius, wenn Sestertium mit adverbiis numeralibus vorkommt. Z. B. Sestertio vicies — zwei Millionen Sestertien, oder 62,500 Thlr.

Sestertio centies — zehn Millionen Sestertien, oder 312,500 Thlr. Eben diese Vervielfältigung liegt in Sestertium, wenn seine Vielheit mit Zahlenzeichen buchstäblich angegeben ist; z. B. Sestertium M. M. — zweihundert Millionen Sestertien, oder 6,250,000 Thlr. Bei alleinstehenden zahlenbezeichnenden Adverbien wird eine 100,000 fältige Sestertienzahl verstanden; z. B. Sexagies, wo von Geld die Rede ist, heiſst 6 Millionen Sestertien, sechzigmal hunderttausend, oder 187,500 Thlr. Das Zeichen IIS bedeutet Sestertia, also Tausende von einfachen Sestertien, so: IIS duo et Septuaginta, 72,000 Sestertien, oder 2250 Thlr.; es mag die Vielheit durch Worte oder durch Zahlenzeichen ausgedrückt seyn. Adverbia bei dem Zeichen IIS, machen eine 100,000 fache Verdoppelung der Sestertien; z. B. IIS bis vicies sind 2,200,000 Sestertien, oder 68,750 Thlr. Im Allgemeinen ist das Uebertragen der Sestertien auf sächsische Münze nicht schwer, wenn man die römische Angabe erst auf einfache Sestertien zurückgebracht hat, wo denn bei der Division dieser Summe mit 32 die Reichsthalerzahl gefunden wird, weil 32 Neunpfennige 24 Groschen betragen. Ich hielt die Mittheilung auch dieses Wenigen für nicht unwichtig, und glaubte es aus früheren, umfassenderen Lehrbüchern über die Alterthümer des Römervolkes hier einschalten zu müssen.

Dem Volke Roms fehlte es, wie ich früher anführte, nicht an gesunder Urtheilskraft, selbst nicht an Feinheit derselben, um Alles, was Kunst und Wissenschaft in Rom öffentlich ausstellten, gehörig zu würdigen, aber auch an Neugierde fehlte es dieser halbmüssigen und häufig ganz müssigen Masse nicht; daher zeigen

sich schon sehr frühe Spuren von einer Art von Tagesblättern in Rom, die, so bunt ihr Gemenge war, dieses Volk sehr begierig auffafste. Wir können diese kurzen Angaben täglicher Ereignisse Zeitungen nennen; unter Cäsars Oberherrschaft erlangten sie öffentliche Autorität. Noch sind uns Bruchstücke von dergleichen Tageblättern übrig, welche den Römer deutlich charakterisiren. Z. B. den Tag vor den Kalenden des Aprils ist der Konsul Licinius im Amte. Das Fest der Lateiner ward auf dem Albaner Berge gefeiert. Auf dem Coeliolus war Brand. Zwei Häuser Inseln und fünf Häuser brannten dem Boden gleich ab; vier wurden sehr beschädigt. Den Hauptseeräuber Demiphon hat der Legate Cneus Licinius Nerva gefangen genommen; er wurde zur Kreuzigung verurtheilt. Die Konsuln liefsen die junge Mannschaft auf dem Marsfelde zur Fahne schwören.

Der Römer eroberte die Welt durch besonnene Tapferkeit; damals war er noch arm, gut, gerecht, tugendhaft, und nur auf seine Freiheit stolz; der Weltbeherrscher ward reich, übermüthig, weichlich, versank in Laster, und dahin war sein Muth, seine Freiheit, sein Glück. Jeder Römer war geborner Soldat; das Vaterland konnte auf ihn rechnen; in den glänzenden Tagen des Freistaates hielt es jeder Waffenfähige für ehrenvoll, unter die Adler der Legionen zu treten, kein Freigelassener, kein Sklave, selbst kein Bürger der niedrigsten Klasse hatte das Recht dazu. Nur zum Seedienste konnte man dergleichen Leute nehmen. Wer siebzehn Jahre alt war, konnte zum Soldaten ausgehoben werden, und mit dem 45sten Jahre hörte die Verbindlichkeit auf, sich zur

Auswahl zu stellen. Der römische Soldat zu Fuſs muſste 20 Jahre, der Soldat zu Pferd 10 Jahre dienen. Wer nicht zehn Jahre Soldatendienste gethan hatte, konnte, wenigstens in der Regel, auf keine obrigkeitliche Stelle in der Stadt Anspruch machen. Wer eine solche begleitete, oder Priester war, blieb frei vom Soldatendienst. Veteranen nannte man die, welche nach der von den Gesetzen vorgeschriebenen Zeit noch Dienste nahmen oder behielten. Kranken oder Gebrechlichen muthete in Rom Niemand zu, als Soldaten zu dienen; aber den gesunden, kräftigen Jüngling und Mann zwang der Staat, sich zur Fahne zu stellen; Gefängniſs, Güterverlust, selbst Schläge verhängten die Gesetze über den Widerspenstigen. Dem Volk stand es zu, Einzelnen, bestimmter Ursachen wegen, Befreiung vom Kriegsdienste zu verwilligen; allein ein Volksschluſs konnte auch bei dringenden Fällen bestimmen, daſs diesmal keine Befreiung gelten sollte. Späterhin kauften sich die Römer vom Soldatenstande los, oder wer nicht dienen wollte, und Vermögen besaſs, warb für Geld einen andern an seine Stelle. Ganze Heere von Freigelassenen und Sklaven treten in den Jahren der Verweichlichung unter den römischen Adlern auf.

Vor der Aushebung der Mannschaft wurden zuerst die Legionenanführer gewählt; ein Befehl des Konsuls, für welchen geworben werden sollte, beschied alle Dienstpflichtige auf das Marsfeld. Sie kamen. Die Stämme des Volks wurden hierauf nach ihren Centurien aufgerufen, und zwar so, wie ihnen das Loos die Ordnung angewiesen hatte. Bei der Wahl der Mannschaft selbst wurden aus diesen Centurien je zwei oder vier an Kraft einander

möglichst ähnliche Leute ausgehoben; sie stellten sich jeder einzeln zu den Legionenanführern; die zunächst aufgeforderten machten es eben so, und man suchte so die Mannschaft der verschiedenen Legionen an Kraft einander ziemlich gleich zu machen. Diese Art der Auswahl zeichnete sich durch die ruhigste Ordnung aus. Aber ganz das Gegentheil von dieser ruhigen Ueberlegung der Wählenden und Gewählten zeigte sich, wenn ein Heer, des schon nahen Feindes wegen, schnell zusammengerafft werden mufste. Wie im Aufruhr begriffen, erschien alsdann das Volk und lärmvoll wurden die Tausende zusammen geschoben. Da verlor sich, so wie überhaupt in späteren Zeiten, auch die gute Sitte, in den Dienst der Reiterei nur solche aufzunehmen, welchen ihr Vermögen einen Rang unter den Bürgern der erstern Klasse gab.

Gewöhnlich bestand die Armee eines römischen Konsuls aus zwei Legionen, deren Bestand weiterhin angegeben werden mufs, und aus einer ohngefähr gleichen Anzahl von Soldaten der Bundesgenossen; doch suchten die Römer von diesen auch den gröfsten Theil der nöthigen Reiterei zu erhalten. Wie in den römischen Legionen Leute, die ihre Dienstjahre schon überstanden hatten, und aus Lust zur Sache noch weiter dienten, Veteranen, sich befanden, so gab es auch dergleichen Brave unter den Bundesgenossen; man nannte sie evocati, und gab ihnen zu einer ehrenvollen Bezeichnung das Recht, einen Stock zu tragen, der aus Weinrebe gemacht war. Der Konsul machte den Bundesgenossen bei jeder kriegerischen Unternehmung die Zahl der Soldaten bekannt, welche sie zu stellen hatten. Was man

später römische Hülfstruppen nannte, seitdem die Bewohner von ganz Italien gröfsere und fast gleiche Rechte mit den römischen Bürgern erlangt hatten, waren Fremdlinge, gröfstentheils roh zusammen gelaufen, der eigentlichen Kriegskunst unerfahren.

War die Auswahl vorbei, so schwuren einige, aus jeder Legion ausgewählte Männer, den Soldateneid bei der Fahne im Namen Aller. Diesen Eid wiederholte später die ganze Legion; auch liefs man die Ausgewählten nur nach einem in Masse geleisteten Eide, sich zu einem bestimmten Tage wieder zu stellen, aus einander gehen. Der Name der Einzelnen ward in ein Buch eingetragen. Wer den Eid brach, ward von den Priestern verflucht; indem der Soldat schwur, hielt er das Schwert entweder in die Höhe oder er setzte sich dessen Spitze an die Kehle.

Der römische Soldat zu Fufs war entweder leicht oder schwer bewaffnet. Der Reiter erhielt von dem Staat sein Pferd und die Kosten der Unterhaltung desselben: alljährlich ward darüber Musterung gehalten, und von der ganzen Gesammtzahl reicher, zum Reiterdienst bestimmter, Bürger wurde, wenn sich Krieg erhob, der Bedarf für jede Legion ausgehoben. Das war die legionische Reiterei; man kann sie sich als schwere Reiterei denken, denn der Mann war gepanzert, hatte einen starken Helm, ovalen Schild, Beinstiefeln, und war mit einem langen Schwert, einem Dolch und einer Lanze bewaffnet, die oben und unten Spitzen hatte. Selbst das Pferd schützten lederne Decken; am Kopf und an der Brust war es durch Blechplatten beschirmt. Der Zügel war im Gebrauche, der Steigbügel nicht. Gepäcke trug das Pferd

nicht; Maulesel mufsten es. Später verlor sich diese ernste, ehrwürdige Reiterei der Römer; denn von den reichen Leuten diente Niemand gern als Soldat, höchstens unter der Leibwache zu Pferd, welche die Kaiser errichteten. Man zog daher die Reiterei durch Werbung vom Auslande; wir finden Nachricht von numidischen Reitern, die fast nackend mit leichten Wurfspiefsen auf leichten, schnelllaufenden Pferden fochten; von Bogenschützen zu Pferd, cretischen und thrazischen Ursprungs; von deutscher Reiterei, die man batavische nannte. Verschieden waren die Eintheilungen des römischen Fufsvolkes nach den verschiedenen Zeitaltern; aber immer finden wir seit den Zeiten des Königes Servius Unterschied zwischen Schwer- und Leichtbewaffneten. Später und bis zu dem Umsturz des Freistaates unterschied man das schwerbewaffnete Fufsvolk durch die Benennungen: Hastati, Principes, Triarii. Die ersten standen im Vordertreffen, die Principes im zweiten, die Triarii im dritten, unserer Reserve; denn in der Zahl der Triarier waren die ältesten und erfahrensten Krieger begriffen.

Der römische Soldat war mit der Tunika bekleidet, die bis an die Knie ging, und durch das Degengehänge über den Hüften gegürtet wurde. Erforderte es die Witterung, so konnte unter ihr noch eine Art Hemde getragen werden. Ueber der Tunika war ihm noch das Sagum, der Soldatenmantel, zugetheilt, der auch nicht weiter hinabreichte, und im Gefechte gewöhnlich abgelegt wurde. Lederne Beinkleider, bis an die Waden reichend, finden wir unter Cäsar und August schon, und Sohlen, die durch Riemen in der Hälfte des Beines festgehalten wurden, mit Schienen von Blech, als

Schutz für das Schienbein, in Verbindung gesetzt, machten die Fufsbekleidung des römischen Fufsvolkes. Bei Winterfeldzügen trug der römische Krieger noch einen dicken Mantel mit einer Kappe, Kapuze, zur Kopf- und Nackenbedeckung.

Die Hastati waren mit einem metallenen oder ledernen, durch metallenes Beschläge stärker gewordenen, Helm bedeckt, mit einem Helmbusch, der aus drei emporragenden roth- oder schwarzen Federn, wenigstens eine Elle hoch, zusammengesetzt gewesen. Sie trugen einen Panzer. Auch dieser war von beiden Materialien, entweder aus Schuppen oder Ringen und kleinen Ketten bestehend, oder auch aus gröfseren Stücken Blech, oft künstlich verziert. Schuppenartige Blech- oder Lederbedeckung fand man an der Schulter, und bis gegen den Ellbogen herab. Ihrer blechernen Schienen an den Beinen ist schon erwähnt worden. Ihr rundlich auf beiden Seiten abgeflächter Schild mafs vier Fufs in die Länge und $3\frac{1}{2}$ Fufs in die Breite; er war aus Holz verfertigt und aussen mit Kalbleder bezogen, auch mit einem eisernen Rande versehen; inwendig befanden sich Handhaben, an welchen er gefafst werden mufste. Der Name des Mannes, dem er gehörte, der Legion, und des Manipels, in welcher dieser diente, waren darauf verzeichnet. Auf dem Verluste desselben standen Strafen und Schande. Das Schwert, breit, stark, in spätern Zeiten zweischneidig, trug der Hastatus an der rechten Hüfte; der Spiefs von drei Ellen Länge, den man werfen und zum Stofse gebrauchen konnte, Pilum, vorher aber der lange Spiefs, Hasta, sieben Ellen lang, waren die Angriffswaffen der Hastaten. Auch die übrigen schwerbewaffneten, Principes und Triarii, gingen in gleichen Schutzwaffen,

wie jene, nur dafs die Triarii damals als den beiden andern Gattungen der kurze Spiefs, Pilum, gegeben wurde, wovon jeder zwei bei sich hatte — des Schwertes und des langen Spiefses sich bedienten. Unter Trajan erst kam gröfsere Mannichfaltigkeit in den Waffen der Schwerbewaffneten auf; ein Dolch ward zu dem grossen breiten Schwerte gegeben, welches man nun an einem von der rechten Schulter zu der linken Hüfte herablaufenden Wehrgehänge trug, und ausser den beiden gröfseren Wurfspiefsen verbarg die innere Biegung des grofsen Schildes noch fünf kleinere, die mit Blei ausgegossen waren. Auch die leichten Soldatengattungen bei den Römern vervielfältigte die römische Kriegskunst; alle fafste der Name Velites in sich. Man hatte Jakulatoren, Spiefswerfer. Fünf Wurfspiese führte jeder; diese waren vier Fufs lang. Pfeilschützen; von ihrem Bogen fuhr der Pfeil und traf auf 150 Schritte Entfernung so gewaltig, dafs ihm Panzer und Schild nicht widerstehen konnten. Thrazier und Creter waren diese Gefährlichen. Schleuderer; nicht nur Steine, auch runde, zugespitzte Stücke Blei warfen sie, weit hin treffend.

Zu den Belagerungsmaschinen, Balisten, Katapulten, Widdern, wurden die Balistarii und Tragularii abgerichtet; der Name der letztern kommt von Tragula, einem kleinen Spiefs, den sie hatten. Cetrati, mit der Cetra, einem kleinen Schilde, Beschützte, verbanden gleichsam die leichtbewaffnete Fufsschaar mit der Schwerbewaffneten. Antesignani hiefsen die geübtesten und bravsten unter den Schwerbewaffneten der Legionen, vielleicht weil sie die besondern Beschirmer der Legionenzeichen waren. Die Legion, verschieden in den verschiedenen

Perioden des Römerstaates, faſste, in den ruhmvollesten Zeiten der Republik, 4200 Mann Fuſsvolk, wozu 300 Reiter kamen; und das Verhältniſs der einzelnen Truppenarten war ohngefähr so: 1200 Hastati, 1200 Prinzipes, 600 Triarii, 1200 Velites. Die Gattungen waren in Manipeln, diese in Centurien abgesondert; ein Manipel hatte zwei Centurien, und an Befehlenden 2 Centurionen, 2 Uragen, 2 Fahnenträger, und 10 Dekurionen. Ausserdem war die Legion in Kohorten getheilt, wovon jede ein Manipel Hastaten, Manipel Prinzipes, Manipel Triarier, und 120 Veliten in sich faſste.

Die legionäre Reiterei von 300 Mann theilten die Römer in 30 Dekurien und 10 Turmen; die Zahl der erstern spricht sich in dem Namen selbst aus; Turma war also 30 Mann.

Im Ganzen war die innere Einrichtung bei den Soldaten der Bundesgenossen dieselbe, nur nach den oben gemachten Bemerkungen etwas verschieden. Wenn ein Kriegsheer eines römischen Konsuls aus zwei Legionen bestand, wie es gewöhnlich der Fall war, so geben uns die Alterthumsforscher folgende, aus der Geschichte und den Kriegsschriftstellern der Alten geschöpfte Kenntniſs ihres Totalbestandes.

A. Haupttreffen.

Römer.

Veliten	2400	Mann.
40 Centurien oder 20 Manipeln		
Hastati	2400	—
Eben so viel Principes	2400	—
Eben so viel Triarii	1200	—
	8400	Mann.

B. Flügel.

	Römer.	
	20 Turmen Reiter	600
	Bundesgenossen.	
	20 Kohorten zu Fufs, gewöhnlicher Mannschaft	6720
	20 Turmen Reiter, gewöhnlichen Schlags	800
Für die Leibwache des Konsuls	8 Turmen Reiter von besonderer Auswahl	320
Für die Leibwache des Konsuls	4 Kohorten Fufsvolk, vorzüglicher Güte	1344
Für die Leibwache des Konsuls	2 Turmen Reiter, ganz besonderer Kerntruppen	80
Für die Leibwache des Konsuls	1 Kohorte Fufsvolk, ebenfalls von ausgezeichneter Güte	336
	Mann:	10,200

Zusammen also war der komplete Bestand eines Heeres von zwei Legionen achtzehntausend, sechshundert Mann, in den Zeiten der glanzvollesten Thaten Roms. Zu den Zeiten des August ward vieles an der Eintheilung des Heeres geändert, die Mannschaftzahl der römischen Legion stieg daher unter ihm auf 6826 Mann, mit Inschlufs von 726 Reitern. Die Menge der besoldeten Krieger, welche der Römerstaat z. B. unter August hatte, setzt den Beobachter in Erstaunen. Sein Heer war stehend, und kann wenigstens, ohne die Truppen der Bundesgenossen, ohne die Leibgarde des Kaisers mit zu rechnen, auf 170,000 Mann geschätzt werden. August besoldete 25 Legionen. Seine Leibgarde bestand ausserdem in 10,000 Mann Fufsvolk und 600 Reitern; die Mannschaft zur Bewachung der Stadt kann auf 6000, und eine Art von Gensd'armerie, die durch ganz Italien zerstreut war, auf 20,000 Mann angeschlagen werden.

Die Feldmusik der römischen Heere bestand aus Trompeten, grofsen und kleinen Hörnern; sie wurde, wie jetzt, als Mittel angesehen, wodurch sich die Befehlshaber im Lärm der Schlacht, und aus der Ferne, verständlich machen konnten. Tuba hiefs das gröfste von diesen Blas-Instrumenten; es war von Messing und gerade unsrer Trompete ähnlich; Buccina hiefs das andre, war auch von Messing, aber gekrümmt; Cornu wurde aus Horn verfertigt und mit Silber eingefafst. Den Reitern war noch ein anderes Instrument eigen, welches Lituus hiefs, und durch seinen scharfen Ton sich auszeichnete.

Zu den Zeiten des Cäsars und August war ein goldner Adler, der auf einem Spiefse safs, die Fahne der Legion; er breitete die Flügel aus; die Fahne der Manipel war eine Hand auf einer Stange, und unter ihr befanden sich verschiedene Kreise mit Abbildungen von Göttern, in der Folge mit Bildnissen der Kaiser. Früher hatte man Abbildungen von Wölfen, Pferden, wilden Schweinen, u. dgl. den Legionen zu Fahnen gegeben; und nach Trajans Regierung kam die ähnliche Gewohnheit auf, Drachen und schreckliche Thier-Mifsgestalten zu wählen, um damit die Feinde zu schrecken. Die Fahne der Reiter und Veteranen war unserer Standarte ziemlich ähnlich, nur anders an der Stange befestigt.

Kein Soldat in der Welt kann jetzt mehr Anhänglichkeit an seine Fahnen haben, als der römische hatte; als sähe er Jupiter vor sich, so ehrfurchtsvoll betrachtete er den Adler der Legion, und um diesen Schmuck dem Heere zu erhalten, wagte jeder sein Leben. Sollte recht wüthend angegriffen werden, so durfte

der Anführer nur den Adler unter die Feinde werfen lassen; unaufhaltbar warf alsdann römische Kraft Alles nieder.

Zu Belagerungen bedienten sich die Römer verschiedener, sehr wirksamer Maschinen, aus welchen sie viele Pfeile auf einmal, Steine, Massen, die sich entzündeten, glühende Pfeile schossen und warfen. Sie bauten hölzerne Thürme, in deren unterstem Theile Mauerbrecher, in dem mittlern Brücken, welche vorgeschoben oder auch herabgelassen werden konnten, und in dem obersten Gallerien sich befanden, auf welchen Soldaten gegen die Belagerten schossen. Mit diesen Thürmen auf Rädern näherte man sich der belagerten Stadt, stiefs Mauern ein, beunruhigte die Belagerten auf ihrer Mauer, und drang da ein, durch Hülfe der Brücken, wo Platz wurde. Unter leicht beweglichen, hölzernen Bedachungen rückten Soldaten zum Sturme an; unter solchen wurde der Mauerbrecher von andern in Bewegung gesetzt; er hatte an der Spitze eines mächtigen Balkens einen Block von Eisen in Gestalt eines Widderkopfes, und hiefs darum Aries, Widder. Hinter Wänden von Flechtwerk, die beweglich waren, suchte man die anrückenden oder arbeitenden Soldaten zu schirmen; oft auch gruben sie sich in die Erde ein, um unterirdisch in die belagerte Stadt zu kommen; die Erfindungskraft war geschäftiger als jetzt in dergleichen kriegerischen Unternehmungen; die Eroberung eines festen Platzes schwieriger, weil ähnlichen, noch so künstlichen Maschinen, da sie nur in der Nähe wirken konnten, die Gegner gleichen Scharfsinn und eben so erfinderischen Muth entgegen setzen, und leichter, als jetzt, alle Anstrengungen vereiteln konnten.

Kein Volk belästigte sich, wenn es in den Krieg zog, weniger gern mit unnöthigem Gepäcke, als das römische; der gemeine Mann zu Fuſs wenigstens hatte so viel, was zum Dienst gehörte, zu tragen, daſs er an keine Nebendinge denken konnte. In den ledernen Säcken trug sogar jeder Proviant auf 14 Tage bei sich; man darf rechnen, der römische Soldat zu Fuſs habe wenigstens 60 Pfund getragen. Der Reiter blieb ganz ohne Gepäcke; ihm war ein Reitknecht und Packpferd erlaubt. Im Ganzen war aber bei einem römischen Heere des Gepäckes und des Trosses doch mehr als zu viel, und verständige Anführer hatten häufig darüber zu klagen. Bei einem Heere von vier Legionen hatte der Anführer Sulpitius, als er gegen die Gallier auszog, 1000 Maulthiere zu Fortschaffung der Bagage für Offiziere und Gemeine. Auch die Fortbringung der Belagerungs-Werkzeuge, der Schiffe zum Brückenschlagen bei dem Uebergang über einen Fluſs, der Vorräthe an Kleidungsstücken, Waffen u. dgl. erforderte viele Leute, Wägen und Lastthiere; etwas erleichterten sich dabei die Römer die Last dieser Bedürfnisse durch die Gewohnheit, ihre Brückenschiffe auf Rädergestelle zu befestigen, und als Bagagewägen zu gebrauchen.

Ein römisches Heer hatte auch zahlreiches Gefolge; Priester verschiedener Art; Leute, die jetzt zum Generalstab gerechnet werden, Ingenieurs, welche die Lagerstellen abzumessen und über die Befestigungsart derselben nachzudenken hatten; Proviantverwalter, Quartiermeister; Feldärzte und Chirurgen; Schmiedte, Zimmerleute, Wagner; Spionen und einen reichen Troſs von Reitknechten, Packknechten, Marquetendern. Die Summe aller dieser Ne-

benpersonen war bisweilen gröfser, als die Summe der Soldaten selbst.

Ausser den schon benannten verschiedenen Graden von Befehlshabern bei einem römischen Heere, sind die Legaten des Oberbefehlshabers merkwürdig; sie waren von ihm aus der Reihe der erfahrensten und vornehmsten Männer Roms gewählt, und der Senat bestimmte nur ihre Anzahl. Sie vertraten die Stelle des Anführers, der sich durch sie gleichsam vervielfachte, und ihr Ansehen war sehr grofs.

So lange die römischen Heere sich, nach Endigung eines Feldzuges, auflösten, dauerte eine Offiziersstelle nicht länger, als der Krieg selbst; aber als die Heere, unter August, stehend wurden, alsdann blieb jeder in seiner Würde und rückte in derselben zu höherem Rang empor. Die Offiziere wurden aus den Abtheilungen der Soldaten ausgehoben; die Tribunen ernannten die Centurionen, diesen stand die Wahl der Dekurionen zu: die Tribunenwürde war schon zu bedeutend, als dafs das ganze römische Volk sich nicht hätte eine Einwirkung bei der Wahl der Tribunen zu verschaffen suchen sollen. Das geschah auch seit dem Jahre 443 v. Erb. der Stadt; auch mufsten die Tribunen sowohl aus dem Patrizierstande, als aus dem gemeinen Volke gewählt werden; die Reiterei gab die patrizischen her; fünf Jahre wenigstens mufsten diese schon gedient haben; die aus dem Plebs zu wählenden Tribunen aber zehn Jahre unter dem Fufsvolke. Den Tribun machte ein Stilet (Pugio) kenntlich, auch stand ihm das Recht zu, einen goldenen Ring, wie die Ritter, zu tragen.

Der oberste Feldherr hiefs Dux belli, Führer im Kriege; nach einer glücklich verübten

That gab ihm das Heer den Ehrennamen Imperator.

Der altrömische Soldat diente ohne Sold, sogar für seine Waffen, Kleidung und Beköstigung mufste er selbst sorgen; später ward ihm Sold verwilliget, und dieser verdreifachte sich unter den Cäsaren; auch Kleidung, Waffen, Lebensmittel wurden ihm hinfort gereicht. Strenge wurden alle Vergehungen bei dem Soldaten bestraft; vor dem Oberbefehlshaber trugen daher Liktoren, Gerichtsdiener, die Fasces (Bündel von Stäben, auf denen ein Beil stack), als Sinnbild der Gewalt desselben über Leben und Tod. Dem Staat gehörte Anfangs alle Kriegsbeute; später theilte dieser mit den Soldaten; zu den Zeiten der Kaiser ward dies wieder geändert, und die kaiserliche Schatzkammer wurde nun der Ort, wohin alle Beute flofs. Dem römischen Krieger wurden, wenn er treu und tapfer focht, bedeutende Belohnungen zuerkannt; Geschenke, Ehrenkränze und Kronen von Gold, goldne und silberne Hals- und Armbänder, Fahnen, u. dgl. Man gab sie feierlich und der Belohnte schmückte sich hinfort damit, wie jetzt mit Orden und Medaillen zu geschehen pflegt. Die Bürgerkrone von Eichenlaub erhielt jeder, der einem Römer das Leben gerettet und den Gegner desselben erlegt hatte; es gab Kronen für den, welchem die Befreiung eines eingeschlossenen römischen Heeres, andere für den Krieger, dem zuerst die Ersteigung eines feindlichen Lagers, einer belagerten Stadt, eines feindlichen Schiffes gelungen war. Auch bessere und schönere Waffen wurden Einzelnen als Belohnung gegeben; wie jetzt Ehrensäbel, u. s. w. Befreiungen von Lagerdiensten, Schanzen, gehörten

ebenfalls zu den Auszeichnungen vorzüglich achtbarer Krieger. Aber vorzüglich waren die Belohnungen, welche der römische Staat den Hauptanführern bewilligte; der Triumph war die höchste. In der Seele jedes edlen Römers, der sein Leben dem Staate gewidmet hatte, stand der Wunsch oben an, Konsul zu werden, als solcher den Feind zu besiegen, und als Triumphator siegreich in Rom einzuziehen. Von der Festlichkeit eines römischen Triumphaufzuges gibt auch die umständlichste Beschreibung nur einen sehr unvollkommenen Begriff: noch weniger vermag der kleine Raum meines Kupferblattes; aber in Etwas erläutert er doch die folgenden kurzen Bemerkungen.

Der siegreiche Anführer, der um die Ehre des Triumphes sich bewarb, verweilte mit seinem Heere ausserhalb der Stadt, und liefs dem Senate melden, er wünsche in dem Tempel der Bellona oder des Apollo von seinen Verrichtungen persönlich Rechenschaft ablegen zu dürfen. Der Senat gewährte diesen Wunsch, und urtheilte nun bei dieser Zusammenkunft, ob der Triumph bewilliget werden könne, oder nicht. War die Antwort willfährig, so trug der Staat die Kosten des Festes, schaffte den Triumphwagen mit dem Gespanne an, Kleider, Opferthiere, Geräthschaften aller Art. Den Tag des Einzuges bestimmte der Feldherr, dem auch für denselben Tag der Oberbefehl in der Stadt eingeräumt wurde. Auf seinem prächtig geschmückten, runden Wagen, der von Vergoldung glänzte, stand der Triumphator mit Lorbeern begränzt, mit der goldgestickten Toga bekleidet; vier prächtige Pferde, in eine Reihe gespannt, zogen ihn. In der Hand hielt er einen Szepter; hinter ihm stand ein Sklave

der eine goldene Krone über dem Haupt des Helden emporhielt; ihn umgaben Leute mit Rauchgefäſsen, die ihm gleich einer Gottheit Wohlgerüche verbreiteten; seine Verwandten und Freunde folgten ihm zunächst, alsdann kam, wohl geordnet, mit Lorbeern bekränzt, die Einzelnen mit den erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt, das ganze Heer. Zwischen seine Abtheilungen und die Abtheilungen des Zuges überhaupt waren Musikchöre gemischt; diese schallten in die Freudentöne des Volkes, das von der Schönheit solcher Feste ausser sich kam. Heil dem Triumphator! tönte es von allen Seiten; das Heer sang in Liedern sein Lob, aber auch in Spottgesängen ergoſs sich der Muthwille der Soldaten und des Volkes. Vor dem Triumphator her wurde, angenehm gesondert, künstlich aufgeschichtet, so daſs das Beste hauptsächlich sichtbar ward, die Beute gefahren, getragen; viele Wagen erforderte oft diese Menge von Prachtstücken; offen trugen andere das baare Geld, die Gold- und Silberbarren, zur Schau dem übermüthigen Römervolke. Die Opferthiere, festlich geschmückt, oft in übergroſser Anzahl, wurden vor dem Helden her geführt, der durch die ganze Stadt hinauf nach dem Tempel des kapitolinischen Jupiters zog, um dort den Göttern Dankopfer zu bringen. Weiter zogen vor ihm her die Gefangenen, und desto herrlicher ward der Triumph geachtet, je vornehmer an Geburt und gröſser an Macht diese Besiegten gewesen waren, die nun in Ketten ihr Elend bejammerten. Wenn Könige und Königinnen in dieser Reihe gingen, alsdann hatte der Triumphator den höchsten Glanz erreicht; an ihrem Jammer kitzelte sich die Ausgelassenheit des Volkes.

War der Zug, der oft in einem Tage nicht vollbracht werden konnte, endlich auf dem Capitolium angekommen, so wurde dem Volk in den Hallen des Tempels ein Gastmahl gegeben, und der Triumphator selbst feierte diesen ehrenvollen Tag durch ein reiches Gastmahl, wozu er nicht nur alle seine Freunde, sondern auch die Konsuln des Staates bat, die aber ihrer Würde wegen doch nicht erscheinen konnten.

Geringer war der Einzug des Siegers, dem der Rath nur die Ovatio erlaubte. Dabei ritt der Held entweder, oder er ging zu Fuſs, und, statt der Stiere, opferte er nur Schaafe. Der eigentliche Triumphator muſste erweisen können, er habe wenigstens 5000 Feinde in einer Schlacht getödtet, wobei sein Heer der angreifende Theil gewesen sey, auch muſsten die Getödteten freie Leute gewesen seyn; Waffenlose, Knechte bei dem Gepäcke, Troſs, u. s. w. wurde nicht mit gerechnet. Es war üblich bei den Römern, daſs der Feldherr vor einer Schlacht eine Rede an die Soldaten hielt, und ihren Muth dadurch zu beleben suchte; hatten seine Worte die gewünschte Wirkung, so erhoben die Soldaten entweder ein gemeinsames Geschrei, oder sie schlugen, zum Zeichen ihres Muthes, an ihre Schilde; auch das Emporheben der rechten Hand galt eben so viel. Gegen den Feind andringend, ward von den römishen Kriegsheeren auch ein grausendes Geschrei erhoben, welches Barritus hieſs; aus dem Gehalte desselben glaubten kriegserfahrne Männer sichern Schluſs auf die Stärke des Muthes der Angreifenden machen zu können.

In den ersten Zeiten des Römerstaates dachte man nicht daran, auch zur See Thaten

zu thun, die der Aufzeichnung würdig wären; an eine Seemacht dachte Niemand. Es war der vierte römische König, der den Hafen von Ostia anlegte, und das Gebiet Roms bis an das Meer erweiterte. Aber so langsam entwikkelte sich bei den Römern die Idee einer Seemacht, dafs sie noch bei dem Anfang des ersten Krieges gegen die Karthaginenser Schiffe miethen mufsten, um ihr Heer nach Sicilien überzusetzen. Die Eroberung eines karthaginensischen Schiffes verschaffte den Römern Klarheit, sie lernten daran erst Schiffe bauen; und in 60 Tagen konnten schon 100 fünfruderige, und 20 dreiruderige Schiffe den Stapel verlassen. Damit ward das erste Seetreffen gewagt, und gewonnen. Das Glück mochte viel daran Schuld gewesen seyn; genug, die Römer erkannten den Werth einer Seemacht, und boten Alles auf, sie furchtbar zu machen. Aber mühsam war hier das Bestreben, den geübteren Seefahrern der Karthaginenser gleich zu kommen, häufig vereitelt wurden alle Anstrengungen. Das römische Schiff war von höchst lästiger Bauart, und was die Wellen nicht an Klippen warfen, machte die Ungeschicklichkeit der Steuerleute scheitern. Ein glücklicher Zufall half; ein Schiff aus Rhodus ward erbeutet und diente hinfort als Modell leichterer und zweckmäfsigerer Bauart. Das hob den Römer auch als Seemann; mehrere Küstenvölker wurden besiegt; Karthago erlag und ward zerstört, und die römische Seemacht hob sich nun mit Zuversicht; eigene Kriegsflotten hatten die Römer zu den Zeiten Augusts und unter den folgenden Kaisern.

Seit die Römer den Vortheil, den ihr Seewesen dem Staate brachte, einsahen, besorgten

sie Alles, was dazu erfordert wurde, mit grofser Sorgfalt. Mit Auswahl wurde das Holz zum Schiffbau aus den besondern Waldungen gefällt, die der Staat zu keinem andern Gebrauche anwiefs. Die römischen Schiffe, wie die griechischen, ihre Vorbilder, wurden durch Segel und Ruder bewegt. Jedes Schiff ward einer Gottheit geheiliget. Verschieden nach ihrer Gröfse waren auch die Schiffe der Römer; sie hatten Kriegsschiffe, welche man nach der Reihe der Ruderbänke mit verschiedenen Namen bezeichnete, Schiffe mit 2, 3, 4, 5 bis 8 Ruderbänken; Lastschiffe, Handelsschiffe, und so in mehreren Abstufen kleinere, bis zum Fischerkahn herab. Zu Augusts Zeiten wurden die liburnischen Schiffe für die leichtesten gehalten und den rhodischen vorgezogen. Bei den Handelsschiffen vertraute man mehr auf Segel, als auf Ruder. Die Kriegsschiffe hatten an der Vorderseite über und unter dem Wasserspiegel sehr starke Balkenverlängerungen, gleichsam Schnäbel, mit Eisen beschlagen; durch sie erhielt das Schiff die Kraft, feindliche Schiffe zu durchstofsen. Doch suchten die Alten den gewaltigen Stofs, welchen ein auf diese Art bewaffnetes Schiff hervorbrachte, dadurch weniger nachtheilig zu machen, dafs sie das Schiff rings um, so weit es unter Wasser ging, mit einer sehr starken Vorwand von Holz bekleideten; eine Oeffnung in dieser beschädigte das Schiff selbst noch nicht. Auf dem Verdecke der Kriegsschiffe standen, ausser verschiedenen Wurf- und Schleuder-Maschinen, hölzerne Thürme, auf welchen Soldaten gegen die Bewaffnung des feindlichen Schiffes von oben herab ankämpften und Feuer auf dasselbe warfen.

Enterhaken und eine Art von Brücken,

durch die man von einem Schiffe auf das andere zu kommen suchte, waren schon damals bekannt und im Gebrauche. Was jetzt den Engländern so geläufig worden ist, feindliche Schiffe durch Feuer zu zerstören, das übten schon die Römer. Auch sie machten billigen Unterschied zwischen Seesoldaten und Matrosen. Nicht gerne bot sich der Römer zum Seedienste, daher bestand die Bemannung seiner Schiffe nur aus Bürgern der untersten Klasse, und aus Freigelassenen. Die mit den Römern im Bunde stehenden Seestädte mußsten hauptsächlich Matrosen stellen.

Einige Stellen in ihren gelehrten Werken bezeugen, daſs auf ein Schiff mit fünf Reihen von Ruderbänken 400 Mann gerechnet worden seyen; sie waren Vorstehern von verschiedenen Graden untergeordnet, der Navarch, unserem Schiffskapitän ähnlich, führte über alle den Befehl; der militärische Theil der Bemannung aber stand unter einem Obristen. Varro lehrt uns, daſs auch schon Taucher auf römischen Schiffen gewesen, und dazu gebraucht worden seyen, festsitzende Anker zu lösen, und verlornes Gut wieder aus dem Grunde herauf zu holen.

Da die Schiffahrt der Alten, bei allen Bemühungen sie zu heben, doch nur ein schwacher Versuch, gegen die jetzige, blieb, so konnte man im Sturme kein Treffen wagen; wenn zwei Flotten sich feindlich trafen, wurde daher meistens nur nahe den Küsten gefochten. Auch wegen glücklicher Thaten zur See wurde römischen Anführern die Ehre des Triumphes bewilliget.

Die religiösen Meinungen des römischen Volkes äusserten sich in verschiedenen Zeiträumen verschieden; drei dieser Perioden sind am

Kenntlichsten auszeichnet, die älteste Periode eines rohen Religionszustandes; die mittlere, wo griechische Religionsbegriffe auf die Römer wirkten und die lezte vor dem gänzlichen Verfall des Staates, diejenige, wo die religiösen Ausartungen des Geistes überspannter Asiaten und schwärmerischer Neuägypter den Römern lieb wurden.

Die älteste Religion der Römer war eine rohe Mischung von abergläubischen Ideen verschiedener Völker; die Zeichendeuter und Wahrsager hatten dabei das geltendste Ansehen, welches sie zu Betrügereien aller Art benuzten; das Volk war in ihren Banden.

Der römische König Numa sichtete und ordnete die religiösen Grundbegriffe der damaligen, also ältesten Römer, und brachte sie zuerst in ein System; ihm half, so sagt die Fabel; durch ihre Eingebungen die Nymphe Egeria bei diesem Beginnen; den Vornehmsten im Staate ward die Priesterwürde zu Theil; Wahrsagungen, Zeichendeutereien wurden hinfort nur mit Feierlichkeit und Würde betrieben, und das Volk gefiel sich, durch den mit den gottesdienstlichen Verrichtungen verbundenen Prunk, in seinen Ketten. Tiefes Geheimnis verbarg Alles, was das Priesterthum anging, und mit Strenge wurde Jeder bestraft, der Etwas davon kund machte; das Volk sollte nur blindlings glauben und gehorchen. Auch hatte der römische Gottesdienst viel Liebliches; nicht finster, nicht zurückschrekkend waren die Bilder von der Gottheit, wie bei andern Völkern, und keinem Fremden ward verwehrt, auch seinen Göttern in den Gebieten des Römervolkes frei zu dienen, wenn dieser

Dienst nur gegen römische Sitte nicht widerlich anstiefs. Ergötzlichkeiten wurden mit dem Gottesdienste verbunden; das Volk blendete der Schein und mit vollem Glauben hing es Jahrhunderte lang an Allem, was die Priester ihm sagten. Diese, von den Betrügereien überzeugt, wodurch sie das Volk zügelten, hatten eine Art von natürlicher Religion, und waren nur klug genug, den Zeremonien ihren Werth zu lassen, ohne selbst einigen darein zu setzen; es scheint, dafs sie e i n höchstes Wesen erkannten und verehrten. Der gemeine Römer blieb daher tief abergläubisch, aber auch lange Zeit sehr treu, wenn er feierlich geschworen hatte; voll Vertrauen auf den Schutz der höhern Mächte, wenn er in ihrem Rath und Willen handelte; voll Gehorsam; voll Liebe; voll Hoffnung für eine vergeltende Folgezeit. Später mufste sich dies ändern. Die Grofsen Roms selbst waren es, die durch ihre ungeheuere Entartung den wohlthätigen Einflufs ihrer Religion auf die geringeren Stände vernichteten. So sehr grofs konnte doch der Abstand zwischen dem Patrizier und Plebejer nicht seyn, dafs sich jener ohne Scheu vor den rächenden Göttern Alles erlauben durfte, was Ehrgeiz, Habsucht, Laune und Lust ihm angaben; das fühlte der gescheidere Theil des Volkes; schlofs weiter, und übertraf bald sein Vorbild. Der Eid ward nun gering geachtet; Jeder hielt von dem, was er beschworen hatte, so viel ihm gut dünkte; statt auf die Götter zu vertrauen, stüzte sich jeder auf seine reichen vornehmen Freunde und Gönner, und änderte seine Meinung von ihrem Werthe, sobald das Glück ihnen den Rücken kehrte; zum blosen Prunkwerke wurden hinfort alle gottesdienstlichen Verrichtungen auch in den Augen des

gemeinen Mannes, und, weil die Grofsen, welche nun der griechischen Philosophie sich hingaben, von Unsterblichkeit, von Fortdauer nach dem Tode wenig oder gar nichts mehr wissen wollten, so vermied jeder, sich darüber in Untersuchungen einzulassen, und jeder schwelgte und schwärmte im Genufs der Gegenwart, so gut er vermochte. So ging die Wohlthat, die selbst der Aberglaube in der Religion der Römer dem gemeinen Volke gewährte, verloren, und in Laster aller Art versank das Volk; der Zügel war abgeworfen, und übermächtig und lockend das Beispiel der Grofsen. Wer das Gemüth der Menschen zu beurtheilen weifs, wird es begreiflich finden, warum in einem solchen Zustande der Entartung den Anhängern der orientalischen Religion, die sich in Rom befanden, es gelingen konnte, ihren geheimnifsvollen religiösen Weihungen unter den Römern Eingang zu verschaffen. Nitsch, der über den ganzen Haushalt der Römer vieles gründlich ausgesprochen hat, giebt an dem Ende seiner weitläufigen Bemerkungen über die Religionsgeschichte des Römervolkes in dem zweiten Bande seines Werkes folgenden gedrängten Ueberblick, der mir einer allgemeinen Verbreitung werth scheint. „Der älteste Römer, sagt er, nahm unter Romulus und Numa die Hauptgrundsätze der etruskischen Religion an. Er vermehrte sie nach den Zeiten des Camillus, indem er auch den prachtvollen Theil des etruskischen Gottesdienstes sich zueignete. Nach dem macedonischen Kriege brachten griechische Künstler die neueren, verbesserten religiösen Fabeln (den Mythos) der Griechen, in ihren Werken, nach Rom. Das Ganze blieb etruskisch, und erhielt nur griechische Verbesserungen. Aber der Grieche lehrte

den Römer die Theologie mehr und mehr für Fabel halten, und hob die ganze Kraft der Religion auf, indem er die Sitten verderbte. Entnervt, ward der Römer wieder abergläubisch, wie der Weichling es immer ist. Der prachtvolle Gottesdienst dauerte fort; aber ägyptische und orientalische Priester erhielten immer mehr Anhänger; daher kam in den lezten Zeiten Roms der so allgemeine Dienst der Sonne, der Isis, und anderer ausländischer Götter."

Wenn die Römer in dem Anfang ihres Staates nur wenigen Göttern Verehrung erwiesen, so vermehrte sich die Zahl derselben aus verschiedenen Ursachen; durch Bekanntschaft mit Ausländern, welche andern Göttern huldigten; durch die Erlaubnis, daſs in Rom jeder Fremde, der sich dort niederlies, den Dienst der Gottheiten seiner Nation ohne allen Zwang üben durfte; und vorzüglich durch die zu einem Staatsgrundsatz erhobene Idee, der Besitz eines eroberten Landes könne nicht fester gesichert werden, als dadurch, daſs man den Nationalgöttern des besiegten Volkes eine Stelle unter den heimischen Gottheiten einräume. Die Römer unterschieden Götter vom ersten und zweiten Rang. Zwölf behaupteten schon von den ältesten Zeiten her jenen ersten Rang, und erhielten die vorzüglichsten Huldigungen; aber viel gröſser war die Reihe der Himmelsbewohner des zweiten Ranges, und unter ihnen gab es Unterabtheilungen, solcher nämlich, die man als Urgottheiten gelten lies, und solcher, die sich als tapfere, weise und tugendhafte Menschen nach ihrem Tode zu der Ehre erhoben hatten, in die Götterversammlung aufgenommen zu werden. Mehrere, den Menschen erhebende und beglückende Eigenschaften und Seelenkräfte

erhielten überdies noch göttliche Verehrung, und selbst die Laster hatten ihre Altäre.

Jupiter, der Götter und Menschen Vater, Beherrscher, Erhalter, Beglücker, stand in dem Rathe der zwölf Obergötter oben an; von seinem Stuhle von Elfenbein herab regierte sein Wink das weite All; hehr und herrlich, Ernst mit Milde paarend, war sein Antliz; das sinnliche Nachbild zeigte in ihm einen Mann voll Kraft der schönsten männlichen Jahre, verbunden mit der Weisheit des Greisenalters. In der Rechten ruhte der Donnerkeil, wenn ihn nicht oft der neben dem Himmelskönige sitzende Adler, der Bote seines Willens und der Verkünder seiner Macht, zwischen den Klauen hielt; in der Linken hatte er den Szepter. Heilig war ihm der Eichbaum und ein junges Rind das wohlgefälligste Opfer.

Juno, des Himmels Königin; Staatenglück, Reichthum, Ehestand waren ihrer Leitung unterworfen. Von dem Alter ungefährdet, safs die Himmelskönigin, in schöner würdiger Ruhe auf einem goldenen Stuhl, königlich geschmückt, mit dem Szepter in der Hand. Des Regenbogens holde, jugendliche Göttin war ihrem Dienste zugegeben, und der prächtige Pfau wurde als ihr Lieblingsvogel an ihre Seite gestellt.

Vesta. In dem ersten Tempel, den Numa dieser Göttin in Rom erbaute, ward kein Bild von ihr aufgestellt, ihr Sinnbild nur loderte dort, die nie verlöschende Feuerflamme; aber nachher bildeten Künstler die ehrwürdige Vesta als bekleidete und verschleierte Matrone, die in der einen Hand ein Siegesbildchen, auch wol eine Fackel, in der andern das kleine Minervabildchen, das der Römer Palladium nannte, hielt. Wo auf einem Altare immerwährend Feuer unterhalten

wurde, in Tempeln oder in den Hausbezirken, da wohnte die Vesta. Sie soll, sagt die Fabel, den Bau der Häuser und des Heerdes erfunden haben, und ihrem Schutze waren beide untergeben; ein Sinnbild der reinen, treubewahrten Häuslichkeit war Vesta.

Minerva, auch Pallas genannt, das Weib voll Männergeist und Kraft, die hehre Jungfrau, mit großsen blauen Augen, bewaffnet mit Lanze und Schild, mit dem Helm auf dem Haupte und dem geschuppten Brustharnisch, hatte weiteren Wirkungskreis; das Geschlecht der Menschen sollte ihr die Erfindung des Spinnens, des Webens, des Flötenspiels, der Färbekunst, der Heilkunde, der Baukunst, der Behandlung der Olive, und die erste Anleitung zum geselligen Zusammenleben in Staaten, die ersten Grundlinien der Kriegswissenschaft zu verdanken haben. Gelehrte und Künstler ehrten in ihr die Beschützerin und Geberin des Guten und Schönen. Dem Kranken gewährte es Trost, in dem Tempel der Heilgöttin Minerva eine Nacht zubringen zu dürfen und die Eingebung eines Traumes zu erwarten, der ihm die wirksamsten Mittel zu seiner Genesung verkündigte. Heilig war ihr der Oelbaum, und der nächtlichen, tiefen Denkerin gehörte die Nachteule als Gefährte.

Ceres. Die Fabel sagte von dieser weiblichen Gottheit, sie habe den Staaten die ersten Gesetze gegeben und Getreidebau angeordnet. Ihre Gestalt war jugendlich; ihr Haupt mit einem Kranz von Aehren geschmückt; sie trug eine Fackel in der Hand, oder den Saamenkopf der Mohnpflanze. Ihre Tochter Proserpina sollte, nach der Fabel, von dem Gott der Unterwelt, Pluto, geraubt worden seyn, und um sie zu suchen, sey die Mutter mit der Fackel in der Hand

durch die Welt gezogen. Trächtige Schweine und Füchse wurden als wohlgefällige Opfer für diese Gottheit betrachtet, beides Thiere, welche dem Ackerbau schaden.

Diana. Jungfrau, voll Strenge gegen sich und ihr Gefolge, Freundin der Jagd und Beschützerin der Weidmänner; Mond, Königin der Nacht, Unterstützerin der Gebährenden; Bewohnerin dunkler Wälder. Geschürzt bis an die Knie, mit geschnürten Füfsen und Beinen trat die Jungfrau einher, den Bogen in der Hand, den mit Pfeilen gefüllten Köcher über den Schultern. Um sie her schwärmten die Jagdgefährtinnen und Hunde. Sie liebte die Fichte, und ein Eber sollte ihr den lieblichsten Opferduft gewähren.

Venus. Göttin der Liebe. Ideal weiblicher Schönheit und höchsten Liebreizes. Weder Gott noch Mensch vermochten ihrer Macht zu widerstehen. In ihren Darstellungen, bald ganz nackend, bald halb bekleidet, bald auch ganz bekleidet, aber immer so, dafs ihr Gewand die Schönheit mehr hob, als deckte, wetteiferten die Künstler der damaligen Welt, und die Dichter Roms verschwendeten allen Reiz der Phantasie und Sprache zu ihrem Preise. Venus sollte sogar die Mutter des Helden Aeneas gewesen seyn, von welchem die Römer so gerne ihren Ursprung ableiteten. Ein Muschelwagen, bald mit Schwanen, bald mit Sperlingen, bald, und am häufigsten, mit Tauben bespannt, führte die Göttin; Amor war immer ihr zur Seite, ein Knabe, göttlich schönen Angesichts, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Auch die drei Grazien, Göttinen der Anmuth, zeigten sich in den Gebilden der Künstler oft in dem Gefolge der Venus. Nicht nur der edeln, himmlischen Liebe, auch der feilen, nichtswürdigen Venus, bauten die Römer Tempel und Altäre.

Mars. Der Krieger, stark in Waffen und stets siegreich durch gewandte Körperkraft. In den Abbildungen trug er römisches oder griechisches Soldatenkleid, Helm, Schild, Schwert und Lanze; oft hatte er die Siegesgöttin, in einer kleinen geflügelten, weiblichen Figur, mit Palmen gekrönt, einen Palmzweig in der Hand haltend, mit dem einen Fuſse auf einer Kugel stehend, bei sich; auf dem Streitwagen, von zwei Pferden gezogen, sah man ihn. Wolf, Specht und Pferd waren ihm geheiliget. Den Römern gefiel es, sich für Abkömmlinge von diesem Gott zu halten.

Merkur. Ihm, dem schlanken, jugendlichen Gott, voll Schönheit, wiesen die Römer viele Geschäfte an. Am häufigsten erschien er unbekleidet, einen runden Hut mit Flügeln auf dem Kopfe, und Schuhe mit Flügeln an den Füſsen. In der Hand hielt er einen Heroldstab, den zwei Schlangen umwanden, und einen vollen Geldbeutel. Der Hahn und der Widder waren ihm heilige Thiere. Die Götter selbst hatten ihm das Amt übertragen, als Bote ihre Aufträge zu besorgen; Handlung und Industrie standen unter seinem Einfluſs; er war Vorsteher der Dichter, Redner, Astronomen; Erfinder der Lyra, Freund und Beschützer der Reisenden. Er war es, der die Seelen verstorbener Männer zu den Schatten begleitete.

Neptun. Blauaugiger, noch kraftvoller Greis, krausbartig, stämmig, breitbrustig, Gott des Meeres, Jupiters Bruder; häufig war er ohne Gewand, bisweilen mit einem schwarzen Mantel leicht bekleidet. In der Hand hielt er den Stab mit dreizackiger Gabel, und lenkte Seepferde, die seinen Muschelwagen zogen. Ein schwarzer Stier ward ihm geopfert. Wer als Seefahrer

glücklich seyn wollte, mufste sich die Gunst dieser Gottheit zu erwerben suchen. Neptun sollte Erdbeben in seiner Gewalt haben, und geheime, kluge Anschläge begünstigen, auch den Fuhrleuten hülfreich beistehen.

Vulkan. Gott des Feuers. Der Himmel der Römer fafste nicht lauter Ideale von Schönheit in sich, auch minderschöne und sogar häfsliche Gestalten. Der Häfslichste war Vulkan. Man stiefs ihn sogar seiner Häfslichkeit wegen aus dem Göttersitze hinab auf die Insel Lemnos; durch den Fall ward er hinkend, mithin noch häfslicher. Und doch wurde Venus ihm zur Frau gegeben. So widersinnig ging es in dem Olymp der gebildetsten Nazionen der Vorwelt zu. Ihm soll das Menschengeschlecht die wohlthätige Erfindung des Eisens und die Kunst, es zu bearbeiten, zu verdanken haben. Gott der Schmiede, besonders der Waffenschmiede, und Glückbringer im Kriege war er den Römern, dargestellt als ein verlebter, mifsgestalteter Mann, mit krummem Beine, einen Hut auf dem Kopfe und Hammer und Schmiedezange in den Händen. Viel Schnödes und Niedriges wurde von ihm und seiner Frau gefabelt, und unter jedem den Römern bekannten vulkanischen Gebirge mufste Vulkan eine Schmiede haben, worin er mit seinen eben so häfslichen als rohen Gesellen arbeitete. — Diese riesenarmigen Leute hatten sogar nur ein Auge in der Mitte der Stirne. — Daher das Ausstofsen von Rauch und Flammen aus dem Innern dieser Berge; ihr Krater sollte gleichsam die Esse der Schmiedewerkstätte vorstellen; daher das furchtbare Getöse in ihrem Innern; Hämmerlärm und Gräusch der auf- und zugehenden Blasebälge sollt' es verursachen.

Apollo. Der jugendlich schöne Gott der

Sonne, der Musik, Arzneikunst, Wahrsagerkunst, Erfinder des Bogens und der Pfeile, wurde als ein Jüngling mit langen lockigten Haaren, bartlos, im Uebergang in volle Kraft, volle Schönheit und Liebreiz, abgebildet; sein Haupt bekränzten Lorbeerzweige; in der Rechten trug er oft den Bogen, in dem linken Arme lag ihm die Lyra; ein Köcher voll Pfeile hing über seine Schulter herab. Kaiser Augustus erbauete dem Apollo einen vorzüglich herrlichen Tempel. Apollo stand den neun Musen der Wissenschaften und Künste vor. Aeskulap wurde für einen Sohn des Apollo gehalten, als der eigentliche Gott der Aerzte und des ganzen Heilwesens hoch verehrt. Der Sohn stellte sich als bärtiger Alter dar, obgleich des Vaters Kinn ewig bartlos blieb. In Rom hatte Aeskulap einen prächtigen Tempel auf der seltsam verzierten Tiberinsel.

Diesen hier verzeichneten zwölf höchsten Göttern der Römer, dem geheimsten Rathskollegium des Himmels, den Auserwähltesten, waren noch acht andere beygegeben, deren ich hier kurz erwähne. J a n u s. Der älteste aller Götter, als alter Mann mit zwei, auch wohl mit vier, Gesichtern dargestellt, einen Schlüssel tragend. Herr des Jahres, dem Oeffnung und Verschlufs der Thüren des ungeheuer grofsen Götterhauses übertragen war. Die Menschen vertrauten seiner Vorsorge Thüren und Eingänge ihrer Wohnungen und Zimmer. Der Janustempel in Rom hatte das Eigene, dafs er geöffnet wurde, sobald die Römer Krieg führten, verschlossen blieb im Frieden. Monat Januar, ihm von den Römern geweiht, führt seinen Namen. S a t u r n. Gott der Zeit, alt, abgelebt, mit einer Sichel in der Hand, oft ein Kind auf dem Arme haltend, in der Stellung, als wollte er es verzehren; (die

Zeit frifst ihre Kinder auf; Alles vergeht). Er beherrschte vor Jupiter das Weltall, und auf der Erde lebten damals die Menschen in dem sogenannten goldenen Zeitalter. Oft stellt ihn, als Begriff der Unendlichkeit eine Schlange dar, die ihren Schwanz in ihrem Munde verbirgt, und so einen Kreis bildet. Cybele, (Rhea, auch Ops genannt,) Gattin Saturns; Städte und Stadtmauern waren ihrem besondern Schutze übergeben, darum trug sie eine Krone von Thürmen. Sie war nach Matronenart bekleidet und hatte einen Schlüssel in der Hand. Ihr Wagen wurde von zwei Löwen gezogen. Sie sollte den Jupiter geboren haben. Genien, Schutzgötter, bald als kleine Knaben, bald als schöne Jünglinge mit grofsen Flügeln (unsre Engel) dargestellt; gute und böse. Dem guten Genius zu Ehren begingen die Römer ihren Geburtstag feierlich. Pluto, der unterirdische Jupiter, König der Schattenwelt. Die von ihm geraubte Tochter der Ceres, Proserpina, theilte mit ihm die Regierung über das Schattenreich. Die Parzen, die Furien, die Richter der Schatten in der Unterwelt, der Kahnführer, welcher die Abgeschiedenen über den Flufs der Unterwelt, Styx, brachte, und Cerberus, der Kettenhund des Schattenreiches, der, durch drei Köpfe ausgezeichnet, den Eingang bewachte, gehörten mit zu den Dienstleuten des furchtbaren unterirdischen Königes. Bacchus. Gott der Reben und des Weines, in schöner kräftiger Jünglingsgestalt, oft kaum im Austritt aus dem Knabenalter, dargestellt. Ein epheubekränzter Stab, Thyrsus, macht ihn kenntlich; seinen Wagen ziehen Löwen und Tiger; Halbmenschen, Faunen und Satyren umtaumeln ihn, trunken; rasende Weiber, durch Uebergenufs des Weines zügellos, sind in seinem Gefolge;

auch fehlt Silen nicht, Bacchus ehemaliger Erzieher, ein dicker, nackter Schwelger, den kaum sein Leibesel zu tragen im Stande ist, und der, als Betrunkener, mit Mühe von Faunen unterstützt werden kann. Traubenlaub bekränzt den alten Nimmersatt.

Besondere Verehrung der Sonne und des Mondes als eigener Gottheiten, getrennt von Apollo und Diana, führten später orientalische Priester auch in Rom ein.

Götter des zweiten Ranges, wieder gesondert in Aufgenommene, Halbgötter, und in moralische Personen, personifizirte Eigenschaften, hatten die Römer mehrere.

Aufgenommene. Quirinus, der vergötterte Romulus, Roms Begründer. Gewaffnet wurde er bildlich dargestellt. Herkules, in höchster, unüberwindlicher Manneskraft. Eine höchst mühevolle Lebensbahn führte diesen Helden zu dem Sitze der Götter; Herkules, mit der Keule im Arme, auf der Löwenhaut in ungeschwächter Kraft, im Gefühl des errungenen Zieles ausruhend, scheint den Römern Sinnbild der höchsten Glückseligkeit gewesen zu seyn. So ward er oft abgebildet. Er war der Schutzgott aller Helden, nicht der Krieger allein; auch Rüstige in Wissenschaften und Künsten hatten seinen Schutz zu erwarten.

Castor und Pollux. Brüder und ausdauernde Freunde. Sie wurden gewaffnet und zu Pferde dargestellt; auf ihren Hüten zeigten sich Sterne. Schiffer, Krieger, und Fechter ehrten sie vorzüglich. Treuer Freundschaft Sinnbild, die das Höchste wagt und vollbringt, und nie wankt und weicht, war dieses edle

Brüder- und Freundepaar der Vorwelt. Mehrere römische Kaiser erhielten nach ihrem Tode die Ehre der Vergötterung; diese traten sodann in die Reihe der Aufgenommenen, und erhielten Tempel und Opferpriester. Bei manchem wartete die Schmeichlerschaar nicht so lange, bis der Kaiser gestorben war; sie erhob den Lebenden schon in die Reihe der Gottheiten Roms.

Halbgötter. Auch hier gab es Unterabtheilungen, denn der Schwarm war zu zahlreich.

Feldgötter. Pan, mit Ziegenfüſsen und Bockshörnern, Gott der Hirten und Jäger, Beschützer des Viehes. Eine Pfeife, die aus sieben Röhren zusammengesetzt war, gehörte ihm als Erfinder derselben. Milch und Honig waren Opfer für ihn. Faun. Auch ein gehörnter Bocksfüſsler, Vorsteher des Ackerbaues und der Gärten. Ziegen und Lämmer wurden ihm zu Ehren geopfert. Fauna hieſs seine Gattin, aber ihr Dienst war in Rom ein Geheimniſs der Frauen und Mädchen. Silvan. Wald- und Grenzhüter, gehörte auch zu dem Geschlechte der Ziegenfüſsler. Schweine, Wein, Milch waren Gegenstände des Opfers für ihn. Ein Baumstamm in seiner Hand machte ihn kenntlich. Priapus, Beschützer der Gärten; Pomona, Göttin des Obstes; Flora, Blumenbeschützerin; Pales, Gottheit der Viehweiden; Terminus, Gott der Ackergrenzen; Vertumnus, Gott des Gartenbaues; dann mehrere Götter und Göttinnen, welchen das Geschäft des Pflügens, der Egge, der Düngung, der Saat, der Aerndte, untergeben war, welche das reife Korn; das eingesammelte, die Scheunen und Vorrathshäuser beschützen sollten. Viele Berg-, Wald-, Quellnymphen. Nicht unsterblich waren alle diese

römischen Feldgottheiten, aber eine sehr grofse Lebensbahn war ihnen zugemessen.

Seegötter. Ocean, Weltmeer. Thetis, Gattin des Ocean. Glaucus, der Schutzherr der Fischer. Nereus, Marica, Portumnus, Gottheiten der Gestade, Landungsplätze, Seehäfen. Tritonen, Seegötter, in Menschengestalt, deren unterer Theil als Fisch endigte; sie bliesen auf Muscheln, wenn Neptun auf den Wellen fuhr. Nereiden, Potamiden, Najaden, Meer-, Flufs- und Quellnymphen

Ehegottheiten. Hymenäus, der Hochzeitstifter; auch das Hochzeitgedicht nannte man Hymenäus. Volumnus, Gott der ehelichen Eintracht. Domiducus, ehelicher Treue Beschützer. Viriplaca, die Männerbesänftigerin. Janus consivus, und Matuta, fruchtbarkeit-gewährende Gottheiten. Ueber die Geburtsstunde, das Wochenbett, über die Wiege, Nahrung und selbst über die Milch der Amme waren Gottheiten gesetzt, und eine Göttin mufste es auch seyn, welche die Kinder Lallen und Sprechen lehrte. Aufser allen diesen gab es noch in der römischen Götterlehre unter den Halbgöttern, die Nemesis, Rächerin. Horta, Göttin guten Raths. Comus, Gott der Scherze. Somnus, Gott des Schlafs. Vacuna, Gottheit der Ruhe. Strenua, Göttin der Arbeitsamkeit. Anna Perenna, die Wohlthäterin. Bonus Eventus, guter Erfolg Dea Angeronia, die Gramstillerin. Dea Murcia, die Ruhegöttin. Dea Laverna, die Beschützerin der Diebe. Carna, Göttin der Gesundheit. Mephitis, Göttin üblen Geruchs. Pollentia, Kraftverleiherin. Averuncus, Abwender des Bösen. Näniä, die der Menschen letzte Lebensstunden leiteten.

Die Römer verehrten die Honor, Ehre, unter dem Bilde eines rüstigen Mannes, der in der einen Hand einen Spiefs, in der andern ein Füllhorn, trug, und mit dem Fufse auf eine Kugel trat. Virtus, hatte einen mit Lorbeern bekränzten Helm auf dem Kopfe. Pietas, an einem Altare stehend, neben ihr ein Rauchfafs und der Storch, das Sinnbild der Dankbarkeit. Ferner hatten Schamhaftigkeit, Gerechtigkeit, Eintracht, Gnade, Wohlfahrt, Freiheit, Wohlstand, Treue, Sieg Hoffnung, Fruchtbarkeit, Friede, Männerglück, Frauenglück, Staateswohl, Unglück, selbst Laster und Vergehungen, böse Dinge, Krankheiten und Tod ihren Platz unter diesen Halbgöttern und erhielten Tempel und Altäre.

Von Gottheiten fremder Nazionen wurden in Rom besonders Isis, Osiris, Serapis, Orus oder Horus, Anubis, Harpokrates verehrt; meinen Lesern sind sie aus der Skizze von dem Gottesdienst der alten Aegypter in dem 1ten Bande dieses Werkes bekannt. Die Priester, die bei dem Tempeldienste ausländischer Gottheiten angestellt waren, konnten Ausländer seyn, jene der einheimischen Götter waren geborne Römer.

Es gab mehrere Grade unter den Priestern Roms, auch war die Zahl der eigentlichen Pontificum, nach den verschiedenen Zeitaltern, ungleich; erst war nur ein Pontifex in Rom, später stieg die Zahl auf 15. Unter ihrer Aufsicht standen alle bei gottesdienstlichen Handlungen beschäftigte Personen, und weder der Senat, noch das Volk waren berechtiget, von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft zu verlangen. Hoch erhaben über alle, und daher der Oberste in dem Priesterorden, war der Pontifex maximus; unter den Kaisern ward diese bedeutende

Würde mit der Person des Fürsten gewöhnlich vereiniget; vorher wählte das Volk den Oberpriester. Sein Amt griff in das Innere der Verfassung ein. Unter dem Schein der Vorsorge für die Religion, deren Erhaltung ihm eigentlich anvertraut war, konnte er sich gegen die Beschlüsse des Senats und des Volkes stämmen; denn dafs den gottesdienstlichen Gebräuchen nicht das Mindeste entzogen werde, dafür war er bestellt. Unter ihm standen mehrere Zweige der Priesterschaft, besonders führte er die Aufsicht über die Flamines und vestalischen Jungfrauen. Durch seine Wahl wurde eine Römerin zur ehrenvollen Stelle einer Bewahrerin des reinen Feuers der Vesta, zur Vestalin, erhoben, auch strafte er in diesem jungfräulichen Kreise diejenigen, welche Etwas in ihrem Dienste versehen hatten. Nichts Wichtiges geschah in Rom, wobei der Pontifex maximus nicht zugegen hätte seyn müssen, auch erlaubte es ihm sein Amt nicht, Italien zu verlassen. Wichtiger wurde dieses dadurch, dafs er die Jahrbücher des Römerstaates und die Geschichte desselben zu verfertigen verbunden war, also das Urtheil der Nachwelt in seinen Händen hatte. Durch den Einflufs der ihm beigegebenen Priester, das Collegium Pontificum, wurde die grofse und gefährliche Gewalt dieses Einzelnen noch glücklich gezügelt; denn er konnte nichts Wichtiges ohne Beistimmung dieser Versammlung ehrwürdiger Männer unternehmen, und wer mit seinen Beschlüssen nicht zufrieden war, konnte sich auf diese berufen. Eine schön verbrämte Toga, und eine hohe, spitzig emporstehende Mütze waren die Auszeichnungen der Tracht des Oberpriesters.

Die Römer glaubten an Deutungen, Vorhersagungen; grofs war das Ansehen des Zweiges der Priesterschaft, welcher sich damit beschäftigte, Weissagungen zu geben. Unter der Leitung der Auguren stand das Ganze. Auch zu dieser Art von Volksbetrügern liefsen die angesehensten und gebildetsten Römer sich wählen; Leute, die so sehr von der Richtigkeit ihres Berufes überzeugt waren, dafs einer davon in seinen Schriften das Geständnifs ablegt, er könne nicht begreifen, wie ein Augur den andern ohne Lachen anzusehen im Stande sey. Man hatte in Rom vornehmere und geringere Weissager; Augures und Haruspices. Funfzehn Auguren, zehn von Adel, fünf vom gemeinen Volke, bildeten von Sulla an das Kollegium der höheren Wahrsager; keiner davon konnte aus seiner Stelle gestofsen werden. Die Mittel der Weissagung waren Beobachtung des Fluges und Geschreies der Adler, Falken, Krähen, Raben, Eulen, Schwalben, der Meteore, des Blitzes, des Donners, schneller Aenderungen des Windes, Beobachtung heiliger Hühner, die der Staat unterhielt, und deren gröfsere oder schwächere Fresbegierde der Augur entweder zum Guten oder zum Bösen deutete. Andere seltne Naturerscheinungen dienten ebenfalls als Mittel, die Zukunft frevelhaft zu enthüllen. Auch diese Art von grober Betrügerei war Mittel, die Volksmasse zu zügeln; so lange ein Augur Beobachtungen anstellte, durften keine Wahlversammlungen Statt finden, und ein einziges übles Zeichen, von dem Augur beobachtet, löste die Volksversammlungen auf, durch die wenigen Worte: An einem andern Tage. Die Posse wurde feierlich genug behandelt. In priesterlichem Schmucke ging der Augur, welcher die Zukunft enthüllen wollte, um Mit-

ternacht auf einen freien, geweihten Platz des kapitolinischen Berges; ihm ward dort ein Zelt aufgeschlagen. Die Nacht mufste still, lieblich und heiter seyn. Unter einem langen Gebete, das ein anderer dem Betenden vorsagte oder vorlas, damit nichts darin ausgelassen werden möchte, schlachtete der Augur ein Opfer, und begab sich hierauf in das Zelt. Hatte er hier, das Gesicht gegen Mittag gekehrt, sich niedergesetzt, und mit einem krummen Stabe den Ort am Himmel angegeben, der für seine Beobachtungen gelten sollte, so verweilte er den Rest der Nacht hindurch, bis ein glückliches Zeichen sich ergab. Sogleich stand er auf, um das Gute, was er gesehen hatte, nicht durch das Eintreten schlimmer Zeichen zu zerstören. Andere Arten, wie die Auguren den Stoff zu ihren Deutungen sammelten, übergehe ich. Auch die Einweihung der Tempel und anderer den Göttern geheiligten Orte war ihrer Besorgung überlassen. Ein doppelt gefärbter Purpurmantel war ihre feierliche Amtskleidung und ein Kranz von Oelzweigen schmückte ihr Haupt; aber bei ihren Beobachtungen selbst umhüllte sie ein weiter weifser Mantel von dichtem Zeuge.

Die Funfzehner trugen das Amt, die sibyllinischen Bücher zu bewahren und zu deuten. Sulla hatte ihre Zahl von 10 auf 15 erhöhet. Die Bücher der Sibylla enthielten uralte geheimnifsvolle Weissagungen; gerade das Dunkel ihrer Worte empfahl sie in einem Staate, wo das Volk durch die Künste des Aberglaubens geleitet wurde. Diese sibyllinischen Rollen wurden in einer unterirdischen Halle des kapitolinischen Tempels verwahrt, und zu ihren Erklärern wählte man nur die Angesehensten in Rom.

Fratres arvales hatten, wie ihr Name an-

deutet, ihre priesterlichen Verrichtungen auf den Fluren; sie umgingen segnend die Felder im Frühling, weiheten Wälder zu Götterhainen, und zeichneten sich durch einen Kranz von Kornähren und eine weifse Binde aus. Curiones nannten die Römer die besondern Priester der 30 Volkskurien Roms. Sie besorgten oft sehr prächtige Opfergastgebote. Eine andere Priesterklasse hiefs Septemviri Epulones, unter Cäsar 10. Ihnen war es aufgetragen, die öffentlichen Spiele zu leiten, und die Götter-Mahlzeiten an hohen Festtagen zu ordnen. Sie verrichteten dabei das Ehrenamt. Aber zu den wichtigsten religiösen Bedienungen in Rom gehörte das Amt der Fecialen, einer Art geweihter Staatsboten, zwanzig an der Zahl. Roms Senat und Konsuln brauchten diese Männer, um mit fremden Völkern Bündnisse zu vermitteln, ihnen Krieg anzukündigen, Waffenstillstand und Frieden zu schliessen. Auch waren fremde Gesandte ihrer Obhut überlassen, und ihr Urtheil entschied über Rechtmäfsigkeit und Unrechtmäfsigkeit eines Krieges. Von grofser Bedeutung war daher ihr Amt. Der abgeordnete Fecialis brachte dem Volke, welches Roms Gebiet feindlich angefallen hatte, in ernsten Worten den Befehl, Genugthuung zu leisten; 30 Tage wurden als Frist verwilliget; waren diese fruchtlos verflossen und die Drohung eines Krieges eben so wenig beachtet worden, so ging der Gesandte zurück, und warf feierlich ernst einen blutrothgefärbten Spiefs in das Land des Feindes. Später vollzog er diese Feierlichkeit in Rom selbst, als das Römervolk seine Herrschaft allzuweit verbreitet hatte. Bei Schliefsung feierlicher Bündnisse opferte der erste Fecialis, den man Pater patratus nannte, ein Schwein, welches er mit einem Kiesel todt schlug. Im Namen des

ganzen Volkes schwur er, den Bund treu zu halten.

Besondere Gottheiten wurden noch überdies von eignen Priestern bedient, eine vorzügliche Gattung hiefs Flamen; es gab deren mehrere. Der Flamen Dialis war der vornehmste darunter; sein Haus hatte den Ehrennamen eines Tempels: wer dahin flüchtete, entging, wenn er Etwas begangen hatte, der Strafe, oder milderte sie doch. Er hatte das Recht, wo er sich öffentlich zeigte, auf einem zierlichen Stuhle von Elfenbein zu sitzen, und vor ihm her ging ein Staatsdiener mit einem Bündel Stäbe, wodurch die Strafgewalt vornehmer Obrigkeitspersonen bezeichnet zu werden pflegte. Aber den Flamen Dialis drückten dagegen auch mancherlei Beschwerden; keine Nacht durfte er ausserhalb Rom verweilen, kein Pferd war ihm erlaubt zu besteigen, er durfte keinem Todten sich nähern, die Worte: Rohes Fleisch, Ziege, Sauerteig, Bohne, Epheu, nicht einmal nennen, viel weniger diese Gegenstände berühren. Starb seine Ehefrau, so war er verbunden, sein Amt niederzulegen. Auch er trug eine hohe, spitzige Mütze auf dem Kopfe.

Mars hatte seine eigenen Priester, die man in Rom Salii nannte. Alljährlich mufsten sie, seltsam gekleidet, einen Umzug in der Stadt halten, und die heiligen Schilde, die man Anciliä nannte, aus dem Tempel der Vesta in den Tempel des Mars am Marsfeste, und nach 30 Tagen wieder zurücktragen. Ihr Gang war ein sonderbarer Tanz, den einer, Präsul genannt, vortanzte. Sie waren mit Schwert und Spiefs bewaffnet, und trugen am linken Arme die Ancilia. Von diesen Schilden sollte einer vom Himmel gefallen seyn; weil geweissagt war, unüberwindlich sey die Stadt, welche dieses Kleinod bewahre, hatte man

mehrere täuschend nachmachen lassen, um die Entwendung des wahren zu erschweren. Es waren zwei Kollegien von Saliern, jedes zu zwölf, und Roms erste Bürger beeiferten sich, Mitglieder dieses Ordens zu werden. Jeder Tag, an dem sie jährlich ihren Zug fortsetzten, (denn er währte mehrere Tage,) endigte mit einem öffentlichen Gastmahl, bei welchem Alles aufgeboten wurde, es herrlich zu machen.

Die Priester des Pan hiefsen in Rom Luperci. Ihr jährlicher Umzug am 15. Februar war eigentlich eine Farce der Grofsen, zur Belustigung des Plebs gegeben. Nackend, mit geringer Bedeckung von Ziegenfellen tanzten da Roms hohe Herrn durch die Stadt, und schlugen mit ledernen Riemen die Begegnenden. Frauen waren in älteren Zeiten diese Schläge besonders lieb, denn sie glaubten, dadurch fruchtbar zu werden. Später hielten die ausgearteten Römerinnen Fruchtbarkeit für kein angenehmes Geschenk. Geringer an Rang waren die Priester des Herkules, der Cybele, der Isis, der Bellona.

Der Vestalinnen erwähnte ich schon; ihre Zahl war sechs; ihre Vorsteherin hiefs Virgo maxima, oberste Jungfrau. Gewöhnlich war keine Vestalin bei ihrer Aufnahme älter, als höchstens zehn Jahre, oft schon wurden sie mit dem sechsten Jahre aufgenommen. Die Lehrjahre währten zehn Jahre, andere zehn Jahre waren sie im Dienste, und noch andere zehn Jahre gaben sie Unterricht; waren diese 30 Jahre vorüber, so konnte eine Vestalin ihren Priesterstand verlassen und heirathen. Keuschheit war das erste Gesetz für sie; wer solche verletzte, wurde lebendig eingemauert. Sie mufsten das heilige Feuer der Vesta bewahren; mit Ruthen wurde diejenige, die es verlöschen liefs, von dem Pontifex Maximus in

einer finstern Kammer gepeischt. Ihre Vorzüge waren grofs; der Staat gab ihnen Wohnung und trefflichen Unterhalt; einfach zierlich war ihre Bekleidung. Den Vestalinnen gebührte das Recht, in einer Art von Kutsche zu fahren; einen Lictor, Staatsbedienten mit dem Zeichen der Strafgewalt, vor sich hertreten zu lassen; Verbrechern Begnadigung auszuwirken; ohne Rücksprache mit ihren Aeltern ein Testament zu machen; einen besonders ehrenvollen Sitz im Theater einzunehmen.

Eine Menge von geringeren männlichen und weiblichen Bedienten gehörten ausserdem noch zu den gottesdienstlichen Verrichtungen, die besonders in den Tempeln vollbracht wurden.

Diese Tempel wurden gewöhnlich bei einer glücklichen Begebenheit, nach einer gewonnenen Schlacht u. dgl., oder durch ein Gelübde den Göttern, deren Schutz man angerufen hatte, versprochen, und durch ihre Erbauung erfüllte man das Versprechen. Selbst Privatpersonen, Feldherren und andere, konnten dies. Die Augures bezeichneten und weiheten den Platz zum Bau; dabei gab es ein anziehendes Volksfest; viele Menschen, deren Namen zu den Glückweissagenden gehörte, besorgten geschäftig eine Umzäunung des geweiheten Platzes mit Baumästen, und eine Menge Knaben und Mädchen, von denen beide Aeltern noch leben mufsten, angeführt von einer vestalischen Jungfrau, benetzten den innern Raum der Umzäunung mit Wasser aus der Tiber; eine Obrigkeitsperson opferte feierlich auf dem Platze, und legte den Grundstein. Die Weihung des fertigen Tempelgebäudes, in welchem alsdann schon das Bildnifs der Gottheit stehen mufste, wurde ebenfalls sehr festlich begangen, und diente dazu, dem Volke durch öffentliche

Gastmahle, Spiele und Geschenke einen frohen Tag zu machen.

Den ersten Theil der gottesdienstlichen Verrichtungen der Römer machten Gebete aus, welche theils Privatpersonen, entweder zu Hause an den Hausaltären, oder in den Tempeln verrichteten. Der moralisch und physisch Reine nur konnte, nach der Meinung der Alten, Erhörung seiner Wünsche von den Göttern hoffen, und, nach vorhergegangener Reinigung, näherten sich die Betenden kindlichvertrauend dem Altar und riefen die Gottheiten unter dem Namen Vater und Mutter an, warfen ihren Bildsäulen Küsse zu, umschlangen ihre Kniee, beugten sich tief zur Erde und bezeugten auf alle mögliche Weise ihre innigste Verehrung, indem sie zugleich ihren Wunsch aussprachen. Nach vollbrachtem Gebet ward eine Gabe vor der Bildsäule niedergelegt, die Küsse auf Hände, Kniee, Füſse wurden wiederholt, und Mancher, der aus lauter Frömmigkeit in den Tempel knieend eingekrochen war, entfernte sich auch wieder in gleicher Stellung. Oeffentliche Gebete, für das Wohl des Staates, wurden von Priestern oder Obrigkeitspersonen in festlicher Kleidung und unter vielerlei Gebräuchen ausgesprochen. Dabei war das Eigene, daſs der Betende die Gebetsformel nur nachsprach, ein Anderer sie ihm sehr pünktlich vorsagte, und daſs sie, in Begleitung von Flöten, mehr gesungen als gesprochen wurden.

Etwas gar Eigenes bei dem religiösen Verkehr der Römer mit ihren Gottheiten war auch der Begriff, den sie mit dem Worte obsecro verbanden; das hieſs: ich bitte dich um Gotteswillen; wer so gebeten hatte, dem durfte seine Bitte nicht abgeschlagen werden. Wenn ein

Verbrecher des Volkes Verzeihung um Gotteswillen anflehte, mufste er Strafbefreiung erhalten. Konnte aber diese Begnadigung mit den Gesetzen nicht bestehen, so ward der Bittende gezwungen, seine Bitte durch das Wort: Resecro, zurückzunehmen, und wollte er dies nicht gutwillig, so ward er vor das Volk geführt, der Kopf wurde ihm durch die Liktoren mit Gewalt zur Erde gebeugt, Wein darauf gegossen, und die Gottheit um Erlassung jenes Verbrechens angerufen.

Bei freudigen Staatsereignissen wurden den Göttern öffentliche Dankfeste angestellt; bei traurigen suchte man sie zu versöhnen; einzelne Heldenseelen unter den Römern weiheten sich in solchen Fällen oft als allgemeine Sühnopfer, achteten ihr Leben für Nichts, um grofse Noth von ihrem Volke abzuwenden; oder man versöhnte den zürnenden Olymp durch Gebete, Opfer, Spiele, Gastmahle, Gelübde, durch Nachtwachen, Fasten, Umzüge mit entblösten Füfsen u. a. m. Die eigentlichen Gastmahle der Götter, Lectisternia, waren seltsame Geburten des Aberglaubens. Besondere Obrigkeitspersonen ordneten Schmausereien an, wozu die Götter geladen, ihnen die Tische prächtig besetzt und ihre Bildnisse, die männlichen auf Polster gelegt, die weiblichen auf Stühle niedergesetzt wurden. Die Gastgeber baten aber auch andere, vornehme Personen, zu diesen Festmahlzeiten, die erst Zuschauer waren, und, wenn die Tafel eine Zeitlang vor den armseligen Olympiern müfsig da gestanden hatte, endlich sich in den Besitz der Speisen setzten und solche fröhlich verzehrten.

Opfer der Römer. Auf Spenden war es bei dem Gottesdienste der Römer sehr angesehen.

Vorzüglich wurden gröfsere und kleinere Thiere geopfert. Den Priestern stand erst die Beurtheilung zu, ob das dargebrachte Opferthier auch die gehörigen Eigenschaften habe. Die tauglichen wurden mit bunten Halsdecken geschmückt, mit Kränzen behangen und oft sogar die Hörner der Stiere mit Gold belegt. Den Göttern der Oberwelt gefielen weifse, den Gottheiten der Unterwelt schwarze Thiere. Je ruhiger sich das Opferthier betrug, wenn es hierauf gebunden zu dem Altare selbst langsam hingeführt wurde, für desto angenehmer hielt der römische Aberglaube das Opfer. Auf dem Altar brannte indessen das Feuer, und wurde mit Holz unterhalten, das dem Gott heilig war, zu dessen Ehre geopfert werden sollte. Die Opfernden selbst zogen, wenn ein Stier geschlachtet wurde, zwischen seinen Hörnern die stärksten Haare heraus, und warfen sie ins Feuer, der Priester gofs auf die enthaarte Stelle etwas Wein; die Haare des Rückgrads schnitt er hierauf mit einem scharfen Messer ab, und, wenn noch ein Gemische von Salz und gedörrtem Dinkel dem Thiere auf den Kopf gestreut war, dann schlug es der Opferschlächter, nach vorgängiger Anfrage, mit einem Beile, Hammer, oder mit einer Keule, vor den Kopf. Mit dem Messer ward ihm sogleich die Kehle abgeschnitten; den Göttern der Oberwelt wurde Blut in einer Schale aufgefafst und auf ihrem Altare ausgegossen; für die Gottheiten des Tartarus liefs man das Blut in die Erde laufen. Aus den Eingeweiden des enthäuteten und aufgeschnittenen Thieres weissagte nun der Haruspex; fand er ungünstige Zeichen, so ward aufs Neue geopfert; waren seine Beobachtungen günstig, so wurde ein Theil des geschlachteten und nun zer-

legten Thieres auf dem Altar verbrannt, ein anderer Theil zu dem Opfermahle verbraucht, und den Opferpriestern blieb auch ihr Theil. Den Meergottheiten warf man den Opferantheil in das Meer, den Göttern der Unterwelt wurden die schwarzen Lieblingsthiere, unter Geheul, in schwarzer Kleidung, auf der blosen Erde oder auf sehr niedrigen Altären geschlachtet, und alle dabei gebrauchten Gefäfse mit zerstückt und verbrannt. Auch düftete ihnen kein Weihrauch, wie den Gottheiten der Oberwelt. Die Opferaltäre für die höchsten Himmelsgötter waren gröfser, standen auch höher, als die für die Götter der Erde. Noch niedrigere hatten die unterirdischen Gottheiten. Auf den zierlich gearbeiteten Altären in dem Innern des Tempels wurde nicht geopfert, sie dienten den Betenden zu ihrer Annäherung an die Gottheit. Eigentliche Opferaltäre standen vor den Tempeln in dem geweihten Bezirke, der gewöhnlich jeden umgab.

Die öffentlichen Spiele der Römer hatten besonderen Werth, als Theile der Gottesverehrung. Man theilte sie in circensische Kampfspiele und Theatervergnügungen. Der Circus war Spielraum der erstern, und diese bestanden hauptsächlich in Wettrennen zu Wagen, Rofs und Fufs, in Kämpfen verschiedener Art, mit Thieren, zu Pferd, zu Fufse; in Nachbildung von Seegefechten. Bei diesen letztern wurde der Boden des Circus mit Wasser angefüllt. Der Sieger erhielt einen Kranz und Palmzweig, und die Kostbarkeit der Pferde, Wagen, Waffen, Kleidungen erforderte grofse Summen, auch die andern Zurichtungen, selbst die Anschaffung, Unterhaltung, Ausstattung der bei den Kämpfen erforderlichen Leute war so

kostbar, dafs nur ein so reicher Staat, wie der römische, die Lust seiner Bürger dabei befriedigen konnte. Diesen römischen Spielen fehlte ganz der Zweck und Adel der griechischen zu Olympia, Elis, Delphi, Delos und anderwärts, wo sich die junge Kraft der Nazion öffentlich zeigte, und die muthigste und tapferste Hand nach dem dargebotenen Olivenzweige griff; in Rom war es nur grausame Lust; Sklaven und Verbrecher kämpften da gegen einander, und je reichlicher Blut flofs, je mehr Menschen unter dem Todesstreiche röchelten, um so höher jubelte das Volk. Darum sahen auch die Römer die eigentlichen Fechterspiele, wo gelernte Gladiatoren ihre Kräfte gegen einander erschöpften, am allerliebsten; Sklaven waren auch diese, oder bezahlt für ihr Wagestück, und das Leben stand jedesmal auf dem Spiel. Man hatte verschiedene Arten von Gladiatoren; Gabler, die mit Netzen den Gegner, der mit Schwert, Helm und Schild bewaffnet war, an sich zogen und mit der Gabel durchstachen; geharnischte Gallier; Thrazier mit Schild und Dolch; Samniter, in alten Samniterwaffen; Fechter auf Wagen, auf Pferden, mit Helmen auf dem Kopfe, deren Visir sie schlossen, wenn sie gegen einander anritten, und nun blindlings kämpften; Leute, die den Gegner in einer Schlinge zu fangen und dann zu tödten suchten. Sogar Weiber, und Zwerggestalten traten gegen einander auf Tod und Leben. In den Amphitheatern wurden vorzüglich dergleichen Fechterspiele angestellt, oft war der Schauplatz die Stelle, an welcher eine vornehme Leiche verbrannt wurde, oft ein Saal in einem Hause. Reiche Staatsbeamte scheuten die Kosten nicht, dergleichen Spiele öffentlich zu

geben. Der Ankauf der Fechtsklaven und andere Zubereitungen zehrten oft ihr ganzes Vermögen auf. Durch ein Zeichen bestimmte das Volk, ob ein Ueberwundener den Todesstofs erhalten sollte, und weit häufiger erscholl der Zuruf: Stirb, (nimm das Eisen auf, recipe ferrum,) als der Wink der Begnadigung.

Theaterbelustigungen wurden in den Theatern gegeben, Lustspiele, Trauerspiele, mimische Darstellungen, künstliche Tänze, Gaukler- und Luftspringerkünste. Auch Tänzerinnen sah hier das römische Volk. Unter den Schauspielern hat die Geschichte die Namen von einigen aufbewahrt, welche durch ihre Kunst grofse Ehre und Schätze sammelten. Von den Gauklern und Taschenspielern aber erzählt sie Wunderdinge; sie zeigt uns Eisenverschlinger, (vielleicht glühendes, wie der unverbrennliche Spanier unserer Tage,) Steinfresser, Tausendkünstler aller Art; andere, die Hunde abrichteten, welche alle an sie gerichtete Fragen lösten, und kaum begreifliche Dinge, wie jetzt der Mann, welcher Kanarienvögel zu Rechen- und Schreibmeistern gemacht hat, vollbrachten; so dafs wir auch hierbei ausrufen können: Nichts Neues unter der Sonne! Und nicht nur Menschen brachten es in den gefährlichsten Springer- und Balanzierkünsten zur Vollkommenheit unter den Römern, auch sogar Elephanten und andere Thiere wurden zum Seilgehen, Seiltanzen, abgerichtet. Furioso in Paris ist noch Lehrling gegen die Meister seiner Kunst im alten Rom zu den glänzendsten Zeiten der Kaiser.

Oft schlofsen sich die Festlichkeiten der Römer mit Gaben an den Pöbel; man warf allerlei Näschereien aus, oder, was schon bedeu-

tender war, kleine Tafeln, worauf stand, wie viel der, welchem die Tafel zufiel, an Vieh, Getreide, Wein, Geld erhalten sollte; oder man erbaute grofse Buden, voll Kaufmannswaaren, und liefs sie plündern. Dabei konnte sich der Pöbel recht deutlich kund machen, und Zucht und Zügel waren dabei verloren.

Der Gelegenheiten zu festlichen Begehungen gab es in Rom sehr mannichfaltige, denn sehr viele Tage des Jahres waren Festtage. Der Neujahrstag wurde durch mehrere Opfer, die man dem Janus, der Juno, und später auch dem Jupiter brachte, so wie durch kleine Geschenke, mit welchen man sich gegenseitig erfreuete, und durch die dabei üblichen Glückwünsche festlich begangen, obgleich die Arbeit an diesem Tage nicht untersagt war. Am neunten, eilften und funfzehnten Jänner waren Festtage. Alle Idus wurden durch Opfer eines Schafes den Göttern geweiht, nur an dem Idus des Januars, dem 13ten, wurde ein Hammel geopfert. Der Januar hatte noch,. ausser diesem, 5 Festtage. Das Jahresfest der Einweihung des Tempels der Eintracht, verbunden mit dem Jahresfeste der Einweihung des Tempels der Venus von Cäsar, am 16ten Jänner, nahm mehrere Tage weg; es wurden drei Tage lang Schauspiele auf dem palatinischen Berge gegeben. Der Februar hatte wieder eilf verschiedene Festtage; das Fest der Gespenstervertreibung aus der Stadt, das am 18ten Februar begann, währte bis zu Ende des Monats. Februus hiefs auch der König der Unterwelt, Pluto, und ihn glaubte man damit zu versöhnen. Februatio hiefs die Verrichtung, welche dieses Reinigungsfest verlangte; daher der Name unseres Februars. Roms vornehmste obrigkeitliche

Personen waren dazu bestellt, vor dem Capitolium Pechfackeln, Schwefel und Harze an das Volk zu vertheilen, welches damit seine Stuben durchräucherte. Die Asche wurde gesammelt und mit den Holz- und Kohlenüberresten rücklings in die Tiber geworfen. Auch der März war an Festtagen reich; der erste war dem Mars geheiligt, und der Anfang des oben erwähnten Festes der Salier; der sechste gab einen Festtag für die Vesta, der siebente für den Vejovis, Jupiter, entweder als Kind oder als Schadenbringer. Am 17ten wurde Bacchus feierlich um Gedeihen für den Weinstock angerufen, und am 19ten fing das fünftägige Fest der Minerva, als Beschützerin der Gelehrsamkeit, an. Das ebenfalls fünftägige Fest der Cibele begann mit dem 23. März, wobei die Priester der Göttin, Galli, eine vorzügliche Rolle spielten, sich bis aufs Blut mit Messern ritzten, und endlich am fünften Tage das Bild ihrer Göttin in dem Flüfschen Almon badeten. Am 30sten erhielten Janus, Eintracht, Wohlfahrt, Friede, göttliche Verehrungen, am 31sten Luna.

Die römischen Frauen weihten den ersten April der Venus, welche der Männer Gemüth besänftiget, und schmückten an diesem Tage die Bildsäulen des Männerglückes mit Blumen. Auf den fünften fielen die Spiele, welche man Megalesia nannte, der Cibele zu Ehren; auf den sechsten das Fest der Fortuna publica primigenia; auf den achten die Spiele des Cäsars; auf den neunten das Fest der Ceres, welches zehn Tage dauerte. Nach drei Trauertagen, und sieben äusserst prachtvollen Vergnügungstagen im Circus maximus, schlofs es sich mit feierlicher Verbrennung eines Fuchses. Während dieses Ceresfestes versäumten die 30 Bür-

ger Roms nicht, in jeder ihrer 30 Kurien eine trächtige Kuh der Göttin Tellus, Erde, zu schlachten. Das Entstehungsfest der Stadt Rom erforderte am 21sten wenigstens eine Räucherung der Stadt; auch verehrte das Landvolk an diesem Tage die Gottheit Pales durch Opfer; der 23ste gab ein Fest, dessen sich, so wie des Festes der Flora, das vom 28sten April bis zum ersten Mai währte, die bessern Römer schämten. Das erste war der Venus Erycina geweiht; an beiden herrschte die zügelloseste Liederlichkeit.

Der Mai hatte nur vier Festtage; unter diesen, am 15ten, das Fest, welches Projectio Argeorum genannt wurde, weil man dabei nach feierlichen Umzügen 30 Strohmänner in die Tiber warf; sie stellten 30 Argeer vor, denn in alten Zeiten hatten die Aboriginer an diesem Tage eben so viele lebende Menschen dem Pluto zu Ehren ins Wasser geworfen, und Herkules soll es gewesen seyn, der die Mordszene in ein Puppenspiel verwandelte.

Unter den Festen im Juni, deren wenigstens 14 waren, zeichnet sich keines vorzüglich aus. Eine Art von Fischerstechen auf der Tiber am 7ten zog besonders eine grofse Volksmenge an. Der Juli hatte nur fünf oder sechs Festtage; seit Julius Cäsar wurde der 2te, als dessen Geburtstag, besonders feierlich begangen. Unter den vielen Festtagen, die in den August fielen, zeichnet sich der 18te d. M. aus, der Erinnerungstag des Raubes der Sabinerinnen; dieser Tag hatte den Römern ihre ersten Bräute gegeben; man feierte es dem Gotte Consus, holte seinen Altar im Circus maximus aus der Erde hervor, worin er das Jahr über begraben blieb, und opferte auf dem-

selben. Wettrennen in dem Circus waren mit dieser Feier verbunden. Der September hatte weniger Festtage; die Weinlese begann, und man kostete an den Meditrinalien, am 30sten September, den frisch gepreſsten Most als Gesundheitsmittel. Oktober und November hatten, so viel wir davon wissen, wenige Festtage; reicher an solchen war der Dezember. Auf den 19ten fielen die Saturnalien, welche fünf Tage währten und durch Vergnügungen aller Art, die oft gar sehr ausarteten, dem Volke besonders angenehm wurden. Es pflegte an diesen Tagen in Rom sehr bunt herzugehen; die Sklaven traten gleichsam in die Stellen der Herren, saſsen an kostbar besetzten Tafeln und wurden von ihren Gebietern bedient; auch war keine Wahrheit verboten, sie mochte noch so herbe seyn; man lieſs Gefangene los, und an den beiden letzten Tagen wurden die Kinder in den Familien mit Spielzeug beschenkt. Vornehme Römer vermieden diese Festtage, indem sie, wo möglich, während derselben, die Stadt verlieſsen; denn seinen Sklaven mochte Niemand gern, auch nur Stunden lang, dienstbar seyn.

Jedes beginnende Jahrhundert des römischen Staates wurde durch ein Fest ausgezeichnet, wozu ganz Italien durch Herolde zu dem fröhlichen Mitgenuſs der dabei angestellten Vergnügungen und Spiele aufgefordert wurde: „Kommt nach Rom, ihr werdet dort Vergnügungen finden, die euch nie zu Theil geworden sind, und die ihr nicht wieder erlangen könnt.” So verkündete der Herold. Doch nicht immer wurden gerade 100 Jahre zu der Erneuerung der Sekularfeste erfordert; oft lieſs man sie viel frü-

her eintreten, des grofsen Gewinnes wegen, den die Römer dabei hatten. Mädchen und Knaben, von jedem Geschlechte 27, sangen feierlich dem Apollo und der Diana eine Ode, die von Musik begleitet wurde. Unter den Gedichten des Horaz hat die Zeit ein solches Carmen saeculare aufbewahrt.

Die Leichengebräuche der Römer sind noch kürzlich zu berühren übrig. Meine Leser wissen schon, dafs der Begriff einer Fortdauer der Seele nach dem Leben auch diesem Volke nicht fremd war; sie bildeten ihn vielfach aus, und ihre Einbildungskraft kitzelte sich recht an den Genüssen, die ihr Elysium gewähren sollte, so wie sie sich im Gegentheil bemüheten, ihren Strafort nach dem Leben, ihren Tartarus, recht furchtbar zu machen. Sogar nicht bis zum Richterstuhle des Pluto sollte die Seele dessen gelangen können, dessen Körper kein Grab deckte; wenigstens hundert Jahre lang sollte sie an dem stygischen Sumpfe umhergehen, ruhelos, und der harte Fährmann durch nichts zu bewegen seyn, die betrübte Seele über den Styx zu führen. Abgerechnet den Aberglauben, macht den Römern ihre Sorgfalt um die Beerdigung der Todten, Ehre. Wenigstens ein leeres Grab, Cenotaphium, wurde dem erbaut, dessen Körper nicht gefunden werden konnte, und dem Krieger, der in der Schlacht blieb, und in Gefahr war, unbegraben liegen zu bleiben, dem schnitten seine Freunde wenigstens einen Finger ab, der dann, statt des ganzen Körpers, die Ehre eines Leichenbegängnisses erhielt. Jeder Römer war verbunden, wenn er einen, ihm auch gänzlich unbekannten, menschlichen Leichnam fand, solchen mit Erde zu bedecken, oder doch einige Steine und eine Handvoll Erde auf

ihn zu werfen, wenn er sich nicht so viel bemühen wollte, ihn förmlich zu begraben. Im Meere umkommen, war daher für Römer ein vorzüglich schrecklicher Gedanke. Mancherlei Gebräuche scheinen da Statt gefunden zu haben, wenn sich die Todesstunde näherte. Freunde und Verwandte umgaben das Bette des Sterbenden, und küſsten ihn; sie glaubten seine scheidende Seele aufzufangen. Dann drückten sie ihm die Augen zu, und den Mund. Sie riefen ihn mit Namen, und wenn er kein Lebenszeichen mehr von sich gab, riefen sie schmerzhaft: Er hat geendiget! Die Leiche erhielt hierauf einen Platz auf dem Boden, wo sie mit siedend heiſsem Wasser gewaschen wurde, um, wo möglich, die schlummernden Lebenskräfte wieder zu wecken. War dieses Mittel ohne Wirkung, so ging man hin zu den Priestern der Venus Libitina, das Absterben zu melden. Diesen war von dem Staate das Geschäft anvertraut, für Geld alle die Bedürfnisse, welche eine Leiche gesetzmäſsig erforderte, Andern zu besorgen, und diejenigen Gehülfen anzuschaffen, welche dabei nöthig waren. Sie hielten sich Leichensalber, Todtenwächter, Klageweiber, Todtenpriesterinnen, Leichenverbrenner, Todtengräber. Bei gemeinen Leuten wurden, wie überall, wenige Umstände gemacht, desto sorgfältiger ward Alles bei Vornehmen behandelt. War die Leiche köstlich gesalbt, dann erhielt sie eine dem Rang und Vermögen des Lebenden angemessene Bekleidung von der besten Art, der römische Bürger eine Toga; man steckte ein Stück Geld der Leiche in den Mund, damit der unterirdische Fährmann die Ueberfahrt der Seele nicht versage, bekränzte ihr Haupt, legte sie auf ein Tragbette, und stellte dieses, das Gesicht gegen die Thüre

gerichtet, in der Vorhalle des Hauses auf. Vor der Thüre ward eine Cypresse aufgestellt, das Zeichen der Trauer. Acht Tage lag der Todte hier, gut bewacht; alsdann erst folgte das Leichenbegängnifs. Ein Herold ging durch die Strassen der Stadt und rief: Es ist ein Bürger gestorben; wer dem Leichenzuge des Martius oder Pomponius folgen will, komme heran, schon wird die Leiche herausgetragen! — Wer wollte, kam. In Roms glänzendsten Zeiten wurden die Beerdigungen der Vornehmen am Tage veranstaltet, früher begrub man Todte entweder am Morgen, oder Nachts mit Fackeln, und zwar mit dem Unterschiede, dafs bei den Leichenbegängnissen erwachsener Personen Fackeln, bei jungen Leuten Wachskerzen gebraucht wurden. Den Armen und Niedrigen packte man in eine aus Brettern zusammengeschlagene Kiste, und bezahlte Todtengräber trugen ihn; Vornehme und Reiche aber wurden auf prächtige, mit kostbaren Teppichen behangene Tragbetten gelegt, und von Freunden und Verwandten auf den Schultern fortgetragen. Ein Ceremonienmeister, unserem Leichenbitter ähnlich, war eine unentbehrliche Person dabei, dieser ordnete den Zug, der, nachdem man vorher noch den Namen des Todten ausgerufen hatte, nun seinen Anfang nahm. Oft gewährte ein solcher Leichenzug eines Römers den prächtigsten Anblick, denn voran wurden die Bildnisse seiner Ahnen, die von ihm im Leben von dem Staat erhaltenen Ehrenkronen, Waffen, die er im Kriege erbeutet hatte; Geschenke, die ihm von auswärtigen Fürsten und Städten dargebracht worden waren, u. dgl. entweder auf Stangen oder auf besondern Gerüsten, künstlich aufgeschichtet, getragen. Gellius berichtet uns, dafs bei dem Leichenzuge

des Sulla 6000 dergleichen Prachtgerüste vorgetragen worden seyen. Dem Leichenbette selbst traten die durch den letzten Willen des Verstorbenen mit der Freiheit beschenkten Sklaven vor, den Hut, das Zeichen der Freiheit, auf den Köpfen. Nun kam das Leichenbette selbst, und diesem folgten die nächsten Verwandte und Freunde. Trauermusik hinter ihnen, Posaunenbläser, Flötenspieler, und eine ganze Schaar von Klageweibern, welche mit den Musikern in Trauertönen abwechselten. Je besser die Bezahlung, desto mehr heulten und schrieen diese gedungenen Schmerzverkünderinnen, und ihr Leidwesen wurde bald zum Gespötte. Einen vornehmen Todten trug man auf einen öffentlichen Platz, das Marsfeld u. dgl., und hielt mit ihm dort stille. Einer der nächsten Verwandten bestieg die Rednerbühne, und erhob laut in wohlgesetzten, häufig schmeichelhaften Worten sein thatenreiches Leben. Wie viel Uebertreibung und Unwahrheit dabei laut wurde, läfst sich schon daraus schliefsen, dafs die römischen Geschichtforscher diesen Lobreden auf Todte die Schuld vieler Unrichtigkeiten und Entstellungen der Geschichte beimessen. Der Leichenzug kam hierauf wieder in Bewegung, und ward nun fortgesetzt, bis zu der Stelle, wo die Leiche verbrannt, oder auch begraben werden sollte. Es sey hier im Allgemeinen erwähnt, dafs auch wirkliches Begraben in Rom üblich war, und nicht jede Leiche verbrannt wurde. Kinder vor dem 7ten Jahre begrub man. Das Verbrennen der Leiche war ein Zuwachs an Gepränge, denn schon der Scheiterhaufen stellte ein prächtiges Gerüste, einem Thurm oder Altar ähnlich, vor. Die Vornehmsten Roms wurden auf dem Marsfelde verbrannt; war dieser ein berühmter Mann im

Kriege, so verherrlichten viele Soldaten seinen Leichenzug; diese, zu Fuſs und zu Pferd, trugen ihre Lanzen verkehrt, und machten durch Anschlagen derselben an die Schilde eine Art von Trauermusik. Oft auch trug der Staat die Kosten einer sehr prachtvollen Beerdigung, wodurch einem verdienten Manne der öffentliche Dank ausgedrückt werden sollte. Der ganze Aufzug mit Allem, was dabei erforderlich war, wurde in diesem Fall an die Priester der Venus Libitina verdungen. Von dem Scheiterhaufen, auf welchem in Rom vornehme Todte verbrannt wurden, geben uns die Schriftsteller der Römer Kenntniſs und der Anblick mehrerer Münzen versinnlicht solche. Man thürmte den Scheiterhaufen von verschiedenen Holzarten hoch empor, die aber alle schnell brannten und lang in der Kohle hielten; selbst geglättet und sogar bemalt wurde oft das Holz zum Scheiterhaufen, und prächtige Teppiche prangten an den verschiedenen Stockwerken. Man pflanzte Cypressen um ihn her. Dem Todten muſsten nun nochmals die Augen geöffnet werden, und so ward er auf das Gerüste getragen. Wohlriechende Gewürze, Harze, Oele wurden von den Verwandten auf dasselbe gebracht, damit der üble Geruch der Leiche und anderer mit derselben verbrannten Dinge nicht merklich werde. Die nächsten Verwandten waren es, welche mit verhülltem Angesichte den Holzstoſs mit Fackeln anzündeten. Waffen, manche Kostbarkeiten, Kleider, Lieblingsthiere des Verstorbenen wurden in die Flamme geworfen, und oft sogar Sklaven getödtet, oder Gefangene, oder doch Fechterspiele auf Tod und Leben dabei angestellt. Auf dem Scheiterhaufen römischer Kaiser wurde, so sagt man, bisweilen ein Sklave versteckt, der einen Adler hal-

ten, und diesen aus den Flammen emporfliegen lassen mufste. Mit ihm, meinte der Pöbel, steige die Seele dem Olympe zu.

Wenn Alles in Asche lag, sammelten die Verwandten die Knochen, und um solche desto gewisser mit der Asche des Körpers zu erhalten, schlugen sie den Todten in ein Stück unverbrennliche Leinewand, die aus Asbest bereitet wurde. Die glühende Asche ward mit Wasser oder, wo es üppig zuging, mit Wein abgelöscht, die Knochen wusch man mit Milch und Wein, und verwahrte sie in einer Urne. Es wurden wohlriechende Harze hinzugefügt, auch wohl ein kleines gläsernes Gefäfs, worin man Thränen aufzufangen pflegte. War alles dies vorbei, so reinigte ein Priester die Anwesenden durch dreimaliges Besprengen mit Wasser; ein letztes Lebewohl erklang noch dem Verstorbenen und die Versammlung ward entlassen. Die Urnen wurden gewöhnlich in einer Gruft beigesetzt, oft nur unter einem ausgemauerten, gewöhnlichen Grabe verwahrt, aber die Aschenkrüge vornehmer Leute erhielten prächtige, überaus feste, hohe Gebäude, worin eine besondere Kammer zu diesem Entzweck bestimmt wurde. Noch setzen uns die Ueberreste von mehreren dieser Grabhallen, Begräbnifsstätten in Erstaunen; wo einst die Urne des Kaisers August verwahrt wurde, auf dem Umfang und den Grundmauern dieses Gebäudes ist jetzt die Festung Roms, die Engelsburg, gegründet. Inschriften bezeichneten den Mann, für welchen ein solches Grabgebäude errichtet war, und diesen wurde gewöhnlich der Wunsch beigefügt: Möge dem theuren Todten die Erde leicht seyn. Die Kunst wufste den in Stein ausgehauenen, über der Erde, an den Landstrafsen und auf den Feldern ausserhalb der Stadt befind-

lichen Behältnissen, worin die Urnen aufgestellt wurden, noch besondere Bedeutsamkeit und Schönheit zu geben, indem sie Alles erschöpfte, um die Gefühle und Hoffnungen der zurückgebliebenen Freunde in geistvollen, halberhobenen Arbeiten daran sichtbar zu machen, und wirklich enthalten mehrere von denselben die herrlichsten Zeugnisse des griechischen und römischen Kunstgeschmacks. Ein Bad folgte diesen Feierlichkeiten; denn alles Unreine, was aus dem Naheseyn bei dem Todten entstanden seyn konnte, wahr oder eingebildet, sollte abgewaschen werden; hierauf ein Schmaus. Bei grofsen, reichen Staatsmännern und nachher bei der Beerdigung der Kaiser wurde das ganze Volk bewirthet, oder man theilte ihm nur unzubereitetes Fleisch aus. Eine Todtenfeier, Todtenopfer, mufste neun Tage nach dem Begräbnifs veranstaltet werden; am zehnten Tage geschah eine nochmalige Reinigung der ganzen Familie durch Priester, und mit der solennen Ausfegung des ganzen Hauses wurde diese Reihe von Feierlichkeiten beschlossen.

Die Römer trauerten um werthe Todte; gesetzlich wurde schon in den ältesten Zeiten die Trauerzeit der Ehefrau für den Ehemann auf zehn Monate bestimmt; weit kürzer war die Trauerzeit des Ehemannes. Um Kinder, die nicht über drei Jahre alt waren, legte Niemand Trauer an. Ueberhaupt ward es damit nie streng genommen, und alle Ausübung der römischen Trauergesetze war sehr willkührlich. Trauerkleider gab es in Rom; man trug sie besonders an dem Begräbnifstage. Der Trauernde legte allen Schmuck ab, der römische Ritter seinen Ring, liefs dem Haare Freiheit, ohne es zu kräuseln, und hüllte sich in einen schwarzen Mantel. So,

die Männer noch mit bedecktem, die Frauen mit blosem Haupte, gingen Verwandte und Freunde hinter der Leiche her. Schwarz ging der Römer und die Römerin auch in der Trauerzeit, und von gar schlechter, einfacher Beschaffenheit war der rauhe Mantel, den sich die letzteren umhingen. Während der Trauerzeit vermied jeder frohe Gesellschaften, Schauspiele, Bäder und jede Art ermunternder Zerstreuung. Auch um des Staates willen, vom Staate angeordnet, trauerten bisweilen die Römer, wenn Schlachten von Bedeutung verloren worden waren, ein siegreicher Feind der Stadt sich näherte, und ein sehr geschätzter Mann gestorben war. Alsdann wurden auf bestimmte Zeit die Gerichtshöfe geschlossen; die vornehmsten Staatsbeamten erschienen nicht in ihren Amtskleidern, und entschlugen sich mehrerer von ihren Vorrechten.

Kaiser und Kaiserinnen wurden, wie ich schon erwähnte, nach ihrem Tode unter die Götter versetzt; der Adler, der sich aus dem flammenden Scheiterhaufen erhebt, wie wir ihn oft auf Münzen der Römer abgebildet sehen, deutet darauf. Eine solche neue Gottheit erhielt Tempel und Altäre, und dies nicht nur in Rom, sondern auch in entlegenen Provinzen, und nicht nur die nächsten Verwandten des so hocherhobenen Hauses übernahmen die Priesterstellen bei dem Tempeldienst, sondern auch Auswärtige drängten sich zu gleicher Ehre.

Die Verfassung des Römerstaates wird mich am Ende dieser ganzen Schilderung noch beschäftigen müssen.

Romulus legte schon den Grund zu derselben, denn er war es, der unter den Bürgern seiner Stadt Unterschiede einführte, er war es, der den Senat und die Volksversammlungen anord-

nete. Ich werde der Zeitfolge nach kürzlich bemerken, wie die Verfassung von Roms Bürgern sich ausgebildet, am Ende verbildet habe, und der bürgerliche Zustand eines Römers von der Freiheit bis zu der Sklaverei herabgesunken sey.

Aus der Stadt Alba in Latium stammten Romulus und Remus, welche, ohngefähr 752 Jahre vor Christi Geburt, Rom gründeten. Eine starke Anzahl muthiger Männer, unzufrieden mit ihrer Lage, hatte sie begleitet und die neue Stadt erbauen helfen. Aber unter der Zahl dieser ersten Ansiedler befanden sich funfzig Vornehme aus Alba, Abkömmlinge, wie sie sagten, der Trojaner, die mit Aeneas nach Italien sollten gekommen seyn; Herren, denen andere als Vasallen unterthan waren; sie brachten ihre Lehnsleute und den ersten, schon ausgebildeten Keim des Unterschieds von Bürgern in einer Stadt, in Ansehung ihrer Rechte und Pflichten, mit in die neue Ansiedlung. Romulus mufste ihnen Theil an der Staatsverwaltung geben, und war nur weise genug, sich durch Gesetze gegen ihre Uebermacht zu sichern.

Hauptsächlich aus den 50, fast möchte ich sagen adelichen, oder Patriziatsfamilien des ersten Roms ward der erste Senat von 100 Mitgliedern gebildet; die ganze Volksmasse von ohngefähr 3000 Mann wählte deren 9, dann wählten je tausend Mann 30 Senatoren, so wurden es 99. und Romulus behielt sich das Recht vor, den Ersten, Präsidenten des Senats, zu ernennen. Romulus selbst fügte, nach der Vereinigung der Sabiner mit den Römern, noch 100 Senatorsstellen den ersten bei; Tarquinius erhöhte sie auf 300; Cäsar sogar bis auf 1000, von denen August wieder 400 hinwegnahm. Auf die-

sen senatorischen Familien, in deren Reihe auch andere als blos alt-trojanische, angesehene Bürger aufgenommen seyn mochten, um die Zahl der Mitglieder vollzählig zu haben, ruhte hinfort die Auszeichnung, welche der Erbadel gibt; ihren Nachkommen stand das Recht, Rathsherrnstellen und Priesterwürden zu erlangen, ausschliefslich zu. So bestimmte es Romulus; aber der Volksmasse gab er, wenn sie gesetzlich versammelt war, eine noch höhere Gewalt, welche sie vor den Bedrückungen der Minderzahl sicher stellte. Um durch Ordnung auf sein Volk wirken zu können, theilte er es in drei grofse Haupttheile, Tribus, ab, und von diesen jeden wieder in zehn kleinere Theile, Kurien, so dafs also die Volksmasse des ältesten Roms 30 Kurien ausmachte; jede Kurie hatte eine Stimme in den Volksversammlungen. Schon Tarquin der ältere, Roms fünfter König, suchte sich von den Vorrechten des Volkes weniger abhängig zu machen, aber mit kühneren Schritten ging Servius Tullius die Bahn zu einer unumschränkten Gewalt. Er war es, der die geringere, ärmere Volksklasse auf alle Art einzuzwängen suchte, und die Schatzung einführte, vermöge welcher die Rechte eines Bürgers nach seinem Vermögen theils sich hoben, theils fielen. Die Reichen bekamen dadurch die gröfste Gewalt im Staate. Deutlicher noch sprach sein Nachfolger, Tarquin der jüngere, den Wunsch der Alleinherrschaft aus, aber unter ihm ward das Volk bis zur Empörung gereizt, und vertilgte die Königswürde. Rom bildete einen Freistaat.

Zwei Konsuln, deren Amt länger nicht als ein Jahr dauerte, wurden jetzt an die Spitze gestellt; die Erbadelichen hatten sich zugleich der bedeutendsten Vortheile über die geringeren

Bürger bemächtiget, drückten solche durch den Lehnsherrn- und Vasallen-Verband, worin sie mit ihnen standen, und brachten endlich die große, aber arme Masse des Volkes zu dem verzweifelten Entschluſs, auszuwandern. Er wurde in dem Jahre der Stadt 261 ausgeführt, aber, um das Volk zurückzubringen, muſsten die Erbadelichen Vieles von ihren Forderungen nachlassen und sich Obrigkeitspersonen, unter dem Namen der Tribunen des Volkes, an die Seite sezzen lassen, die ihre Macht sehr beschränkten, und die Beschlüsse des Senats durch das einzige Wort: Ich verbiete es, Veto, ungültig machen konnten. Auch die Macht der beiden Konsuln wurde geschwächt; man ernannte eine eigne Obrigkeitsperson für die oberste Leitung der Gerechtigkeitspflege, den Prätor; zu Oberaufsehern über das Sittenwesen wurden Censores angestellt; über die innere Polizei hatten die Aediles zu wachen, und besondere Verwalter der Staatskassen entstanden in den Quästoren. Von jetzt an konnte die Verfassung Roms, die seit der Verjagung der Könige eigentlich eine Regierung der Vornehmen gewesen war, mit besserem Rechte, als sonst, eine Volksregierung genannt werden. Rom befand sich wohl dabei; eine Macht hielt die andere im Gleichgewichte. Jetzt wurde Adel der Würden geltend, dessen sich Familien aus dem gemeinen Volke theilhaftig machten, wenn sich unter ihren Vorfahren mehrere befanden, die besonders hohe Staatsämter verwaltet hatten. Zwischen Patricier und Plebejer, wenigstens in jenem strengen Sinn der alten Zeit, erlosch hinfort aller Unterschied; der Reiche nur hatte die geltendsten Mittel in Händen, sich auch zum Range des Vornehmen aufzuschwingen, und wer arm blieb, war auch gemeiner

Mann. Konnte es anders seyn, als daſs nun die Meisten von denen, welchen es gelang, hohe Staatswürden zu bekleiden, einzig darauf bedacht waren, in ihrer Verwaltung Schätze zu sammeln, daſs der Arme immer elender, aber auch bald zu jeder Niedrigkeit fähig werden muſste? So ward der Umsturz der Verfassung vorbereitet. Es traten Männer auf, die das zerstörte Gleichgewicht wieder herstellen wollten, wie die Volkstribunen Tiberius und Cajus Gracchus, aber ihre Bemühungen kosteten beiden das Leben, ohne Erfolg. Der Ritterstand wurde von dem letzteren angeordnet. Einmal hatte jetzt Rom Bürgerkrieg kennen gelernt, Bürgerblut, des Zwistes halber, flieſsen sehen; von da an floſs es öfter, bald sehr häufig. Reich und mächtig, stolz nach Despotenart, ihrer Heere gewiſs, die sie in den entferntesten Theilen des weiten Römerreiches sich zu Freunden zu machen gelernt hatten, kamen die vornehmen Römer aus den Provinzen zurück, welche ihrer Verwaltung und Ausplünderuug überlassen worden waren, nicht mehr fähig zu gehorchen, seit ihnen das Gebieten so bequem geworden war. So Marius; dem Volke zum Schein anhängend, beherrschte er Rom, bis ein Anderer auch ihn und seinen Anhang bemeisterte. Das war Sulla, ein Mann vornehmer Abkunft, erst der Vertheidiger der Rechte der Vornehmen gegen das gemeine Volk, und bald beider Tirann. Er wüthete im Innern der Bürger und der Verfassung, verbreitete Mord und Elend, und dahin war für immer die Freiheit, denn seit dieser Zeit riſs ein Mächtiger dem andern das Staatsruder aus seiner Gewalt; es bedurfte nur noch weniger rascher Schritte zu förmlicher Alleinherrschaft. Julius Cäsar that sie. Bürger gegen Bürger im blutigen Kampfe, unter-

lagen ihm in der Ebene von Pharsalia, 48 Jahre vor Christi Geburt, die Gegner seiner herrschsüchtigen Plane in einer grofsen Schlacht, und damit endigte der Freistaat. Ihn herzustellen, machten mehrere kräftige Männer Versuche; Cäsar hatte unter ihren Dolchen geblutet; aber zu spät; der Römer war zu tief versunken, als dafs ihn der Gedanke an den Freistaat, für den seine Väter Alles gewagt hatten, hätte wieder erheben können. Nach vielfachen Morden blieb endlich Octavianus Alleinherrscher, welchen die Schmeichelei unter dem Beinamen Augustus in die Bücher der Völkergeschichte eingetragen hat. Zwar änderte er an der Verfassung wenig, liefs überall den Schein alter Formen, aber die ganze Gewalt und Kraft des Staats vereinte er in sich und seinen Günstlingen, und brachte listig zu Stande, was andere vor ihm mit offenbarer Gewalt nicht erzwungen hatten. Aber seine ersten Nachfolger verachteten schon das römische Volk so sehr, dafs ihnen sogar dieser behutsame Gang überflüssig schien, und sie sich als offenbare Despoten darstellten. Senat und Volk krochen vor ihren Wütherichen, wovon einer sogar wünschen konnte, wenn das römische Volk doch nur einen Kopf hätte, um diesen mit einem Schlage vom Rumpfe zu hauen. Oft auch führten folgende Jahrhunderte bessere Männer auf den römischen Kaiserthron, und unter solchen fühlten sich die entarteten Römer glücklicher, als unter ihrer freien Verfassung, von welcher eben diese Folgezeit endlich sogar den Schatten verwischte.

Der Inbegriff der Macht des römischen Staates war in dem Senat und dem Volk, zu den Zeiten des Freistaates vereinigt; später traten die Kaiser in die Stelle von beiden.

Der Senat mufste gesetzlich versammelt seyn, wenn die Beschlüsse, die er faſste, Kraft erlangen sollten: eben so galt auch das willkührliche Zusammenlaufen der Volksmasse nicht, um über Etwas mit Wirksamkeit berathschlagen zu können. Der Senat zu Rom versammelte sich an bestimmten Tagen; aber das Recht, die Senatoren auch ausser diesen, auch ausser der Ordnung, zu versammeln, hatten mehrere Obrigkeitspersonen des höhern Ranges; geringere konnten dies nicht, so lange eine höhere in der Stadt war; der Diktator, die Konsuln, die Prätoren, die Tribunen des Volkes und andere, unter oben bemerkter Einschränkung. Ein Herold berief die Senatoren, oder man lud sie schriftlich ein. In dem Einladungs-Edikte wurde die Ursache der Zusammenberufung angegeben. Curia hieſs der Ort, wo sich der Senat gewöhnlich versammelte, aber häufig wurde ein Tempel dazu benutzt, und in jedem befand sich ein Saal, der zu dergleichen Zusammenkünften geeignet und bestimmt war. Weder vor Aufgang der Sonne, noch nach ihrem Untergang konnte eine Versammlung des Senats Statt finden; höchst wichtige Ursachen machten hierin eine Ausnahme. Bis zu den Zeiten des Sulla galt das Gesetz, daſs keine Senatsversammlung gültige Beschlüsse fassen konnte, wenn nicht wenigstens 100 Mitglieder zugegen waren. Der Erste im Senate, Princeps senatus, trug die Sache vor, über welche berathschlagt werden sollte, und rief die Senatoren zur Stimmung darüber auf. Von der Art, die Stimmen abzugeben, wissen wir nur so viel, daſs jener Vorsitzende, nach umständlicher Aeusserung seiner Meinung, den Vortrag mit den Worten beschlossen habe: wer eben dieser Meinung ist, trete auf diese Seite,

wer anders urtheilt, auf jene. Damit verlieſs er seinen Platz und ging an eine besondere Stelle, und alle folgten ihm, die seinem Urtheile beitraten; die Gegner traten an einem andern Platze zusammen. Beide Theile wurden gezählt, und die Mehrheit entschied. Der Beschluſs wurde schriftlich verfaſst und unterschrieben, oft sogar in kupferne Tafeln eingegraben, und in beiden Fällen in den Archiven niedergelegt.

Die Tribunen des Volkes konnten schon den ersten Vortrag durch ihr Veto, ihre Einsprache, verhindern, und durch eben dieses Wort einen Rathsbeschluſs selbst vernichten.

Das ganze Schatzwesen, alle Militärgegenstände, die Bestrafung der in Italien verübten Verbrechen, Versendung der Gesandten, Friedensschlüsse, Bündnisse mit andern Völkern, die Verwaltung eroberter Provinzen, waren auch alsdann noch den Beschlüssen des Senats überlassen, als die kühn und mächtig gewordene Volksparthie Vieles von den alten Rechten des Senats geschmälert hatte, und über alle diese Gegenstände brauchte der Senat mit den Volksversammlungen keine Rücksprache zu nehmen.

Besoldungen hatten die römischen Senatoren nicht; sie muſsten daher eigenes Vermögen besitzen, welches unter dem Kaiser August bis auf 37,500 Thlr. sächs. Geldes (1 Mill. 200,000 Sestertien) bestimmt wurde. Aber den Weg zu einträglichen Aemtern bahnte die Stelle im Senat. Der Censor trug, wenn eine Stelle im Senat offen wurde, den Namen dessen, der solche besetzen sollte, in die Liste der Senatoren ein, und las ihn öffentlich bei dem Census, (der Vermögens- und Sitten-Musterung der römischen Bürger,) ab. Wer sich als Senator

eines Verbrechens schuldig machte, ward aus dem Senat gestofsen, aber auch der verlor seine Stelle, der nicht mehr die bestimmte Vermögenssumme besafs; doch war diese letzte Art des Austritts aus dem Senat nicht beschimpfend.

Die Versammlungen des römischen Volkes, unter dem Vorsitze einer Obrigkeitsperson, hiessen Komizien. Das Volk stimmte dabei theils nach den 30 Kurien, theils nach der Eintheilung in Tribus, theils aber auch, und zwar bei den wichtigsten Gegenständen, nach Centurien. Dieser letztern gedenken wir etwas umständlicher. Die höchsten Staatsämter wurden bei diesen Volksversammlungen vergeben; die bedeutendsten Gesetze erhielten daselbst ihre Bestätigung; Roms Bürger sprachen hier über das Leben und Vermögen ihrer Mitbürger, die angeklagt waren.

Man versammelte das Volk zu diesen Comizien entweder durch den Aufruf eines Herolds, oder durch öffentliche Anschläge, welche drei auf einander folgende Markttage hindurch wiederholt werden mufsten. An diesen Markttagen wurden Reden an das Volk gehalten, welche die Gegenstände betrafen, worüber berathschlagt werden sollte, oder man warb vorläufig Stimmen. Der Augur mufste angeben, ob der Zeitpunkt der Versammlung der Gottheit angenehm sey. Nur einer von den vornehmsten Staatsbeamten konnte dabei den Vorsitz haben; aber keiner hatte sich auf diese Ehre zu freuen, denn das Gesetz befahl einem Konsul, den ganzen Tag der Versammlung hindurch auf seinem Tribunale mit blosem Haupte unter freiem Himmel der Versammlung beizuwohnen. Das Marsfeld war gewöhnlich der Ort dieser grofsen und wichtigen Zusammen-

künfte; auf einem Anfangs hölzernen, unter August aber von Stein erbauten und mit Säulen gezierten Gerüste saſs der Konsul, und eröffnete die Berathschlagung mit einer Rede an das Volk, worin er den Gegenstand der Berathschlagung genau zergliederte, und empfahl. Die Ordnung, wie jede Centurie ihre Stimme geben sollte, ward durch das Loos bestimmt; die Klasse der reichsten Bürger hatte den Vorrang. Wenn der Konsul den Namen der Centurie, wie ihn das Loos gab, aufrief; alsdann fing Mann für Mann an, die an dem Tribunale angebrachte Treppe hinauf zu gehen, an dem sitzenden Komizialdirektor vorbei, gab seine Stimme, und trat auf der entgegenstehenden Treppe wieder hinab. Andere vergleichen diese Vorrichtung zum Hinauf- und Hinabgehen an dem Tribunale mit einer Brücke, und vielleicht war sie das so lange die hölzerne Bühne noch stand. An Augusts prächtigem Säulengebäude hatte sich die Brücke gewiſs in eine geschmackvoll aufgeführte Treppe verwandelt. Das wörtliche, laute Abgeben der Stimmen, welches in frühern Zeiten der Republik üblich war, wurde nachher geändert; jeder Stimmfähige erhielt vor seinem Auftritt an die Bühne des Konsuls kleine mit Wachs bezogene Tafeln, worauf durch einen oder zwei Buchstaben die Meinung des Stimmenden ausgedrückt war. Die Buchstaben U. R. (uti rogas, nach dem Vortrag,) bezeichneten die Einwilligung; A (antiquo,) gab den Wunsch an, die Sache bei der bisherigen Verfassung zu lassen; N. L. hieſs: ich bleibe unentschlossen (non liquet); A, wenn von Verurtheilung eines Angeklagten die Rede war, (absolvo) deutete, daſs er frei zu sprechen sey; C, (condemno) gab das Verdam-

mungsurtheil. Eine Menge Austheiler besorgten die richtige Abgabe der Tafeln an die Stimmenden; eine Anzahl von Wächtern auf der Bühne sorgten dafür, daſs Ordnung bei dem Stimmegeben herrschte. Um den Konsul her standen Kisten, worin die Tafeln von verschiedener Aeuſserung eingelegt wurden, und mehrere angesehene Leute saſsen dabei, und bemerkten durch Punkte auf groſsen Tafeln den Inhalt der Stimmen. Diese Punkte wurden gezählt und entschieden nach der Mehr- oder Minderzahl für und wider. Wer von dem Tribunale herabstieg, warf seine zurückbehaltenen Tafeln wieder in andere dazu unter Aufsicht bereitstehende Kisten. Die Stimmenmehrheit, und dadurch die Entscheidung einer jeden Centurie, wurde durch einen Herold laut verkündiget, und wenn die Entscheidung von 97 Centurien eine Sache entweder billigte, oder verwarf; so unterblieb das weitere Abgehen der Stimmen. War die Besetzung eines Amtes Gegenstand der Berathschlagung gewesen, so wurde der, den die Wahl des Volkes dazu bestimmte, nun von dem Komizialdirektor feierlich bestätiget, und der Herold rief seinen Namen aus.

Die Trennung einer Volksversammlung, auch wenn ihre Verrichtung schon im Gange, über mehrere Vorträge bereits beschlossen war, geschah sehr zufällig und leicht. Der Volkstribun hob sie durch sein einziges verbietendes Wort (Veto) auf; oder wenn einer von den Anwesenden von der fallenden Sucht ergriffen wurde; oder auch ein Anwesender nur rief, er habe einen solchen epileptischen Kranken gesehen, nur rief, es habe geblitzt, u. d. g., so muſste das Volk sich trennen. Was aber be-

reits beschlossen war, behielt volle Gültigkeit; Alio die, (ein andersmal) hiefs es alsdann, und das Volk ging augenblicklich auseinander.

Weniger feierlich waren die Volksversammlungen, wo, unter dem Vorsitze der Volkstribunen, nach den Tribus, in welche das Römervolk getheilt war, Stimmen gegeben wurden. Da bei dieser Einrichtung das gemeine Volk, der Plebs, entschiedenes Uebergewicht hatte, so hielten sich die römischen Adelichen, Patrizier und Ritter, gröfstentheils davon entfernt.

Als der römische Freistaat sich endigte und Einer nur galt, da vereinigte sich alle Gewalt in diesem; alle höchsten Würden bekleidete er, und wenn dem Volke noch Etwas von seiner ehemaligen Selbstständigkeit blieb, so war es nur Schein; nicht mehr weitstrahlender Glanz, wie ehemals, nur schwacher Schimmer. Dieser einzige Gewalthaber nannte sich Princeps, als Ersten im Senate, Imperator, als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte, Augustus, als den Unverletzlichsten, der Gottheit Werthesten; er liefs sich die Uebertragung der Würde eines Konsuls gefallen, um den damit verbundenen Theil der höchsten Staatswürde sich zu eigen zu machen; er übernahm die Gewalt der Volkstribunen, um das Recht der Zusammenberufung des Senats und Volkes, der Vorträge an solche, das Recht der letzten Entscheidung, der Begnadigung, mit der damit verbundenen Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit, zu haben; er wurde, um seine Macht auch über Roms auswärtige Besitzungen zu verbreiten, Prokonsul; nahm die Würde eines Censors an, um den Senat und die Ritter erwählen, über die Sitten seine Gewalt verbreiten, und die Staatskasse verwalten zu können,

und als **oberster Priester** wufste er die Gegenstände der religiösen Meinung und den ganzen gottesdienstlichen Cultus von sich abhängig zu erhalten; der Kaiser Roms war also hinfort, ohne die alte Form gewaltsam zu ändern, in dem Besitze aller Gewalt.

Die Verfassung des römischen Staates war, und ist noch ein geltender Beweis von dem hohen Grade von Bildung, welchen die Nazion erreicht hatte: überall waren, in den Zeiten der Blüthe, die Schranken jeder Staatsgewalt wohl gemessen, und eine Kraft hielt die andere im Gleichgewicht. Unter der Benennung der Ehrenstellen begriff man alle Staatsämter; denn besoldet, wie jetzt, waren die obrigkeitlichen Personen nicht. Das Volk hatte das Wahlrecht, und übte es aus, freilich oft geleitet, ohne selbst zu wissen, wie und von wem. Es gab höhere und niedere, ausserordentliche und ordentliche, Stadt- und Provinzobrigkeiten; auch machte das Recht des elfenbeinernen Stuhles (Sella curulis, dessen ich schon erwähnte,) einen Unterschied unter denselben. Wem besonders diese Auszeichnung zu Theil ward, der konnte sein Bild in seinem Hause aufstellen, und that damit den ersten Schritt zu den Vorzügen des alten Adels. Immer hatte eine höhere Obrigkeit der niedrigern zu gebieten, und auch von der höchsten stand noch dem freien Römer die Berufung auf das versammelte Volk zu Gebote. Durch Gesetze war das Alter bestimmt, welches jeder erreicht haben mufste, der ein öffentliches Amt suchte. Dreifsig Jahre scheinen dazu erforderlich gewesen zu seyn: doch hatte die Regel Ausnahmen. Candidatus hiefs jeder, der sich um ein obrigkeitliches Amt bewarb, weil er eine glänzend weifse

Toga trug. Er mufste sich um die gewünschte Stelle bei dem Konsul melden, und dieser zeichnete seinen Namen erst alsdann in der Liste der Kandidaten auf, wenn von ihm, mit Zuziehung des Senats, geurtheilt worden war, dafs jener des gesuchten Amtes würdig sey. Nun erst durfte der Suchende in der weifsen Kandidaten - Toga vor dem Volk erscheinen, und jetzt stand seinem Eifer um die Gewogenheit der Wählenden und den Bemühungen seiner Freunde, ihm Stimmen zu gewinnen, ein weites Feld offen. Zwar verboten hatten Gesetze alle unrechten Mittel der Bewerbung, aber selbst die härtesten Drohungen blieben fruchtlos; jeder nach Amt und Ansehen Lüsterne bot alle Mittel auf, die zum Ziele führen konnten. Jahre lang vorher leitete mancher die Sache schon zu dem Zeitpunkte seines Gesuchs ein, ging nie aus ohne den Vorsatz, sich jeden Römer, der ihm begegnen würde, verbindlich zu machen; grüfste jeden; schmeichelte dem Niedrigsten, wie dem Höchsten. Des Reichen Kasse stand jedem offen, von welchem bei den Amtsbewerbungen Nutzen zu ziehen war; Gaben wurden verspendet, Versprechungen gemacht, Stimmen förmlich gekauft, und mancher hatte Millionen geborgt, ehe er noch zu einer Stelle gelangte, die ihm Hoffnung gab, seine für sie gehäufte Schuldenlast wieder zu tilgen. So war der Römer feil, seitdem Geld und Bequemlichkeit mehr galten, als wahre Freiheit und Ehre; dahin war des selbstständigen Mannes freies Wort, seitdem der römische Bürger aufgehört hatte, tugendhaft zu seyn. Umgang mit berühmten Männern, und öfteres Erscheinen an ihrer Seite, ward für ein Mittel gehalten, das Auge des gemeinen Mannes auf sich zu ziehen, und

Leutseligkeit schien auch in Rom den Weg zu guter Meinung des Volkes zu bahnen.

An dem Wahltage selbst zeigten sich die Kandidaten und ihre mächtigen Freunde am Geschäftigsten, sie stellten sich dem Volke zur Schau hin und erwarteten den Ausgang der Wahl, der häufig vorher berechnet war. Die Glücklichen, welche die Mehrheit der Stimmen in den Komizien zu einem Amte berief, wurden auf die Bühne gerufen, wo der Komizialdirektor safs, schwuren dort Treue dem Gesetze und empfingen die Glückwünsche ihrer Freunde. Hinfort, bis zu der wirklichen Antretung ihres Amtes, nannte man die Gewählten Designirte, und eher konnte kein Amt angetreten werden, bevor nicht eine zweite Volksversammlung jene Wahl bestätiget hatte. Vor den Zeiten Cäsars konnte kein Römer mehr als ein Amt zugleich verwalten, und keines ward ihm auf länger als ein Jahr gegeben. Nur das Amt des Censors dauerte 1½ Jahr.

In den schönen Zeiten des römischen Freistaates fing jeder seine Bewerbungen mit den niedrigern Stellen an, und ging zu höhern stufenweise, auch mufste, wer ein Amt verwaltet hatte, zehn Jahre vergehen lassen, ehe er sich um dasselbe Amt wieder melden konnte.

Zu den Zeiten des Freistaates war unter den ordentlichen städtischen Staatsämtern der Römer das Amt des Konsuls das höchste, und nur dieses und das Amt des Prätors, wurden zu den höhern gerechnet. Nur die Volkstribunen, sonst alle Staatsgewalten, standen nicht unter ihrem unmittelbaren Oberbefehl. Zwölf Liktoren mit Bündeln von Stäben auf der Schulter, in welchen sonst noch ein Beil stak, als Zeichen der Strafgewalt, waren die vor-

züglichste Auszeichnung der Konsulwürde, welche alljährlich von zwei Männern verwaltet wurde. Aber nach der Vorschrift des Gesezzes war nur immer einer in dem Besitz dieser Auszeichnung; beide wechselten daher entweder von Monat zu Monat, oder von Tag zu Tag, oder der eine eignete sich 6 Liktoren zu, der andere nahm die andern sechs. Ging der Konsul aus, so traten die Liktoren vor ihm her, einer hinter dem andern in gerader Linie, und der nächste an ihm, vor den andern ausgezeichnet, ermahnte die Umstehenden auszuweichen. Aufserhalb Rom liefs der Konsul die Beile wieder in die Bündel von Stäben (Fasces), welche seine Liktoren trugen, stecken; nur in Rom selbst sollte das Auge der Bürger nicht durch einen so furchtbaren Anblick beleidigt werden; denn mit diesen Beilen wurden Verurtheilte enthauptet.

Der Zeitpunkt des Amtsantritts der Konsuln Roms war in frühern Perioden der erste März, in spätern der erste Jänner. Durch Aufwartungen der Senatoren und anderer vornehmer Beamten und angesehener Männer wurde der Tag des Amtsantritts in den Häusern der Konsuln verherrlicht. Beide wurden von da zu dem kapitolinischen Jupiterstempel feierlich begleitet, wo sie sich dem Schutz der Gottheit durch ein Gebet und durch Opfer von weifsen Ochsen empfahlen. Schon in den ersten Tagen ihrer Amtsführung entschieden die neuen Konsuln, entweder durch das Loos, oder durch freiwillige Uebereinkunft, über die Provinzen, die ihnen, nach vollbrachtem Jahre, zur Verwaltung angewiesen waren, und wohin sie alsdann mit der Würde eines Prokonsuls gingen. Ihren Austritt aus dem Amte

beschlossen beide mit einem Eid, dafs sie ihr Amt pflichtmäfsig verwaltet hätten. Unter den Kaisern wurde das Amt eines Konsuls leerer Name, welcher dem Mann, der damit begünstigt wurde, höheren Rang verschaffte, sonst aber ohne Wirkung war. Das Recht, auf einem Stuhle von Elfenbein zu sitzen, und ein ausgezeichnet verbrämtes Gewand zu tragen, gehörte mit zu den Vorzügen der Konsuls.

Diese, nebst sechs Liktoren, hatte auch die zweite Obrigkeitsperson im römischen Freistaate, der Prätor, welchem die Leitung der Rechtsstreitigkeiten anvertraut war. Wächter des römischen bürgerlichen Rechtes nennen ihn alte Gesetze. In dem Jahre 410 der Stadt Rom wurde ein zweiter Prätor angestellt, und man unterschied ihn von dem ersten, welcher der städtische hiefs, durch den Beinamen des auswärtigen, denn seiner Gerichtsbarkeit waren die Ausländer übergeben. Als die Zahl der Prätoren auf acht, endlich auf sechzehn vermehrt wurde, blieb dennoch der städtische Prätor dem Range nach der angesehenste. Waren die Konsuln abwesend, so verwaltete er ihr Amt. Den jungen Römern gab der Prätor die Toga der Männer, wie ich weiter oben anführte.

Geringeren Ranges unter den ordentlichen Stadtobrigkeiten waren in Rom die Aedilen, welchen das ganze Polizeiwesen anvertraut war; auch mufsten sie jährliche Spiele auf ihre Kosten veranstalten, wobei mancher sein ganzes Vermögen erschöpfte, und nur in der Hoffnung künftiger einträglicher Verwaltungen Aussicht auf Herstellung seines zerrütteten Haushaltes schöpfte. Ferner die Quästoren, Verwalter der Staatseinkünfte und Aufseher über den Staatsschatz. Städtische waren zwei, aber mehrere

wurde noch erwählt, zu der Besorgung der Einkünfte in den Provinzen und zu der Anschaffung und Berechnung der Bedürfnisse bei den Kriegsheeren.

Die Volkstribunen, deren schon öfter erwähnt worden ist, gehörten auch zu den gemeinen ordentlichen römischen Staatsbeamten des geringeren Ranges; ihnen hatte das Volk die Bewahrung ihrer Rechte und Freiheiten gegen die Anmaſsungen der Adelichen anvertraut; ihr Einspruch nahm den Rathsbeschlüssen ihre Gültigkeit uud ihre Gewalt wuchs bald über die Gebühr. Man konnte, in der Periode ihres höchsten Ansehens, sie für die eigentlichen höchsten Gewalthaber ansehen, denn nur, was sie wollten, konnte durchgesetzt werden; ihr Veto, (ich verbiete es) hinderte alle Beschlüsse anderer Obrigkeitspersonen. Mit den Kaisern erlosch ihr Ansehen, ohne daſs der Name des Amtes selbst aufhörte.

Dann gab es drei Männer, denen die nächtliche Polizei untergeben war, und deren Vorsizzer Präfekt der Nachtwachen hieſs. Bei Feuersbrünsten, nächtlichem Lärm u. d. g. waren sie in voller Amtsthätigkeit. Drei andere, (Triumviri capitales) muſsten über die Gefängnisse und über die Vollziehung der Todesstrafen (darum ihr Name Capitales), über Sklaven und Freigelassene die Aufsicht führen. Noch geringeren Obrigkeiten waren die Landstraſsen und Stadtwege übergeben.

Auſserordentliche Obrigkeitspersonen der Römer, von höchstem Rang, führten meistens ungünstige Zeitpunkte herbei; doch auch um geringfügiger Ereignisse willen wurden oft dergleichen Männer erwählt. Der höchste war der Diktator, ein Einzelner, in dessen Händen sich die ganze Staatsgewalt vereinigte. Wenn Auf-

ruhr drohte, ein Feind seine siegreichen Heere heranführte, und in andern trüben, gefahrvollen Zeiten des Freistaates wurde ein Diktator erwählt. Die Konsuln ernannten ihn aus der Zahl von Männern, die schon Konsuln gewesen waren, in der feierlichen Mitternachtsstunde. Seine Gewalt war unumschränkt; selbst der Senat hatte ihm nichts einzureden, und über Gut und Leben jedes Einzelnen erstreckte sich die Macht des Diktators, ohne dafs eine Berufung auf das Volk Statt fand. Alle andere Obrigkeitspersonen legten ihre Aemter nieder und vereinigten solche in der Würde des Diktators; sogar die Volkstribunen mufsten bescheiden schweigen, wenn der Diktator gebot. Ihm waren 24 Liktoren zugegeben. Nur auf kurze Zeit wurde diese glanzvolle Würde verliehen, mancher legte sie schon nach wenigen Tagen nieder. Ueber die Staatskasse nur konnte der Diktator ohne Einwilligung des Volkes nicht gebieten; Italien durfte er nicht verlassen, und auch der Oberbefehl des Heeres stand ihm nicht zu, ohne bestimmten Auftrag. Durch den Mifsbrauch, welchen Sulla und Cäsar von dieser Alleingewalt, die kein König des alten Roms umfassender gehabt hatte, machten, wurde die Nazion veranlafst, sie durch ein Gesetz für aufgehoben, zu erklären. Freilich zu spät, denn mit Eile senkte sich bereits das ganze Staatssystem zu der Monarchie hin; es war dem verweichlichten, sittenlosen und tugendarmen Römer fast zum Bedürfnifs geworden, dafs einer mehr galt, als alle andere, dafs einer da stand über allen, vor welchem elende Schmeichler kriechen konnten: Rom war seiner Freiheit nicht mehr werth.

Ein sehr ehrenvolles, aufserordentliches Staatsamt in Rom war das Amt des Censors, dem die Ver-

mögens- und Sittenwürdigung oblag. Diese Verrichtung hatten die Römer früher mit dem Amt der Konsuln vereinigt, später davon getrennt und zwei besondere Männer dazu ernannt. Sie blieben Anfangs fünf Jahre lang, nachher nur achtzehn Monate in ihrer Würde, und nur einmal im Leben konnte ein Römer solche erhalten. Starb einer von den Censoren, so mufste sein Mitbeamter sogleich das Amt niederlegen. Die Censoren waren es, welche die dazu würdig befundenen Männer in den Senat und in den Ritterstand erhoben; sie theilten den einzelnen des Volks nach dem Vermögen ihre Stellen in den höhern oder niedrigern Tribus zu, eben so rückten sie die Sittenlosen aus den geachteteren Tribus in die weniger geachteten hinab, stiefsen Unwürdige aus dem Senat, und reinigten, wenn ein Census geendigt war, das ganze Volk durch ein feierliches Opfer eines Stiers, eines Schafs und eines Schweines (Suovetaurilia). An einem dazu bestimmten Tage mufste sich dazu das Volk versammeln; jene Opferthiere wurden in feierlichem Aufzug um die ganze Volksmasse hergeführt und unter Gebeten für Roms Heil geschlachtet und verbrannt. Zu den Verrichtungen der Censoren gehörte auch, Gesetze in Vorschlag zu bringen, oder wenigstens zu veranlassen, wodurch der Verschwendung und der Verweichlichung gesteuert, die Sucht in Kleidern zu prunken beschränkt wurde; man vertraute ihnen die Oberaufsicht über alle aufzuführenden Gebäude und sogar über die Staatseinkünfte an. Gunst und Gnade, Hafs oder Feindschaft, sollten auf ihre Amtsführung keinen Einflufs haben dürfen, das beschwuren sie bei dem Antritt ihres Amtes mit einem feierlichen Eide. Die römische Geschichte stellt Männer von gros-

ser, strenger Tugend und Unpartheilichkeit unter den Censoren auf, keinen aber scheint der durch seine Strenge berühmt gewordene Cato an Vermögen des Geistes und Herzens, die dazu erfoderlich waren, übertroffen zu haben.

Von den Zeiten des Königthums, wo, wenn ein König starb, ein Zwischenkönig, Interrex, bis zu dem Regierungsantritt des neuen, ernannt wurde, blieb die Gewohnheit, wenn keine höchste Obrigkeitsperson in Rom war, einen sogenannten Interrex auf fünf Tage zu erwählen; es mufste ein Mann aus adelicher Familie seyn, und seine Ehrenzeichen, so wie seine Gewalt, waren die der Konsuln.

Geringere, aufserordentliche Staatsämter führte bisweilen das Bedürfnifs herbei, so, wenn irgendwo eine Kolonie angelegt, die Stadtmauer, oder ein öffentliches Gebäude ausgebessert, eingeweiht werden sollte; wenn für Anschaffung von Vorräthen an Lebensmitteln gesorgt werden mufste, um Theurung zu verhüten, oder wenn das Schuldenwesen der untern Volksmasse eine besondere Auseinandersetzung zu erfordern schien; in allen diesen und andern Fällen wurden Staatsbeamte ernannt und mit gehöriger Gewalt und Auszeichnung zu diesem Berufe versehen.

Den Obrigkeitspersonen waren von dem Staate geringere Leute als Diener zugegeben, auch wurden sie für ihre Dienste aus der Staatskasse bezahlt. Obenan steht eine grofse Anzahl, die unter der Benennung der Schreiber, (Scribae) begriffen werden. Wer ein Amt antrat, hob aus den Dekurien dieser mit den Ausfertigungen bekannten Leute diejenigen aus, welche ihm zur Hand seyn sollten, oder er stellte andere an, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte. Also eine Art von Sekretären, Registratoren, Kanzellisten,

Kopisten. Zwar Bediente waren es nicht; ihr Rang war durch den Einflufs, den sie zufällig oder nothwendig oft haben mufsten, bedeutender; aber doch bewarb sich kein angesehener junger Mann um dergleichen Stellen, wie das oft der Fall bei uns ist, wo sie den Schritt zu höheren bahnen. Gewöhnlich waren es Freigelassene, oder doch nur arme Bürger, und der Staat trieb Gewerbe damit, denn dergleichen Kanzelleystellen konnten gekauft werden. Bey dem grofsen Umfang des römischen Reichs und der Menge von Geschäften, welche die Verwaltung verursachte, mufste die Anzahl dieser Schreiber sehr grofs und manche Stelle von der Art seyn, dafs, rechtlich und widerrechtlich, dabei verdient werden konnte.

Von den Liktoren (man hat es häufig Stadtknechte übersetzt) sprach ich schon. Sie waren Bediente der höhern Obrigkeitspersonen, schon darum mehr gefürchtet, als geachtet, weil sie die Züchtigungen mit Ruthen und Stäben vollstreckten, welche der Beamte, dessen Befehl sie untergeben waren, Verbrechern zuerkannte. Sie mufsten auch Verbrecher enthaupten. Die Herolde genossen ebenfalls keines achtbaren Ranges bei den Römern, obgleich ihre Verrichtung nichts dem Aehnliches enthielt, was die Licktoren zu verrichten hatten. Oeffentlicher Aufruf, öffentliches Ablesen von Briefen, Stille- und Ruhegebieten waren die Hauptverrichtungen der Herolde. Ausläufer, Besteller, Aufwärter und dergleichen Leute mehr hielt der Staat von Rom auch seinen Beamten, und trug die Kosten ihrer Unterhaltung.

Die Kaiser, welchen jede Gelegenheit angenehm war, wodurch sie die Zahl ihrer Anhänger vermehren konnten, liefsen häufig von obigen

Staatswürden die Namen, und übertrugen ihre Gewalt anderen, die nun neue Benennungen erhielten; ihre Stellen wurden hinfort den vorzüglichsten Günstlingen ertheilt. Die Mächtigsten darunter wurden nach und nach der Präfekt von Rom, und der Präfekt der Leibwachen, wovon der erste in seiner Gewalt endlich so weit um sich griff, dafs er Senatoren und Ritter richtete, und jede Art von Menschen, die gefährlich waren oder schienen, bis hundert Meilen von Rom mit seinem Gerichtszwang verfolgen, sie gefangen nehmen, richten und sogar am Leben strafen konnte; der zweite sich bald, aufser den Angelegenheiten des Soldatenwesens, auch in bürgerlichen Dingen so viel Macht zu verschaffen wufste, dafs er die nächste Stelle in Rang und Gewalt nach dem Kaiser einnahm, und endlich dem kaiserlichen Ansehen selbst gefährlich wurde.

Zu der Zeit des römischen Freistaates waren, wie ich schon früher meinen Lesern geäufsert habe, die Staatsbeamten ohne Besoldung; gleichsam Ersatz für ihre Arbeit und Unkosten sollte die Einrichtung werden, dafs jeder abgehenden Obrigkeitsperson des höheren Ranges der Oberbefehl in einer römischen Provinz auf bestimmte Zeit überlassen, oft auch auf längere verwilligt wurde. Es ist von dem dabei Ueblichen so viel bekannt. ehe noch die Staatsbeamten des folgenden Jahres erwählt wurden, bestimmte schon der Senat, welche Statthalterschaften den zu erwählenden Konsuln und Prätoren, nach ihrem Abgang von dem Amte, zu Theil werden sollten, und setzte die Anzahl ihrer Begleiter, die Kosten ihres Aufwandes in der Provinz, ihrer Einrichtung und Reise fest. Die Gewählten verglichen sich mit einander durch Loos oder Uebereinkommen, welche Provinz jeder verwalten sollte, und reisten,

nach Abgang von ihrem Amte, begleitet von vielen Freunden und grofsem Gefolge dahin ab. Gab das Volk vor ihrem Abzug auch noch Militärgewalt in ihre Hände, so hatten sie um so gröfseres Ansehen, denn nun stand auch das Recht über Leben und Tod bei ihnen, und ihre Liktoren machten es durch die furchtbaren Beile kund, die aus den Stabbündeln hervorragten. Diesen Oberbefehlshabern einer Provinz war die ganze Verwaltung derselben überlassen; sie schalteten häufig nach Gefallen und wufsten besonders die Einkünfte so zu ordnen, dafs ein grofser Theil davon in ihre Privatkasse kam, und sie, nach Endigung ihrer Verwaltung, als reiche Leute in die Vaterstadt zurückkehrten. War der von dem Senat bestimmte Zeitpunkt verflossen, so mufste der Prokonsul, oder Proprätor, binnen 30 Tagen die Provinz verlassen, auch wenn der neue Befehlshaber noch nicht angekomman war. Geschenke, Lob und Achtung wurden dem zu Theil, der seine Provinz gut verwaltet hatte; oft sogar erhielten öffentlich aufgestellte Abbildungen von ihm in den Städten der Provinz sein Andenken. Hatte er schlecht gewirthschaftet und schreiendes Unrecht begangen, so wurde er in Rom verklagt und, wenn sein Vergehen erwiesen werden konnte, bestraft. Manchem ward auch noch bei seiner Rückkunft, wegen glücklich geführter Kriege gegen angrenzende Feinde in der Provinz, und erweiterter Grenzen, die Ehre des Triumphs zu Theil.

Unter den Kaisern blieb dem Senate das Recht, in einen Theil von den Provinzen des Reiches Statthalter zu schicken, aber die wichtigsten Provinzen, besonders die, worin Heere stehen, Feinde besiegt werden mufsten, versahen die jetzigen Alleinherrscher mit Oberbefehls-

habern; die friedlichen, deren Bewohner des Joches schon seit langer Zeit gewohnt waren, blieben dem Senate, dabei ging die Vorsicht der Kaiser, daſs aus dem Miſsbrauch der Gewalt dieser Statthalter kein Gegenwicht gegen ihre eigne Macht sich bilden möchte, wenn es ihnen etwa erlaubt wäre, Soldaten um sich zu versammeln, so weit, daſs diese senatorischen Provinzverwalter nicht einmal militärische Kleidung tragen, noch viel weniger Soldaten werben durften. Auch muſsten sie, nach Niederlegung ihres Amtes, fünf Jahre warten, ehe sie die ihnen angewiesene Provinz antreten konnten, und solche nur ein Jahr lang als Statthalter regieren, da im Gegentheil die Statthalter des Kaisers mit Militärgewalt versehen waren, und ihre Stellen gewöhnlich mehrere Jahre auch wohl lebenslang, behielten.

Unter den freien Römern waren folgende Provinzen zu vergeben: Sicilien, Sardinien, Korsika, Spanien, Gallien, Illyrien, Macedonien, Achaja, Kleinasien, Syrien mit Phönike und Palästina, Cilicien, Cypern, Cyrenaika, Afrika und das ehemalige Gebiet der zerstörten Stadt Carthago In den Zeitpunkt der erlöschenden Freiheit fällt die Unterjochung von Aegypten und Numidien. Noch ausgedehnter war die Grenze des Reichs unter August. Der senatorischen Verwaltung überlieſs er als Provinzen: Afrika, so viel davon an den nördlichen Seeküsten unterjocht war, Numidien, eigentlich Asien; Achaja, Epirus, Dalmazien, Macedonien, Sicilien, Sardinien, Creta, Lybia, Cyrenaika, Bithynien, Pontus und einen Theil von Spanien; der Kaiser dagegen verwaltete durch seine Statthalter: den bedeutenderen Theil von Spanien, Lusitanien, Germanien, Vindelicien, Noricum,

Gallien, Cölesyrien, Phönicien, Cilicien, Cypern, Aegypten.

Glaublich wird es bei diesem ungeheuern Umfang des römischen Reiches, dafs die Staatseinkünfte sehr grofs gewesen seyn müssen. Sie bestanden theils in dem, was man Tribut nannte, einer Abgabe, die der Steuer, Kopf- und Vermögenssteuer, ähnlich ist, und in einer andern, welche Vectigal hiefs, und ziemlich mit den Einkünften der Domänen, Zölle und Accise der heutigen europäischen Verfasssungen übereinkommt. Weil die Fuhrleute eine solche Abgabe bezahlen mufsten, gleichsam einen Zoll, so begriff man alle dahin einschlagende Abgaben unter der Benennung Vectigal. Die Bürger des Römerstaates waren unter den Königen und in den ersten Zeiten der Republik zu der Entrichtung einer Steuer verbunden, aber diese ward ihnen erlassen, seit die römischen Heere Mazedonien erobert und ausgeplündert hatten. Hingegen von den Unterthanen und Bundesgenossen forderten die Römer die Vermögenssteuer. Man unterschied Völker, deren Steuerlast alljährlich nach dem Ertrag ihres Baulandes bestimmt wurde, und solche, die auf eine immer gleiche Geldsumme angesetzt waren. Die zufälligen Einkünfte von der Ein- und Ausfuhr der Waaren, vom Zehenten, von den Bergwerken, Salzgruben, von allerlei Erlaubnifsscheinen u. dgl. in den Provinzen, wurden von dem Senat an ganze Gesellschaften von Rittern verpachtet, welche wieder Unterpächter aufstellten, von denen das Einsammeln mit grofser Härte besorgt wurde. Indem sich einzelne bereicherten, litten die Einwohner des Landes oft sehr empfindlich; und am drückendsten war die Art, wie diese Wucherer dergleichen Abgaben einkassirten. Von der Beute im Kriege kam ein grofser

Theil in die römische Staatskasse, eben so wurde sie auch durch alle Strafgelder bereichert.

Aerarium nannte der Römer diese Staatskasse, die, mit der Sammlung der wichtigsten Staatsurkunden, dem Staatsarchive, in dem Tempel des Saturn aufbewahrt wurde

In den letzten Zeiten des Freistaates mufsten auch die Bürger Roms wieder Steuer bezahlen; aber noch war sie leidlich, bis sie endlich, unter den Kaisern, in der That unerträglich wurde. Je mehr der Stadt Geld brauchte, desto mehr mufsten die einzelnen Glieder desselben aufopfern; es vervielfältigten sich daher die Namen der Abgaben und Steuern auf eine ungeheuere Art, und diese waren Schuld, dafs in der Folge, als fremde Völker in das römische Gebiet einfielen, die Grenzbewohner besonders so gerne geneigt waren, das alte Joch abzuschütteln, und sich dem Sieger Preis zu geben. Sie hofften, besser, leidlicher selbst von Feinden behandelt zu werden, als ihre unersättlich geldgierigen Freunde sie behandelt hatten. In jenen Zeiten der schändlichsten Geldgierde suchten die Gewalthaber Roms auf Alles irgend eine Steuer zu legen, von dem Niedrigsten selbst irgend einen Vortheil auszuwittern, durch den es zu einem Gegenstand der Verpachtung gemacht werden konnte; und was wäre in Rom, in dem damals in den Schlamm aller Vergehungen tief versunkenen Rom, wohl zu niederträchtig gewesen, was hätte zu übel gerochen, das nicht verpachtet worden wäre? Aller Gewinn hat Wohlgeruch, sagte daher einer der römischen Kaiser, der bei all seiner, bis ins Kleinliche gehenden, Sammellust doch nicht mehr im Stande war, der von unsinnigen Vorfahren bis auf das Aeusserste erschöpften Schatzkammer aufzuhelfen.

Die alten Phönizier.

Unter Phönizien verstanden Griechen und Römer das ganze Küstenland von Syrien und Judäa. Gegen Morgen und Mitternacht gaben sie diesem Erdstrich Syrien zur Grenze, gegen Mittag Judäa, gegen Abend das mittelländische Meer. In etwas spätern Zeiten der Römer ward es in die Seeküste, das Küstenland, und in das mittelländische, innere, Phönizien abgetheilt, und so benannt. An sich kein unfruchtbarer Erdstrich, aber die Lage selbst bestimmte dessen Bewohner zum Handel, besonders zur See, und diese Bestimmung erfüllten sie in einem hohen Grade. Handel macht jedes Land nicht nur reich an Schätzen, auch an Menschen wird es reicher durch ihn; Phönizien war bald nicht mehr im Stande, seine ganze Volksmasse zu ernähren, so reiche Ernten der Acker auch gab. Das Gebirge Libanon ist eine Quelle des Segens für dieses Land, denn von ihm fliefsen und rinnen eine Menge kleiner Ströme und Bäche herab, welche den Erdboden befeuchten und fruchtbar machen, und in den Zeiten des altphönizischen Staates lieferte der Libanon das Holz zum Schiffbau, und die hohen Mastbäume in den trefflichsten Cedern, welche in grofser Menge darauf wuchsen, jetzt aber auf wenige, geringe Bäume zurück gekommen sind. Eine Merkwürdigkeit schien die Natur besonders an jene Küste hingewiesen zu haben, eine Meerschnecke, Purpurschnecke, welche dem erfinderischen Erwerbsgeiste der Phönizier nützlich wurde.

Man glaubt allgemein, die Phönizier seyen die alten Einwohner von Canaan, deren Land die Israeliten eroberten. Sie hätten, sagt man, aus Furcht vor diesen, ihren alten Stammsnamen abgeschworen. Vom rothen Meere her scheinen sie als Kolonisten in die Gegenden

gekommen zu seyn, welche sie nachher so berühmt machten. Sie bauten sich feste Städte, die von Königen regiert wurden. Tyrus und Sidon waren die vorzüglichsten darunter.

Nur sehr wenig ist uns von ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben in den Werken den Alten aufgezeichnet worden, und wenn nicht dieses Wenige noch durch diejenigen, welche es gaben, entstellt ist, so zeigt sich uns der Phönizier als ein Mann, den zwar die Natur mit Verstand und Aufmerksamkeit für das Gute und für das Nützliche besonders begabt hatte, der aber, von Eigennutz und Gewinnsucht ergriffen, beide nur dazu benutzt, Schätze zu sammeln und alle Mittel, auch die schlechtesten, anwendet, wenn sie ihm diesen Zweck erreichen helfen. Wo von Phöniziern die Rede ist in den Werken der Alten, stehen sie zwar als sehr geschickte, fleifsige, ausdauernde, verständige Menschen vor uns, aber ihre betrügliche Denkart, ihr Golddurst, ihre List geben stets die vorstechendsten Farben zu dem unwürdigen Gemälde. Auf ihren Schiffen brachten sie Waaren und Fabrikate aus ihrer Heimath in die entferntesten Weltgegenden, holten dort wieder ab, was sie brauchen und anderwärts verkaufen oder vertauschen konnten, und wenn es nicht auf gutem, billigem Wege geben wollte, so wählten sie auch den schlechten, der Räuberei, der Hinterlist, wenn er nur zu ihrem Ziele führte. Homer, einer von den ältesten Dichtern Griechenlands, schildert uns eine Szene von dieser Art, welche sehr charakteristisch ist. Phönizier landeten an einer kleinen Insel in der Nähe von Sizilien, in schwarzgefärbten Schiffen. Sie hatten Putzwaren und Spielereien bei sich zum Handel. Damals war in dem Pallast des Königes eine junge Phönizierin als Sklavin, ein schönes, in feinen Arbeiten geschicktes Mädchen. Die

Phönizier beredeten diese Sklavin, das Haus ihres Gebieters heimlich zu verlassen, und mit ihnen nach Sidon zu segeln. Dort, sagten sie, sind alle Häuser der Kaufleute so herrlich geschmückt, wie hier des Königes Pallast. Die Seeleute verabredeten mit der Sklavin, wenn ihr Schiff geladen seyn würde, wollten sie ihr einen Wink geben lassen, dafs es Zeit sey, zu kommen. Die Sklavin versprach, nicht mit leerer Hand zu erscheinen. Ueber Kauf und Verkauf ging ein ganzes Jahr auf der Insel hin; da aber endlich das Schiff seine volle Ladung eingenommen hatte, und völlig gerüstet zur Heimfahrt war, schickten die Phönizier einen listigen Mann in die Wohnung des Königes der Insel, der ein Geschenk der Fremdlinge an die Königin brachte, das aus Gold und Bernstein bestand. Während dieses Kunstwerk von dem ganzen Hofgesinde bei der Fürstin höchlich bewundert wurde, unterliefs der Abgesandte nicht, seinen Wink der Sklavin zu geben; sie kam bei einbrechender Nacht an das Ufer und brachte nicht nur mehrere goldene kostbare Gefäfse mit, sondern auch den Sohn des Königes, einen kleinen Knaben, welcher ihrer Pflege anvertraut war. Sechs Tage und Nächte segelten die Phönizier auf der See umher, am siebenten Tage starb die Sklavin; ihr Leichnam wurde in das Wasser geworfen. Den kleinen Königssohn verkauften die Räuber auf einer griechischen Insel. Ihre Gewinnsucht war daher bestimmt die Hauptursache ihrer kühnen Seereisen, die in so alten Zeiten, wo die Schiffsbaukunst bei weitem keine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, wie jetzt, wo der Kompas noch nicht erfunden war, sehr gefährlich seyn mufsten. Wir lesen, dafs die Phönizier nicht nur bis nach Spanien gesegelt, sondern bis nach England und in die Ostsee gekommen seyen. In Spanien, sagt

man, hätten sie so ausserordentlich grofsen Vorrath an Silber gefunden, dafs sie alle hölzerne, kupferne, eiserne Gefäfse und Geräthschaften, welche sie auf ihren Schiffen hatten, dort liefsen und sich dagegen alle von Silber machten, die sie nach ihrer Vaterstadt brachten. Selbst ihre Anker sollen sie sich von Silber geschmiedet haben. Nach England zog sie die Hoffnung, dort Zinn zum Verkauf in andern Ländern abholen zu können; die Zinninsel nannten sie daher England. Im Norden von Deutschland besuchten sie das Meer, welches den Bernstein auswirft, tauschten von dieser glänzenden, harzigen, aber doch festen, Masse gegen ihre Waaren ein, und bereicherten sich durch den Verkauf dieses neuen, für selten und kostbar geachteten Produkts, welches unter ihrem Einflufs einen, dem Golde gleichen, Werth bei den Griechen und bei andern in der Bildung schon vorgerückten Völkern erhielt. Sie nannten den Bernstein, seines Glanzes wegen, Elektor, Elektrum. Der listige Sinn der Phönizier wufste lange Zeit den Alleinhandel damit ihrem Staate zu erhalten, denn ihre Erzählungen von den entsetzlichen Gefahren, welche sie bei ihren Seefahrten zu überstehen hatten, schreckten Jeden ab, das Gleiche zu wagen. Kommt nur, sagten sie zu andern Seefahrern, hinaus über die Säulen des Herkules (so wurde die Meerenge von Gibraltar in den frühesten Zeiten genannt), dort hat das Meer keine Flüssigkeit, dort ist es einem Gallert ähnlich, und ihr könnt nur mit grofser Mühe euer Schiff hindurch führen. Ungeheure Schilfarten, stechende Rohre verwehren euch die Durchfahrt. Und habt ihr alle diese Gefahren muthig bestanden, so erwarten euch ungeheure Seeschlangen, entsetzliche Gestalten, deren Anblick versteinern kann. Feuerströme wälzen sich euch entgegen, Klippen starren euch

an, und drohen in jedem Augenblick den Untergang.

Aber wenn die Phönizier bemerkten (so sagt man), dafs dennoch ein fremdes Schiff ihrer Bahn auf dem Meere zu folgen wagte, um gleiche Vortheile des Handels, wie sie, zu erlangen, so führten sie es listig irre, strandeten absichtlich, um auch jenes auf den Strand zu locken. Man behauptet sogar, der Staat selbst habe einem Seefahrer, der auf diese Weise zum Wohl des Ganzen sein Vermögen gewagt und verloren, es auf öffentliche Kosten wieder ersetzt.

Geraume Zeit halfen dergleichen Ränke; die Phönizier blieben lange in dem Vortheil, den die Herrschaft auf dem Meer verschaffte. Damit der Bernstein nicht so gemein werden konnte, als er jetzt ist, mochten sie damit verfahren haben, wie die Holländer mit der Rinde des Zimmtbaumes auf der Insel Ceylon, da sie alljährlich eine grofse Menge von diesen trefflichen Gewürzbäumen zerstörten, um diesen Handelszweig im Preis zu erhalten.

Die Phönizier sollen die Purpurfarbe gefunden und zuerst benutzt haben. Ein phönizischer Hirte, so geht die Sage, habe nicht fern vom Seegestade bei Tyrus geweidet. Zufällig sey von seinem Hunde die Schale einer Meerschnecke zerbissen, und dadurch seine Schnauze roth gefärbt worden. Der Hirte denkt, sein Hund habe eine Wunde erhalten, welche stark blutete, und nimmt Wolle, um damit das Blut von der Schnauze abzuwischen. Aber bald sieht er, dafs er sich getäuscht habe, und dafs die Wolle eine sehr schöne rothe Farbe bekomme. Der Hund hatte nicht geblutet. Weil alle, denen er die gefärbte Wolle zeigt, sie sehr schön finden, so forscht er weiter nach, macht Versuche mit den Schnecken, welche am Seestrande liegen, und färbt mit

ihrem Safte bald ein ganzes Kleid. Hinfort suchten Könige und reiche Leute Kleider von dieser Farbe, oder wenigstens Verbrämungen davon an Kleidern von anderer Farbe zu bekommen.

Auch die Erfindung des Glases wird den Phöniziern zugeschrieben. Es sollen einst phönizische Kaufleute, deren Schiff mit Salpeter geladen war, bei Sidon an dem Flusse Belon gelandet haben. Das Gestade war mit sehr feinem Quarzsande belegt, aber gröſsere Steine fehlten. Um Mittagbrod zu genieſsen, hatten sie Feuer angezündet, und, um einen Heerd anzulegen, aus Mangel groſser Steine, Stücken Salpeter aus ihrem Schiffe geholt, und den Speisekessel darüber gestellt. Das Feuer entzündete den Salpeter, es entstand mit der Asche und dem geschmolzenen Quarzsande eine flüssige Masse, die bei der Erkaltung als Glas sich darstellte. So wenigstens soll die Glasmasse erfunden worden seyn; die Kunst, diese Masse in dem Zustande der Flüssigkeit nach verschiedenen Zwecken, durch Blasen umzugestalten, gehört den Aegyptern. Nach dieser Ansicht der Hauptbeschäftigung der Phönizier läſst sich ein Schluſs auf ihr häusliches Leben machen. Der gröſsere Theil der männlichen Bevölkerung war das Jahr hindurch abwesend, im Land- und Seehandel beschäftiget, oder als Schiffer und Fischer, und wer zu Hause blieb, und erworben hatte, bemühte sich, den Erwerb in Ueppigkeit und Pracht zu genieſsen.

Die Phönizier waren Verehrer des Baal, als Obersten von allen übrigen Götzen, denn sie beteten viele Götter an. Darunter war ein Herkules, ein Apoll, eine Juno, und andere. Von ihren gottesdienstlichen Gebräuchen ist uns in Ansehung des Baal nur der bekannt, die Hände gegen den Götzen auszustrecken. Die Priester des Baal waren schwarz gekleidet, und machten bei ihren

Opfertänzen um den Altar die gräſslichsten Bewegungen, wobei sie sich die Haut mit Messern ritzten. Auch Menschen wurden dem Baal geopfert. Die Priester des Herkules zeichneten sich durch eine offne, fliegende Kleidung, von ägyptischer Leinewand, aus, wovon das Unterkleid purpurrothe Streifen hatte. Sie muſsten unbeschuht gehen, und sich den Kopf scheeren. Ihre Pflicht war, der Gottheit auf ihrem Altare ewiges Feuer zu unterhalten, und dasselbe oft mit Weihrauch zu bestreuen. Den Weibern der Phönizier war der Eingang in den Herkulestempel gänzlich verboten, am allerwenigsten aber durften sich Schweine ihm nähern.

Die Verehrung des Adonis beschäftigte vorzüglich die phönizischen Weiber. Wenn der Fluſs, unter dessen Bilde sie sich den Adonis dachten, der, von Venus geliebt, auf der Jagd unglücklich gewesen war, sich roth färbte, blutig aussah, begingen sie das Fest des vergötterten Jünglings mit Geheul und Wehklage, geisselten sich auf das Blut, brachten Todtenopfer. Aber am Morgen nach der Trauer begann die lauteste Freude; Spiele und Tänze wechselten mit Festgelagen ab, und welche den Jubel über das Wiederauferstehen des Adonis am lautesten kund machte, die sollte den Göttern am angenehmsten seyn.

Die bürgerliche Verfassung der Phönizier war monarchisch; doch waren ihre Könige sehr durch das Volk selbst eingeschränkt. Aber von der gesetzlichen Verfassung des phönizischen Staates ist bis auf unsre Zeit wenig Deutliches zur Nachricht gekommen. Als Soldaten hielt man sie für wohlgeübt, muthig und ausdauernd, und in Belagerung und Vertheidigung von Festungen ward ihr Name besonders hochgeachtet. Selbst Alexander der Eroberer empfand es hart, daſs die Phönizier zu den ausdauerndsten Ver-

theidigern einer Stadt gehörten. Tyrus wehrte sich gegen den Kern seines Heeres sieben Monate lang, und da er mit stürmender Hand die Mauern erstiegen hatte, war die Wuth des Volkes noch so grofs, dafs von allen Dächern herab und aus allen Häusern, selbst nach bekannt gemachter Begnadigung der Einwohner, auf die mazedonischen Soldaten geschossen wurde, welche jeden Schritt durch neues Blut erkaufen mufsten. Wenn an einer Mauer eine Oeffnung nach langer Mühe errungen war, zeigte sich hinter ihr sogleich wieder eine neue Mauer, und wo Gewalt nicht durchgriff, erreichten die Belagerten durch List ihren Zweck, dem Feinde zu schaden.

Noch berühmter, als die Landmacht, war die Seemacht der Phönizier; ihre Flotten blieben auch, nachdem sie unterjocht waren, ihren Ueberwindern von der gröfsten Wichtigkeit. Ausser den dreiruderigen Kriegsschiffen hatten sie kleinere, von runder Bauart, Gauli genannt, welche in Seegefechten vor, zwischen und hinter den in Schlachtordnung stehenden Kriegsfahrzeugen aufgestellt wurden, ihren Angriff unterstützten, ihren Rückzug deckten, ihre Seiten bewahrten.

Man hält die Sprache der Phönizier für eine Abart der hebräischen; für Sprache, wie sie in dem Lande Canaan gesprochen wurde; aber in der Schreibekunst waren sie Erfinder; ihres Geistes Werk waren die Buchstaben. Taaut soll der Mann geheifsen haben, welcher sie erfand, und zum Glück der Menschheit verbreitete. Rechenkunst war den Phöniziern als Kaufleuten nothwendig; Astronomie als Seeleuten: beide Wissenschaften übten sie mit Anstrengung. Aber von ihren wissenschaftlichen Darstellungen ist nichts auf uns gekommen; die Schriften phönizischer Gelehrten sind mit dem Volke selbst verloren gegangen.

Die Carthaginenser.

Vergeblich wäre die Mühe, über den Ursprung des alten Staates von Carthago mehr als blose Sagen auffinden zu wollen. Lange ehe Rom gebaut wurde (so viel wenigstens ist gewifs), mufste Carthago entstanden seyn. Eine Fürstentochter aus Tyrus, Dido, eine Phönizierin, sollte in den Theil von dem nördlichen Afrika, worin wir diesen Staat antreffen, eine Kolonie geführt und die Stadt begründet haben, die in ihrer höchsten Blüthe und Kraft mit Rom den kühnen Wettstreit wagen, und nur dieser Meisterin der Welt unterliegen konnte. Man hat viel gefabelt von dieser Dido, man hat ihre Begebenheiten einer dichterischen Behandlung werth geachtet, wobei es keineswegs auf Genauigkeit geschichtlicher Thatsachen ankam, und selbst das Wahrscheinliche aufgeopfert wurde.

Wenig ist überhaupt, was wir von Carthago, und der Verfassung der Carthaginenser wissen; und oft ist selbst dieses Wenige dadurch entstellt, dafs es aus dem Munde von Römern kommt, welche Alles verachteten, was nicht römisch war, und besonders gegen Carthago die feindlichste Gesinnung hegten.

Nur gering ist der Umfang des eigentlichen Urgebietes der Carthaginenser; späterhin macht gegen Osten das Mittelmeer, gegen Westen Numidien, gegen Süden das Land der Garamanten und die grofse lybische Wüste, gegen Norden auch ein Theil des Mittelmeeres die Grenzen aus. In zwei Provinzen war das ganze Gebiet

getheilt; Carthago die Hauptstadt. Durch die Kraftäusserungen ihrer Einwohner ward sie so berühmt wie Rom, und Roms Eifersucht allein konnte sie stürzen. Auf der Wage des Schicksals lag viele Jahre der Kampf unentschieden; endlich sank Carthago's Wagschale und Rom ward die Beherrscherin der Welt. In dem Zeitpunkte der schönsten Blüthe gaben die Carthaginenser beträchtlichen Staaten ausserhalb ihres Gebietes Gesetze. Sie herrschten als Sieger über einen grofsen Theil von ganz Afrika; sie hatten sich den schönsten Theil von Spanien unterwürfig gemacht, den, welcher die ergiebigen Gold- und Silbergruben enthielt. Sie waren Herren von Sizilien, von Majorka und Minorka (den sogenannten Schleuderer-Inseln), und von Sardinien. Wenigstens als Bundesgenossen in ihren Kriegen wufsten sie diese Fremden wohl zu gebrauchen, und welches von ihren eroberten Ländern nicht Mannschaft genug hatte, um das carthaginensische Heer ansehnlich zu verstärken; das mufste die Staatskasse durch Geld, oder die öffentlichen Vorrathskammern mit Getreide bereichern.

Die Erbauer von Carthago, Carthaginenser, waren Auswanderer aus Phönizien, Abkömmlinge der alten Phönizier, von welchen ich in dem vorigen Abschnitte meines Werks Einiges beigebracht habe. Uranfänglich mögen es Araber gewesen seyn; man glaubt, ihre frühesten Wohnsitze an dem rothen Meere suchen zu müssen. Aus Tyrus, der bedeutendsten Handelstadt Phöniziens, entfloh Dido, die Wittwe des ermordeten Königes Sichäus, der Geldgier ihres Bruders Pygmalion, der sich des Königthums bemächtiget hatte, und sich nun auch die Schäzze zueignen wollte, welche sein Schwager

besessen hatte. Der schlauen Frau mufste der getäuschte Usurpator selbst die nöthige Anzahl von Menschen und Schiffen überlassen, so gut wufste sie den Zeitpunkt und die Absicht ihrer Flucht zu verstecken. Sie landete in Afrika und ward willig aufgenommen. Gleich bei dem Eintritt in das Land sprach sich der Volkskarakter in einer List der königlichen Anführerin deutlich aus. Sie bat um so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut umgeben könnte; es ward ihr verwilliget, allein sie zerschnitt nun die Ochsenhaut in überaus kleine Riemen, die sie zu einem sehr langen Tau an einander fügte, und nun so viel Land damit einschlofs, als ihr Tau umfassen mochte.

Ueber die körperliche Beschaffenheit der Carthaginenser läfst sich wenig Gewisses aufbringen; aber durch ihre Lebensart und Gewohnheiten wird wenigstens der Schlufs unterstützt, dafs es starke, in Arbeiten gewandte, Beschwerden - trotzende Menschen gewesen seyen, die der Krieg stählte, der Seedienst hart machte.

Die alten Schriftsteller nennen Carthago eine schöne Stadt, und rühmen uns die Häuser der Carthaginenser als sehr prächtig und kostbar. Eben so verschwenderisch sollen sie in ihren Kleidungen gewesen seyn. Ein reich gewordener Handelsstaat artet hierin häufig aus, und es zeugt noch von fester Gültigkeit der Gesetze, wenn in einem solchen die Ueppigkeit nicht über alle Theile des Lebens ihre verderblichen Zweige verbreitet. So bei den Carthaginensern, von welchen selbst ihre Feinde rühmen, dafs sie sehr mäfsig im Essen und Trinken gewesen seyen. Auch Hundefleisch wurde von den Carthaginensern genossen.

Oeffentliche Wirthshäuser gab es nicht in Carthago, aber desto gastfreier war jeder Einzelne in seinem Hause. Bei Hochzeiten, welche nie gefeiert wurden, ohne dafs auch ein Gericht Thunfisch aufgesetzt worden wäre, waltete in früheren Zeiten grofse Verschwendung; da flossen die köstlichsten Weine, da galt die Ausnahme von der Regel. Allein ein strenges Gesetz schränkte hier alle Verschwendung ein, und entzog den Gästen den Kelch, weil einst Hanno, ein Wütherich am Staatsruder, bei dem Hochzeitfeste, welches er seiner Tochter gab, alle Rathsherren in Carthago durch vergifteten Wein hinrichten wollte. Viele Dinge in ihrem häuslichen Leben sind sehr löblich, viele werden uns als höchst verächtlich geschildert, es ist aber wohl zu glauben, dafs wenigstens darin eine Uebertreibung feindlich gesinnter Beschreibung Statt finde, wenn sie Verbrechen und Laster der Einzelnen zu Carthago für von den Gesetzen geheiligt, und allgemein gültig anerkannt, ausgeben wollen.

Man könnte sich nichts Empörenderes, Schändlicheres denken, als die Niedrigkeit der Carthaginenserinnen, um ein Heirathgut zu erwerben.

Dem Freunde war der Carthaginenser auf das Treueste ergeben; den Feind verfolgte er mit tödtlichem Hafs lebenslang. Des Freundes Bildnifs in Marmor oder Erz, stellte man in dem schönsten Zimmer des Hauses auf, und schien nur für ihn zu leben.

Die Carthaginenser badeten sich gerne, sie hatten öffentliche Bäder, aber die Bäder des gemeinen Volkes waren getrennt von den Bädern der Vornehmen und Obrigkeitspersonen.

Soldatenstand, Handel, Seefahrerleben; in diese Bestimmungen theilten sich die Carthaginenser; zu diesen erzogen sie ihre Kinder. Auch der Vornehme konnte Handel treiben, und übte häufig Handelschaft. Die Schiffahrt und Handlung war es, welche dem Staate unermeſsliche Reichthümer erwarb; der Soldatenstand unterstützte die Wünsche und Bemühungen des Handelsgeistes. Besonders berühmt waren im Alterthum die carthaginensischen Seefahrer, und ihr Seehandel war der bedeutendste. Fast kein Küstenvolk war in der damaligen Welt, mit welchem nicht die Carthaginenser Handelsverbindungen gehabt hätten; möglich sogar, daſs ihre Schiffe bis nach Amerika gekommen seyn könnten, wie mehrere behauptet haben. Was jetzt die Engländer zur See sind, das waren sie in dem Zeitpunkte ihres höchsten Ansehens. Mehrere Verbesserungen in dem Bau, in der Anordnung und Leitung der Schiffe waren unstreitig ihr Werk; ihre Erfindung die vierruderigen Schiffe, Quadriremes, Schiffe mit vier Ruderbänken. Auch scheinen sie die ersten gewesen zu seyn, welche Schiffstaue für groſse Schiffe aus dem Gesträuche Spartum verfertigten, einer Art von Pfriemenkraut. Die Römer scheinen wenigstens von ihnen diese Erfindung gelernt zu haben.

Aber mit häſslichen Zügen mahlen uns diese und die Griechen den Karakter des Volkes von Carthago. Es sollen Menschen gewesen seyn voll mürrischen Wesens, schwermüthig, keinem Scherze hold, tigerähnliche Gemüther. Der Handelsgeist war ihnen das Höchste; Gewinn durch Handel ihr einziges Streben. Vaterland, Weib und Kind, Ehre, Gewissen und Treue, nichts soll ihnen alles dies gegolten

haben, wenn auf der andern Wagschale Gold lag. Ich habe oben schon mit zwei Worten über den Werth dieser allgemeinen Beurtheilung gesprochen. Die Schilderung eines ganzen Volkes im Allgemeinen ist stets fehlerhaft, und wenn sie der Feind giebt, wird die Härte des Gesamturtheils nur um so verdächtiger. „Laſst es seyn, sagt der ehrwürdige deutsche Geschichtforscher Gatterer, daſs viele Carthaginenser treulos, ehrvergessen, eigennützig, und sonst auf andere Weise tadelhaft gewesen; es bleibt doch gewiſs, daſs auch diese Nazion manche edle, rechtschaffene Seelen hervorgebracht hat, ja es kommt noch auf eine genaue Untersuchung an, welche von den gedachten drei Nazionen treuloser gewesen, die Griechen, die Römer oder die Carthaginenser."

In Ansehung der Religion hingen *die* Carthaginenser an grobem Götzendienst. Aus dem Mutterlande brachten sie die phönizischen Gottheiten mit; allein der Umgang mit andern Völkern, besonders in Sicilien mit den Griechen, vermehrte noch die Anzahl der Tempel und Altäre, welche den fremden und einheimischen Götzen gewidmet waren. Die eigentlich carthaginensischen Namen sind in Ansehung ihrer Gottheiten nicht bekannt, denn nur den Griechen und Römern verdanken wir die Kenntniſs derselben, und diese gaben stets den Gottheiten fremder Völker die Namen ihrer eigenen. Der alte Saturn, die Zeit, ward von den Carthaginensern als die erste Gottheit verehrt; der Name Moloch, Baal, Bel, den wir aus den Geschichtbüchern der heiligen Schrift kennen, soll dieselbe bezeichnen. Das Verzeichniſs der carthaginensischen Gottheiten, welche unter dem Oberbefehl dieses Baal oder

Moloch, Himmel und Erde regieren sollten, ist, wie gesagt, groſs, wir finden, wie bei den Römern, eine Juno, Urania, Astarte, Venus, einen Jupiter, Mars, Bacchus, Apollo, Neptun, wahrscheinlich der Baal Thalassius, Seebaal, der Phönizier; den Baalsamen, oder die Sonne, eine Ceres am Himmel, Mond, eine Ceres auf Erden, die Fruchtbringerin; eine Proserpina. Die Carthaginenser hatten auch die Begründerin ihres Staates, Dido, ihren Gemahl Sichäus, und ihre Schwester Anna unter die Götter versetzt. Sie hatten einen Merkur unter dem Namen Asumes, einen Herkules, den sie Melcartus nannten, einen Jolaus, eine syrische Göttin, einen Aesculap, Herebus oder Pluto, einen Seegott Tryton. Der Schutzgott von Carthago, der Wahrsager Mopsus, und noch mehrere, auch sogar der Feldherr Hamilkar, und zwei Brüder, welche Philäni hieſsen, hatten Tempel und Altäre. Flüsse, Wiesen, Luft, Erde, Feuer, Wasser wurden ebenfalls göttlich verehrt. Jede Gottheit hatte besondre Priester.

Ihre Festtage begingen die Carthaginenser sehr feierlich, unter allen zeichneten sie den Tag der Gründung ihres Staates durch Dido aus Bei den diesfalls angeordneten Umzügen wurde auſserordentliche Pracht zur Schau gestellt, und jeder beeiferte sich, in dem üppigsten Aufwande der Erste zu seyn. Die Tempel waren stets prächtig geschmückt, nie aber prächtiger, als an dem Jahresfeste der Begründung Carthago's durch Dido. Ausschweifend im höchsten Grade waren die Carthaginenser bei den gottesdienstlichen Gebräuchen, so daſs Frevel begangen wurden, deren Bezeichnung besser verschwiegen als angegeben werden kann.

Auch hatten die Carthaginenser die Gewohnheit, gewisse kleine Götzenbilder in bedeckten Wagen, die von geweihten Ochsen gezogen wurden, in der Stadt und auf dem Lande umherzuführen, und jeder konnte sie um Rath fragen, denn aus dem Wagen kamen Göttersprüche hervor, welche sich durch verschiedene Bewegungen kund machten. Man nannte diese geheiligten Fahrzeuge, fahrbare oder tragbare Tempel.

Lange blieb die phönizische Pflanzstadt dem Mutterlande dankbar, denn die Carthaginenser schickten geraume Zeit die Erstlinge ihrer Früchte und Einkünfte nach der Hauptstadt von Phönizien, als Opfer für Melcartus, oder Herkules, Schutzgott von Tyrus und Carthago. Der Orakel gab es auch noch mehrere, aufser den Orakeln jener Götterwagen; eines der berühmtesten war das Orakel des Zauberers Mopsus.

Entsetzlich war die religiöse Gewohnheit der Carthaginenser, in öffentlicher Noth den Göttern Menschen, dem Saturn ihre eigenen Kinder zu opfern. Ein Gesetz verordnete sogar, dafs nur die Kinder aus den ersten, vornehmsten Familien auf die grausamste Weise den Göttern hingeopfert werden sollten. Es ward ein von Erz errichtetes, hohles, riesengrofses Götzenbild durch Feuer glühend gemacht, und die, bis zum Wahnsinn abergläubischen Aeltern legten diesem Ungeheuer ihre Kleinen selbst auf die Arme, so dafs sie unter den entsetzlichsten Schmerzen starben. Auch dem Herkules brachten die Carthaginenser Menschenopfer. Griechen und Römer verabscheuten diese Gewohnheit.

Bei aller Grausamkeit, welche der religiöse Wahnsinn bewirkte, hatten die Carthaginenser wirklich Empfindungen des Vertrauens und Dankes gegen die Gottheit; sie waren fromm, fingen kein Geschäft an, ohne die Gottheit um Beistand anzuflehen, und dankten auf das Herzlichste für jede glückliche Vollendung eines Geschäftes.

Als die Dido zuerst den Staat begründete, gab sie ihm die Gestalt des Königthums. Vielleicht noch da sie lebte, vielleicht bald nach ihrem Absterben, ward ein Freistaat daraus, aber kein reiner Freistaat; eine Mischung von allen Formen. Es ist unstreitig, dafs, zu den Zeiten des höcheten Wohlstandes, die Verfassung von Carthago sehr vorzüglich war. An der Spitze der Verwaltung standen Suffetes (Richter), der Senat war an ihrer Seite, jene hatten im Rathe den Vorsitz. Ohne den Willen des Volkes vermochten auch diese nichts. Es gab in Carthago zwei Suffeten; sie wurden alle Jahre neugewählt, und einer galt an Ansehen so viel als der andere. Die Suffeten wurden aus den vornehmsten Familien ausgewählt, und genossen das gröfste Ansehen. Der Senat bestand aus einigen hundert Mitgliedern; um die Würde eines Rathsherrn zu erlangen, mufste sich der Carthaginenser durch Klugheit, Erfahrung und Verdienste auszeichnen. Diese Answahl der weisesten Männer verwaltete ihr Amt Lebenslang, und in ihren Händen lag die Verwaltung aller Staats- und Regierungsgeschäfte. Bündnisse, Krieg und Friede wurden durch sie beschlossen, Handel und Schiffarth und alle bürgerliche Erwerbszweige standen unter ihrer Leitung. Hatte in den Rathsversammlungen Niemand eine andere Meinung geäufsert, so bekam

der gefaſste Schluſs voll Gesetzkraft, ohne einer weitern Bestätigung zu bedürfen; waren aber die Suffeten anderer Meinung, als die Senatoren, oder diese unter sich uneinig, so muſste die Sache zur endlichen Entscheidung dem Volke vorgetragen werden, und dann wurde dessen Ausspruch zur Kraft des Gesetzes erhoben. Freilich, wie in andern Staaten Gleiches sich ereignet hat, geschah es auch in Carthago, daſs das Volk, übermüthig durch seine Vorrechte, solche miſsbrauchte, zur Partheisucht sich verleiten lieſs, Unordnungen veranlaſste, oft sich widerspenstig bezeigte, und durch Dünkel und Habsucht mitwirkende Ursache zu dem Untergang des Staates wurde.

Es scheint, in Carthago haben die Aeltesten im Senate noch besondere Vorrechte genossen, und gleichsam einen Ausschuſs gebildet. Von andern bürgerlichen Verwaltungszweigen in Carthago wird noch eines Gerichtes von hundert Männern erwähnt. Es bestand aus 104 Personen, von welchen fünf die Höchsten waren, und nicht nur den Vorsitz unter diesem Hundert, sondern wahrscheinlich auch im Senate selbst hatten, und mit groſser Gewalt begabt waren. Doch standen die Suffeten noch über ihnen. Der Oberaufseher der Schatzkammer und der öffentliche Sittenrichter gehörten auſserdem zu den ersten und bedeutendsten Staatswürden. Auch einen Prätor nennen uns die römischen Schriftsteller in Carthago. Der in der Geschichte so berühmt gewordene Carthaginenser Hannibal, verwaltete das Amt eines Prätors. Aber nicht vornehme Geburt allein berechtigte den Bürger von Carthago, sich um die höhern obrigkeitlichen Aemter zu bewerben, er muſste sich auch durch Reichthum auszeichnen.

Man kennt wenig von der gesetzlichen Verfassung dieses Staates; gegen Verbrecher waren die Gesetze unerbittlich strenge, und sahen kein Verhältniſs der Person an. Selbst die gröſsten Feldherren wurden zum Tode verurtheilt, wenn sie sich Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lieſsen. Eine der gewöhnlichsten Todesstrafen war die Kreuzigung.

Man kennt noch einige Münzen der Carthaginenser; und es ist sehr wahrscheinlich, daſs sie bald nach dem Ursprung ihres Staates Münzen geprägt haben, weil sie durch Handlung mit den meisten Völkern in Verbindung standen, bei welchen schon Geld üblich war. Aber auſserordentlich schwer ist es, ihre Münzen zu deuten. Wenn die Carthaginenser einen Eid schwuren, geschah es beim Jupiter; auch wenn sie Verträge schlossen, geschah dieses immer unter seinem Einfluſs, und seiner wurde in den darüber aufgesetzten Dokumenten zuerst gedacht. Wie die Phönizier, von welchen sie abstammten, rechneten die Carthaginenser nach Mondenjahren, später nach Sonnenjahren; doch ist unbekannt, in welcher Zeitperiode diese Aenderung ihrer Zeitrechnungsart ihren Anfang genommen habe. Wie die Römer zählten sie ihre geschichtlichen Jahre von Erbauung ihrer Stadt an.

Man findet ihre Kriegsverfassung selbst von ihren Gegnern hochgerühmt. Ihre Heere waren groſs, wohlgeübt, und machten sich furchtbar. Die vielen, entsetzlichen Kriege der Carthaginenser gegen die Römer, galten nichts Geringeres, als die Herrschaft der Welt. Ihre Flotten waren zahlreich und ausgezeichnet; die römischen standen ihnen lange nach. Aber nicht aus

lauter Ingebornen und Bürgern war ihre Land- und Seemacht zusammengesetzt; sie mischten viele Miethvölker unter sie. Dieser Gebrauch fremder Leute, auf welche man sich nicht immer verlassen konnte, schadete oft den heldenmüthigen Unternehmungen ihrer Anführer. Man strafte jede Vernachlässigung des Dienstes im Kriege äufserst hart. Weder der Anführer noch die Soldaten sollten Wein trinken dürfen, so lange sie im Felde stünden; es scheint, die weisen Männer, welche dieses Gesetz gaben, kannten die verderblichen Neigungen der Ibrigen sehr genau, denn nur das in den weinreichen Fluren von Capua weichlich gewordene Heer der Carthaginenser konnte von den Römern besiegt werden.

Als Ermunterungsmittel zu kriegerischer Tapferkeit galt das Recht, die Anzahl der Feldzüge, denen man beigewohnt hatte, durch Ringe zu bezeichnen, welche man trug. Der Feldherr sowohl als der Gemeine hatte dieses Recht. Zu ihren Anfangs sehr gefürchteten Waffenarten gehörten die Sichelwägen, nachher hoben sie den Gebrauch derselben auf, und glaubten durch Benutzung der Elephanten in den Schlachten noch mehr wirken zu können. Aber auch diesen wufste die römische Kriegskunst zu begegnen.

Die Sprache der Carthaginenser, die sogenannte punische, bezeugte den phönizischen Ursprung; aber durch den Umgang mit andern Nazionen erhielt sie allmählich sehr bedeutende Veränderungen. Einige Gelehrte haben, aber mit Unrecht, behauptet, die alt-punische Sprache werde noch jetzt auf der Insel Malta gesprochen. Eine Verrätherei, welche den Staat

bedrohte, und durch Hülfe der griechischen Sprache sich verbreitet und verborgen hatte, gab Veranlassung, die Erlernung der griechischen Sprache in Carthago durch ein Gesetz zu verbieten. Aber in der Folge ward es wieder aufgehoben, denn wir lesen, dafs auch Hannibal sie gesprochen habe, ohne dafs ihm diese Fertigkeit von seinen Feinden in Carthago wäre zum Vorwurf gemacht worden.

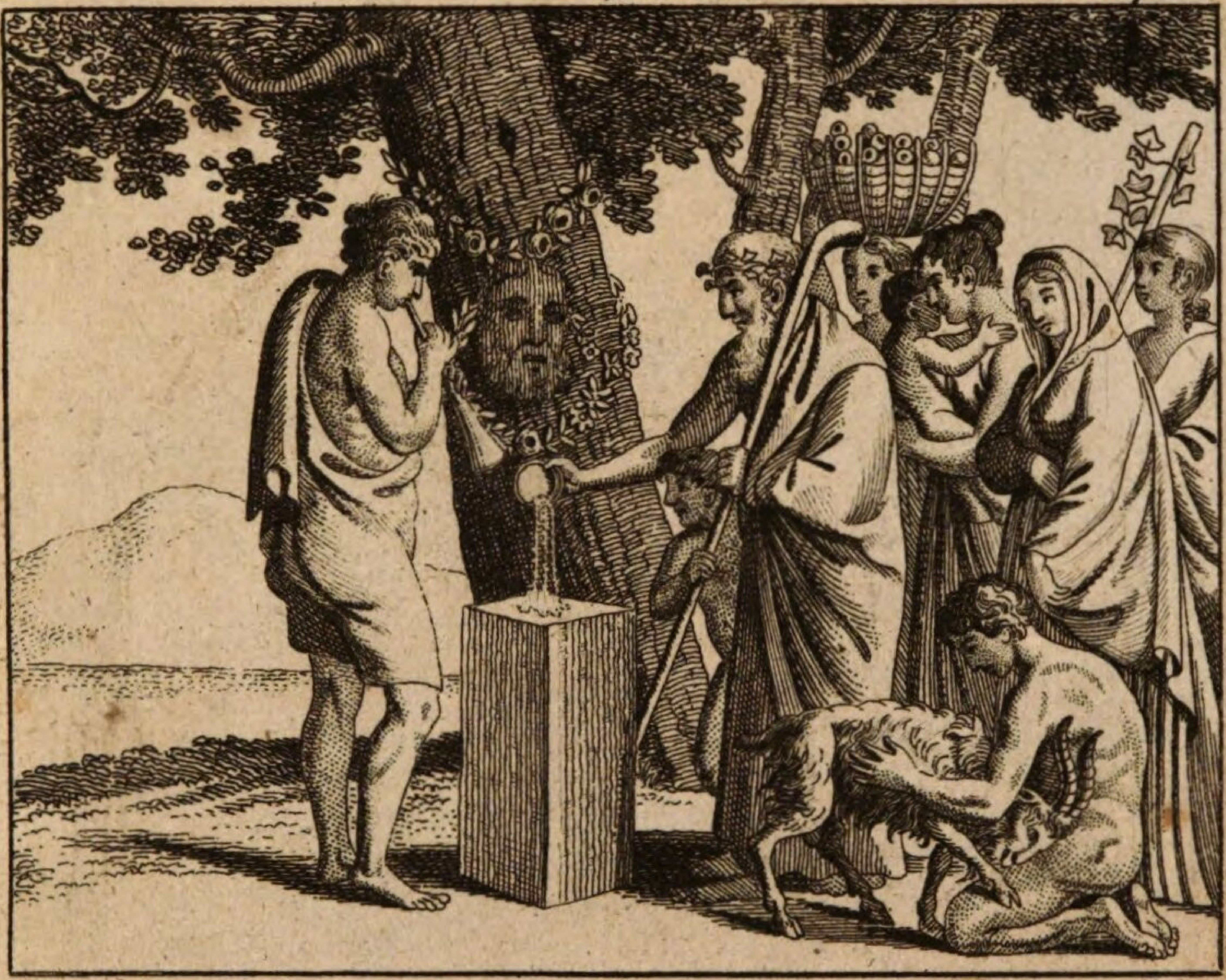
Ihre Schrift war ebenfalls aus dem Mutterlande.

Die Carthaginenser verbrannten ihre Todten. Sie glaubten, wer einem andern die Todtesnachricht eines Verwandten hinterbrächte, stürbe bald, und müfste wenigstens sich hüten, vor demselben je wieder zu erscheinen.

War dem Staate grofses Unglück geschehen, so wurden die Mauern der ganzen Stadt mit schwarzen Zeugen, den Zeichen der Trauer, behangen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.



2.



Vogel sculps.

5.



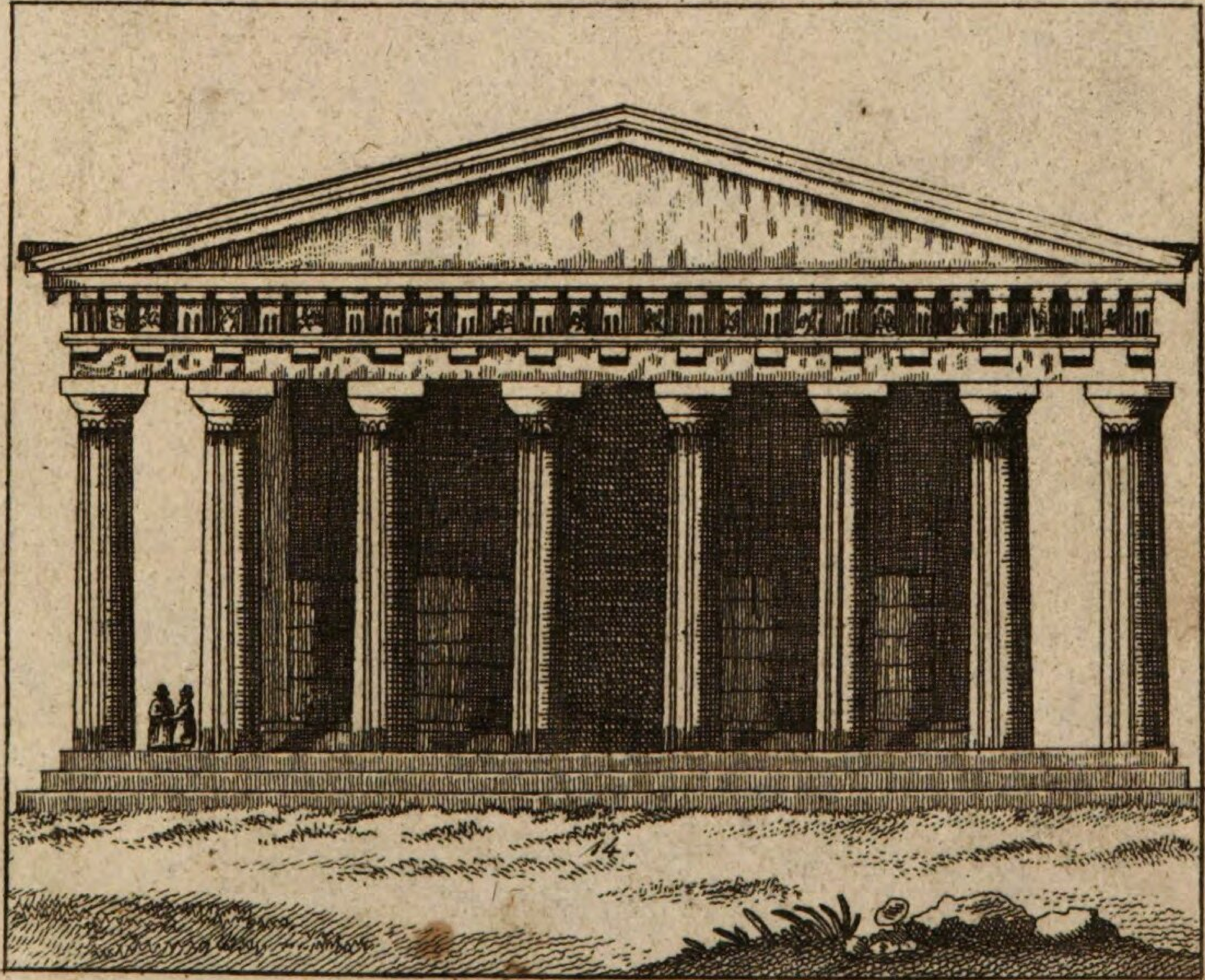
8.



10.



13.



15.



19.

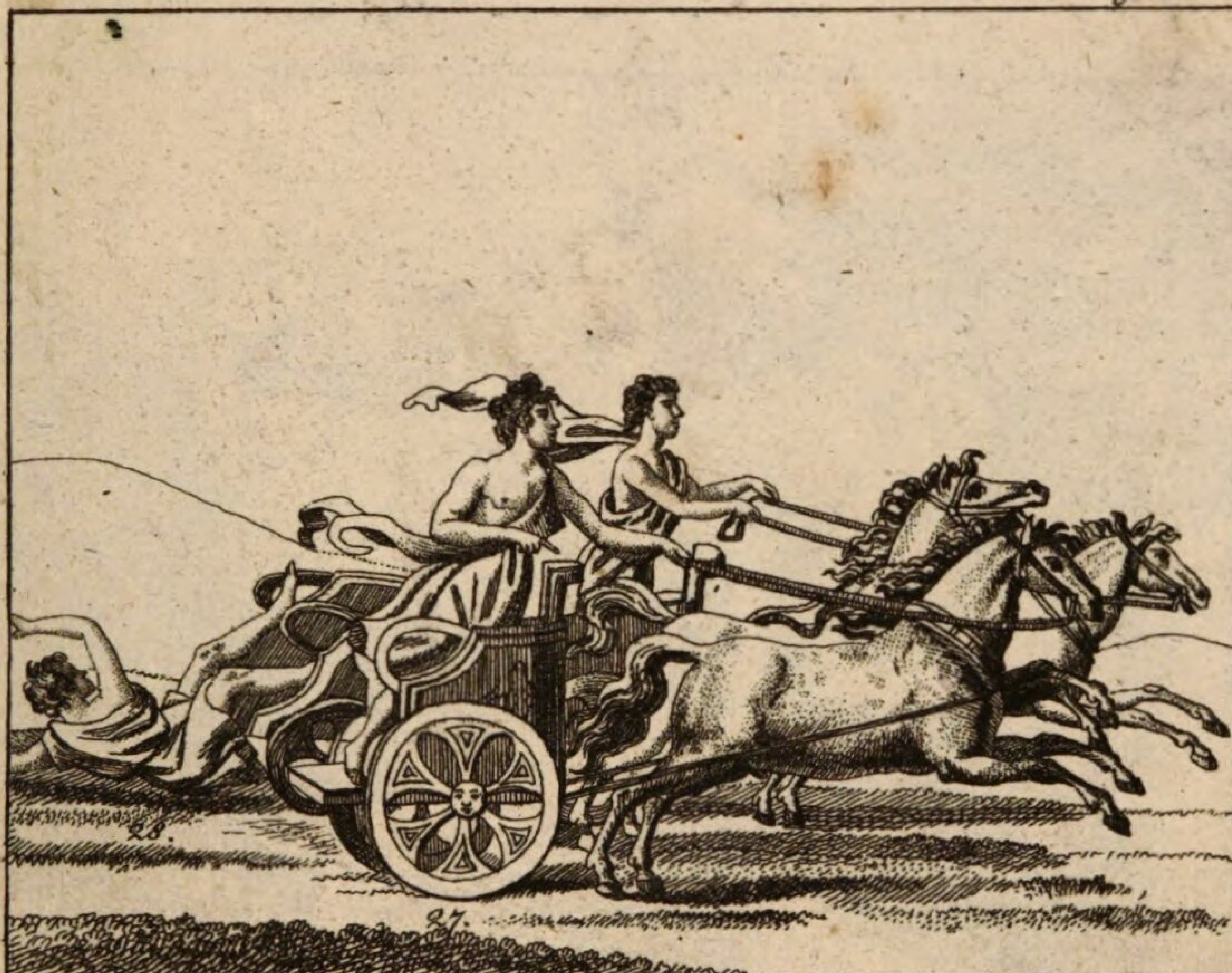


Vogel fec:



L. C. Tyroff fec.

26.

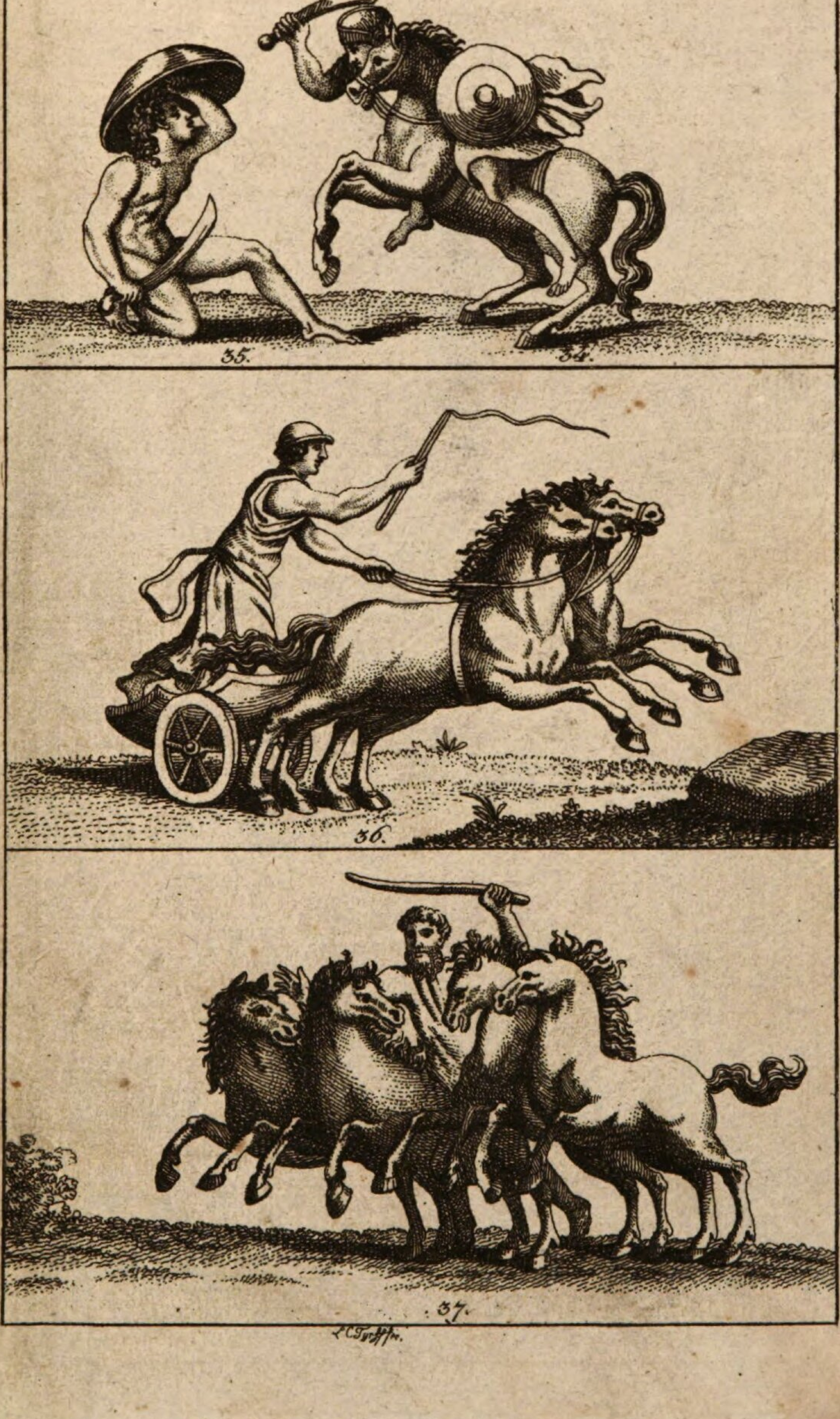


29.



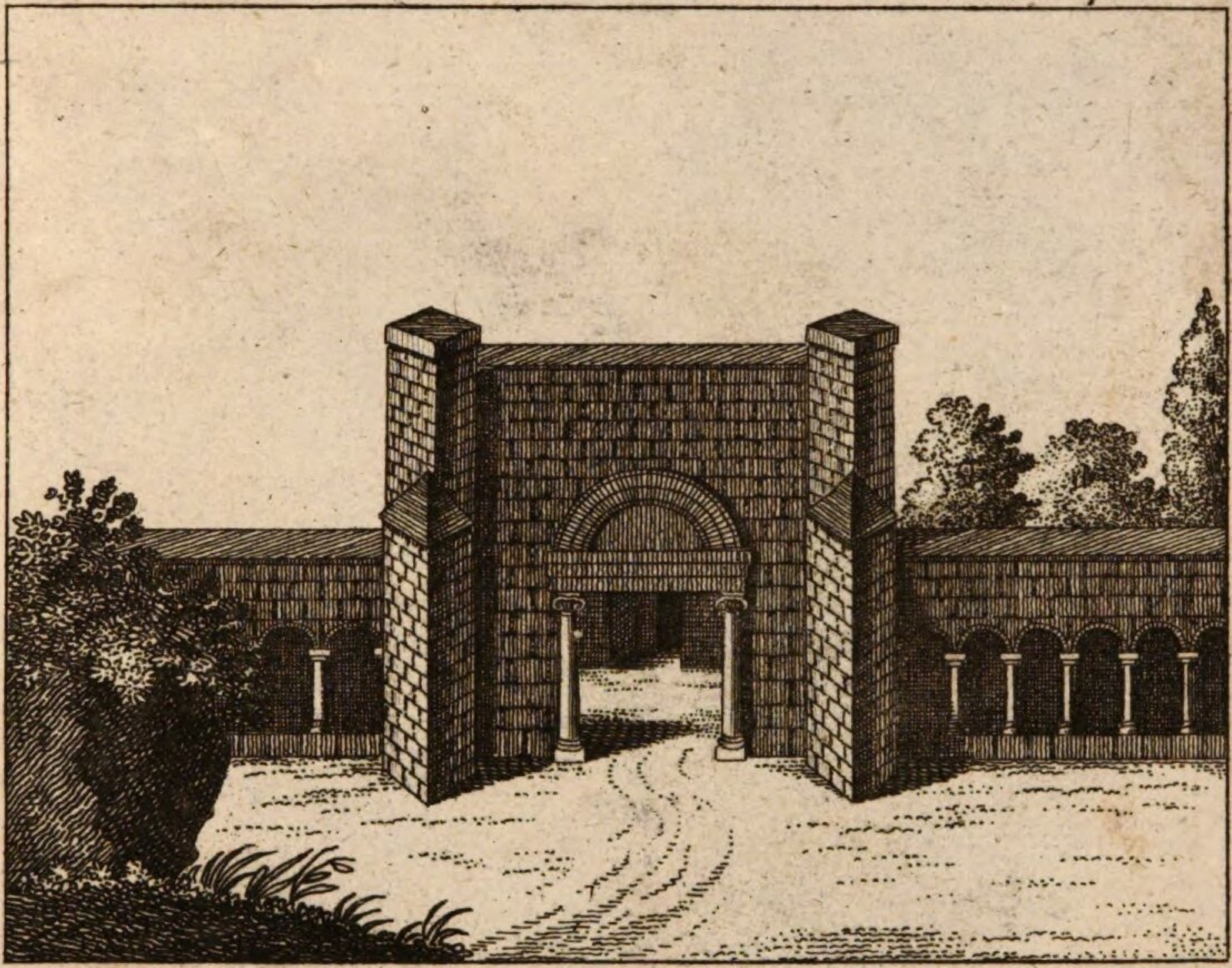
L. C. Tyroff fec.


30.
31.
32.



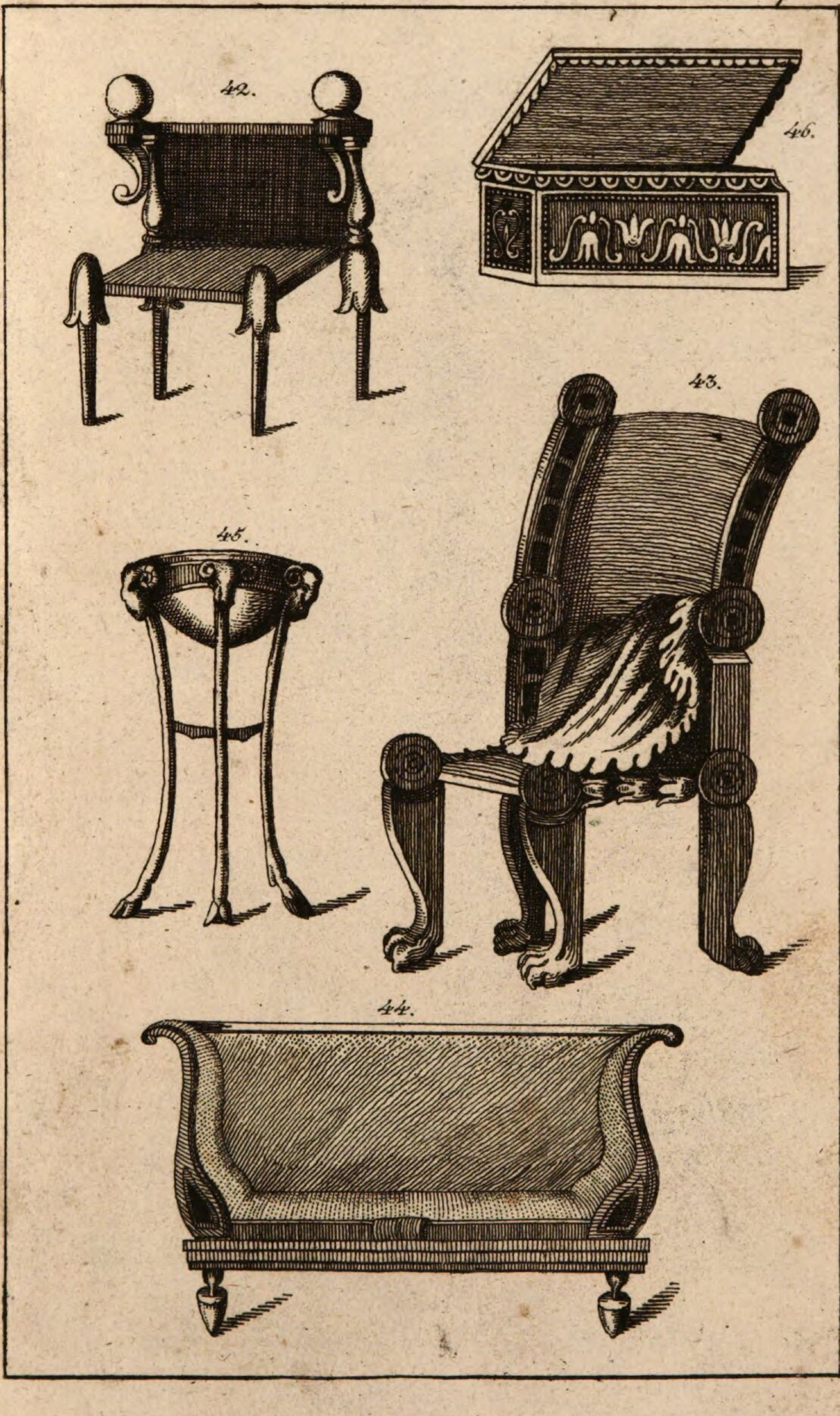
L.C.Tyroff fe.

38.



39.




42.
46.
43.
45.
44.

47.



48.







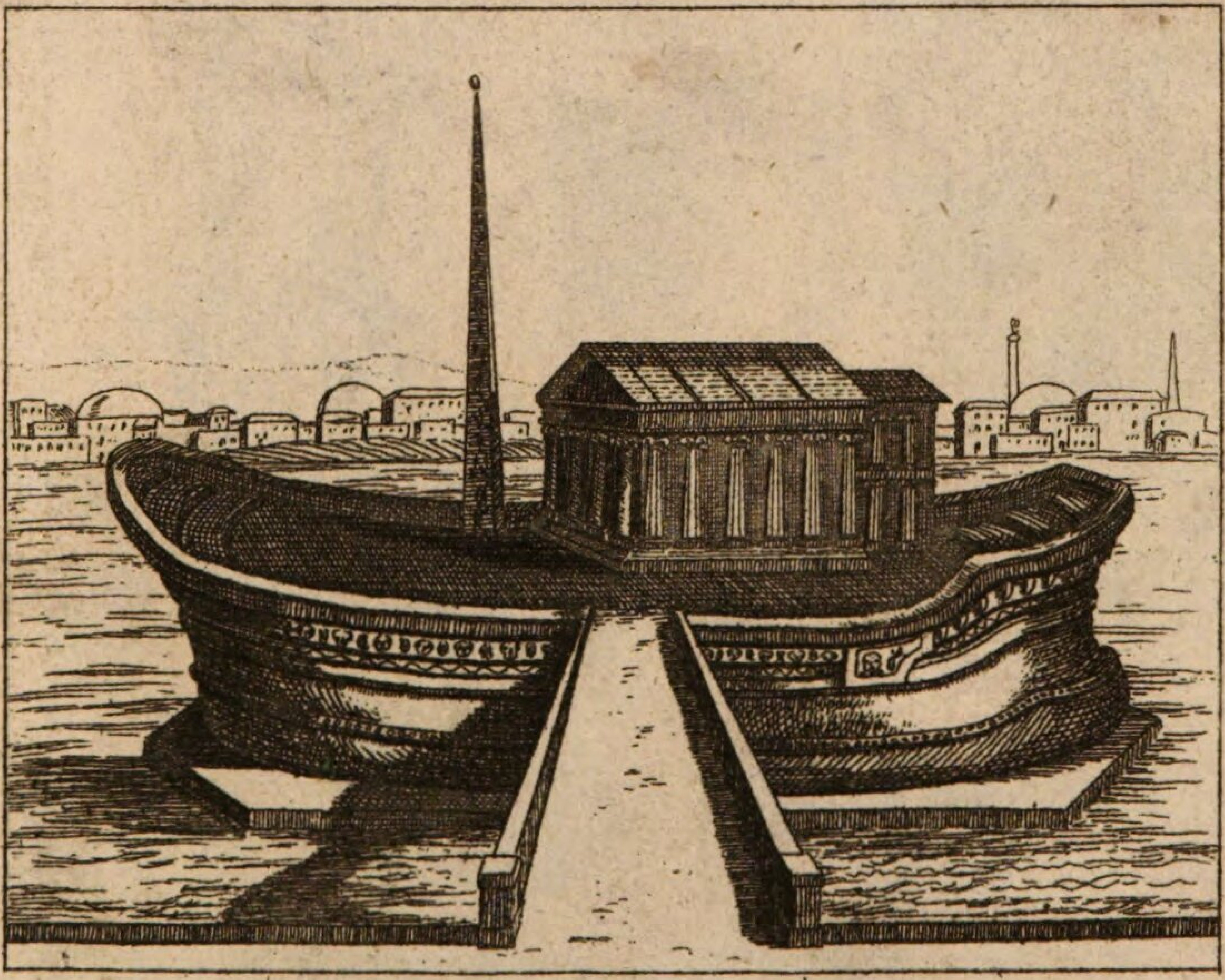
L. C. Tyroff fec.

53.

54.



55.



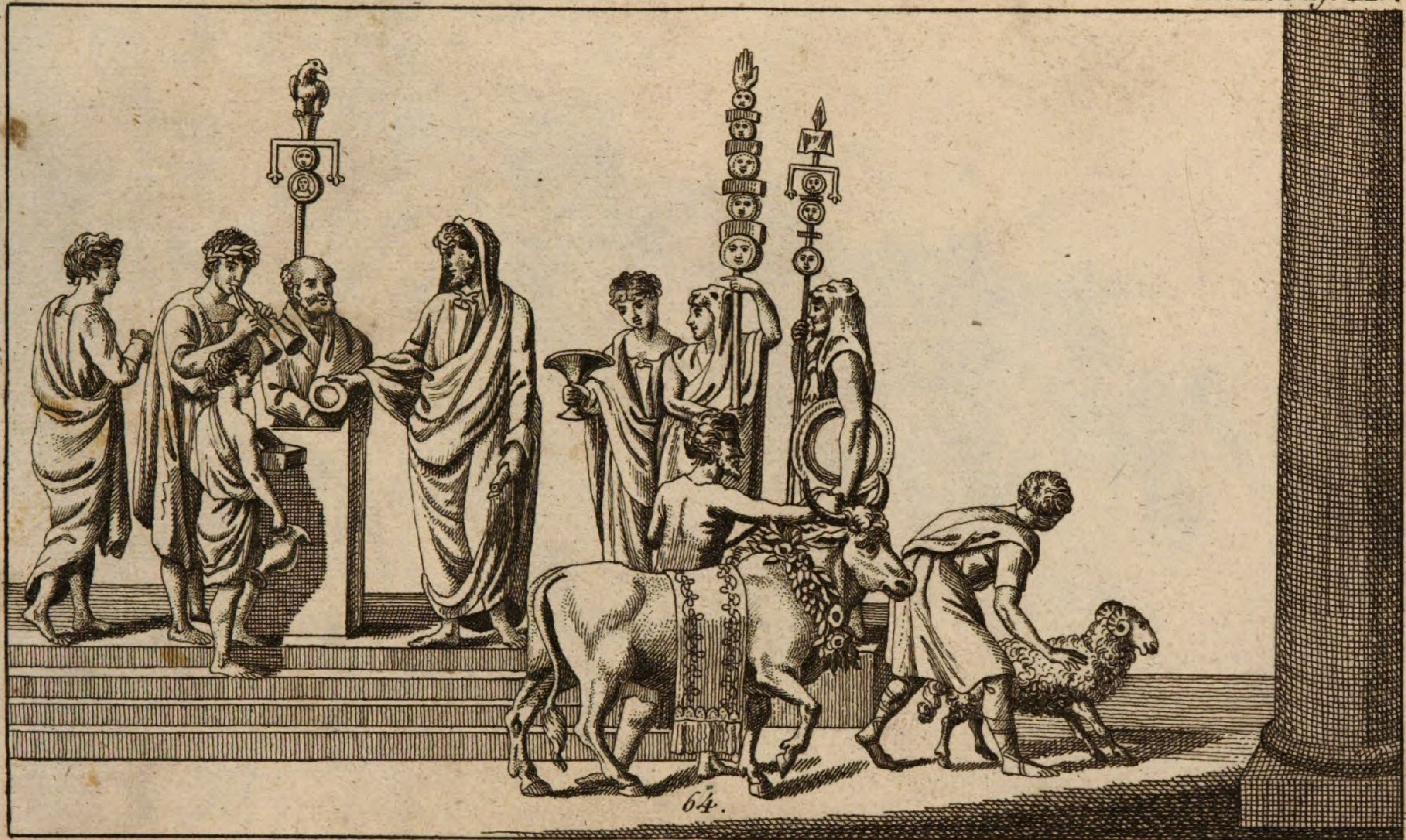


L. C. Tyroff. fec.

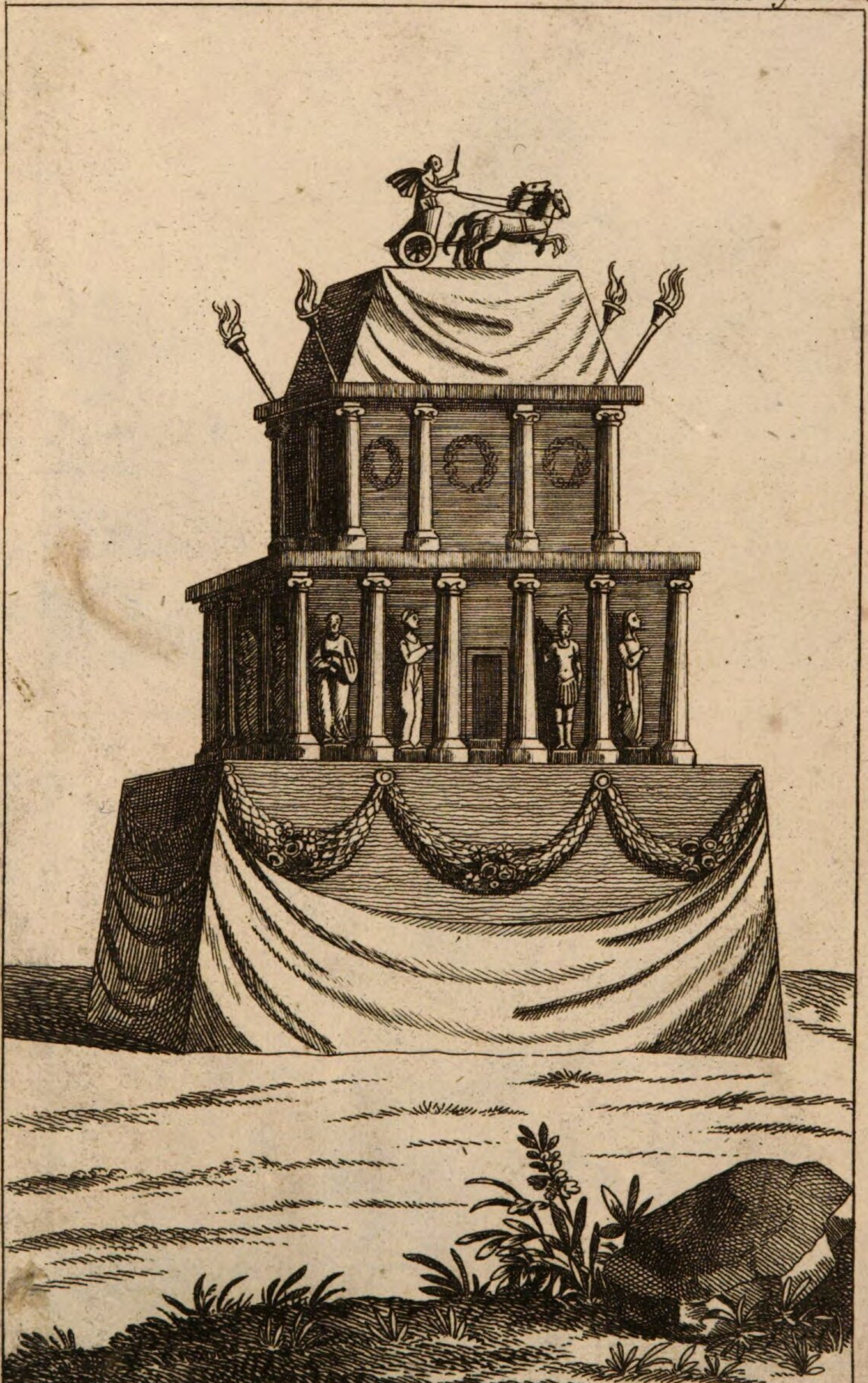


L. C. Tyroff fec.

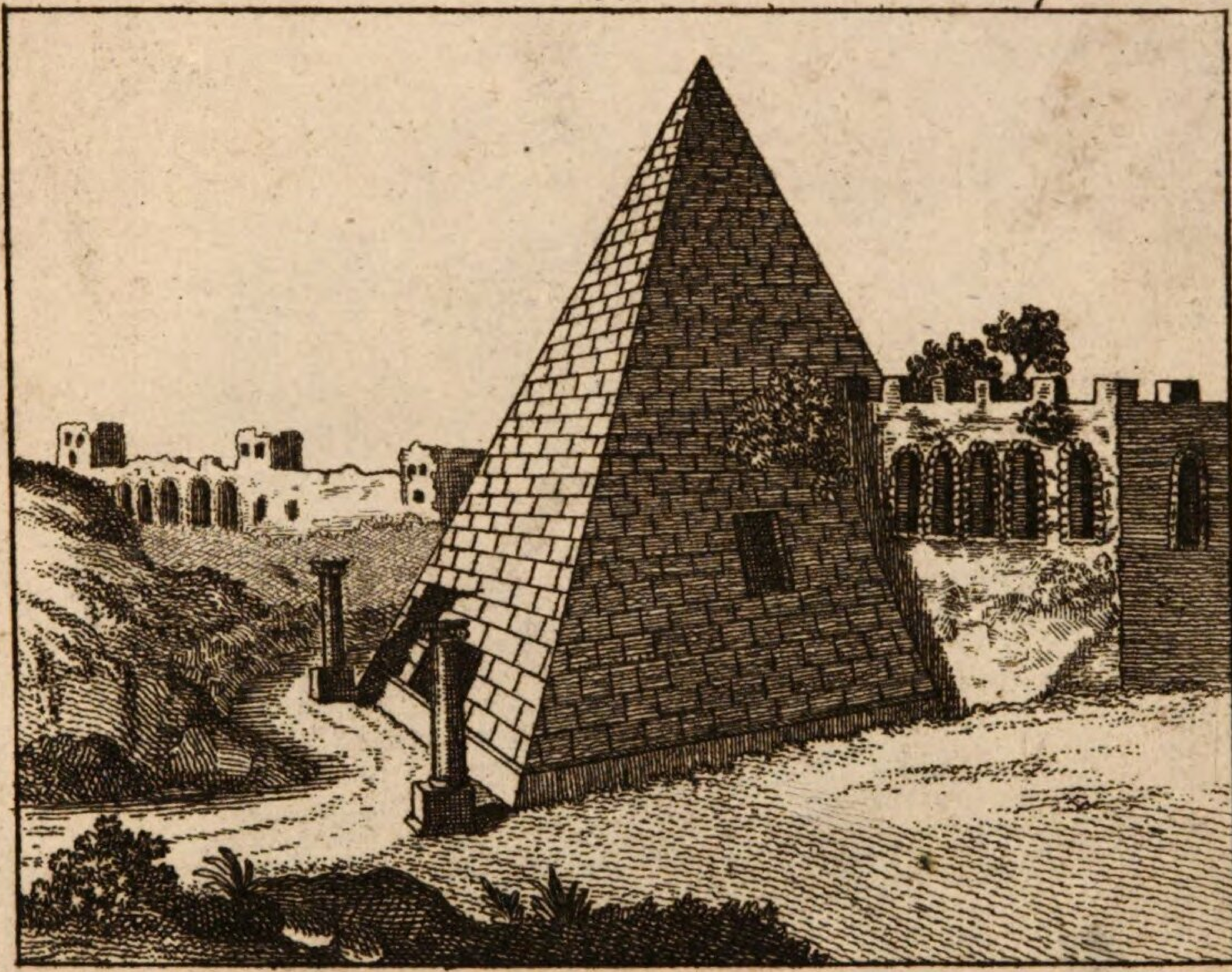
63.



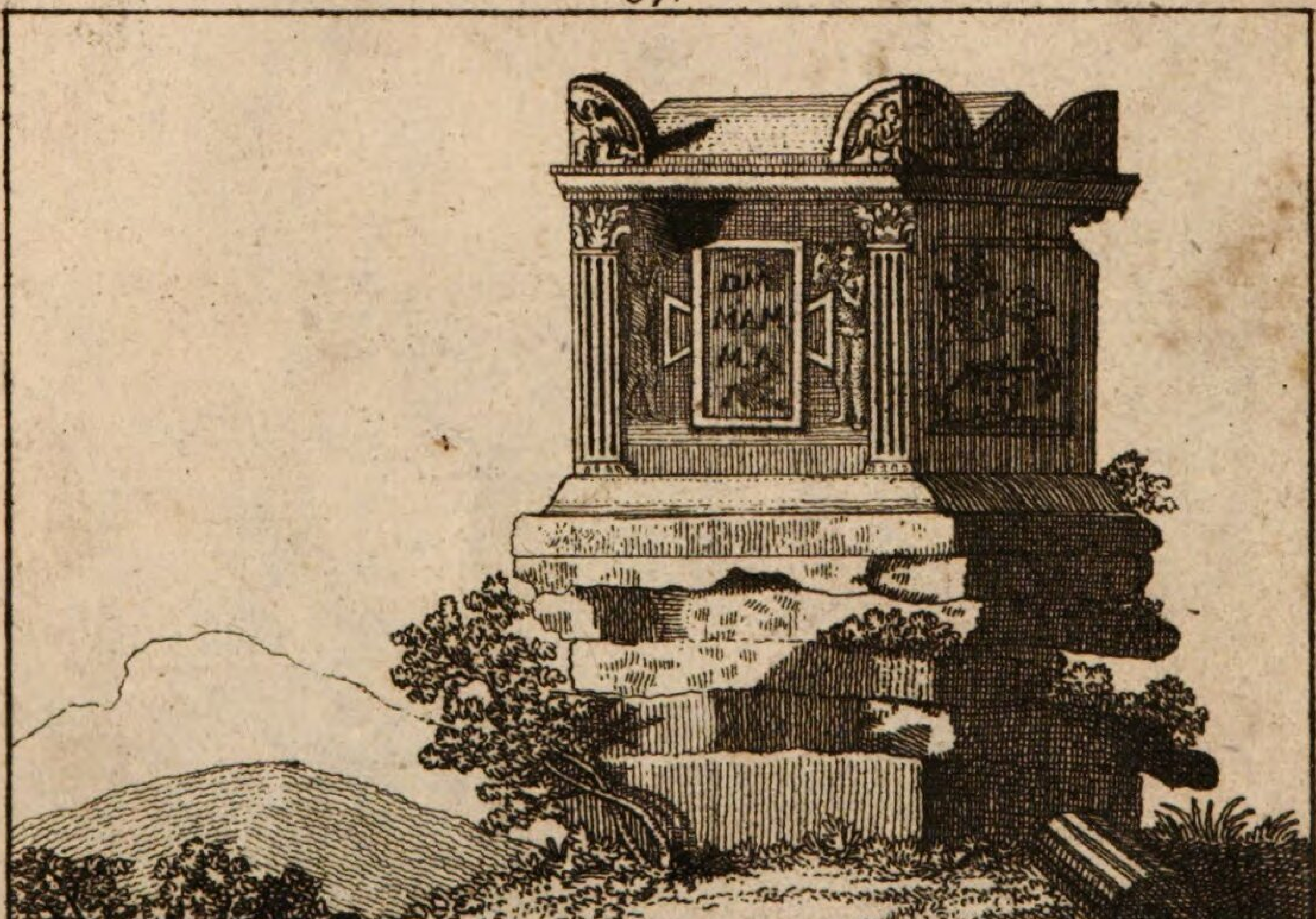
64.



66.



67.



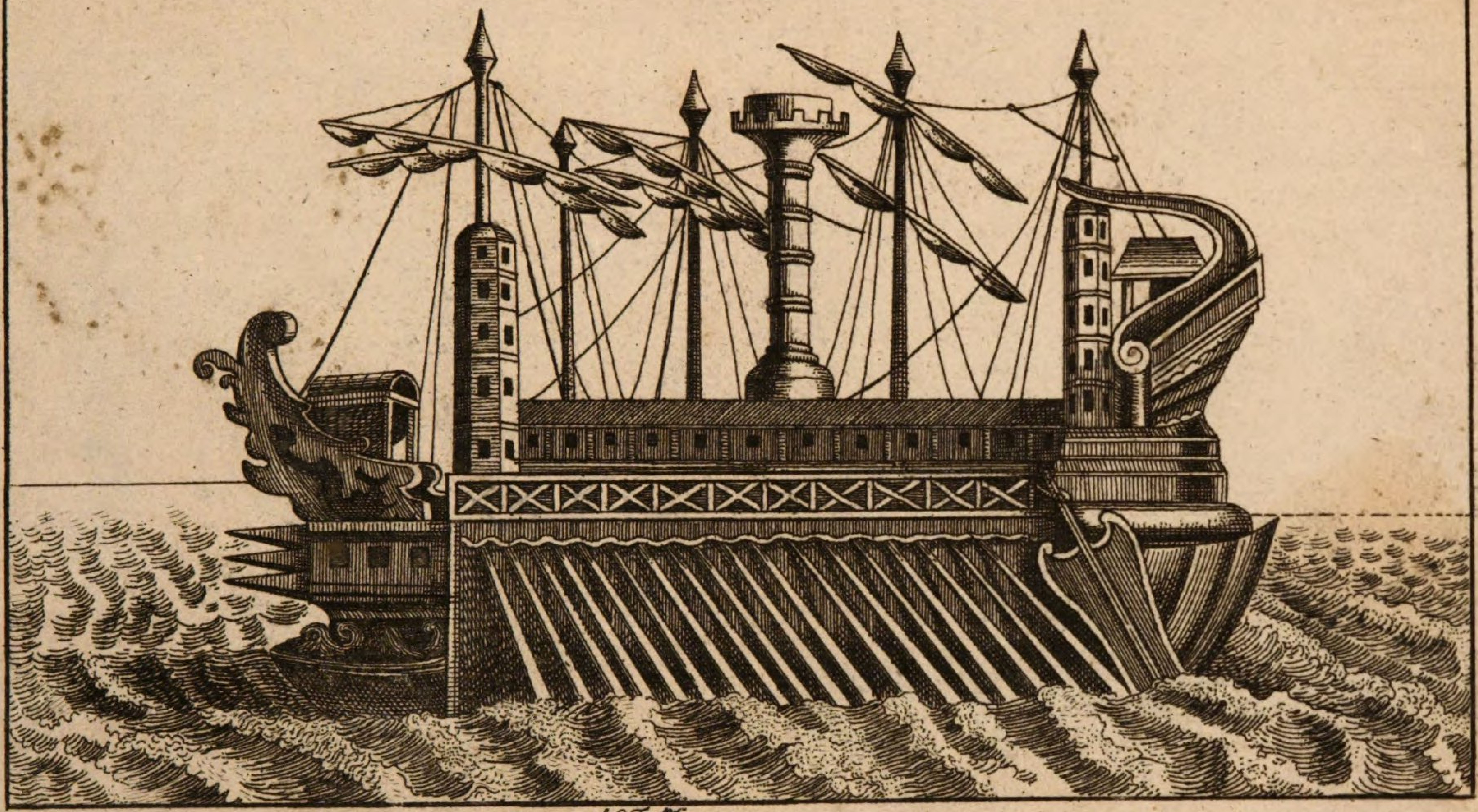
L. C. Tyroff fec.

68.

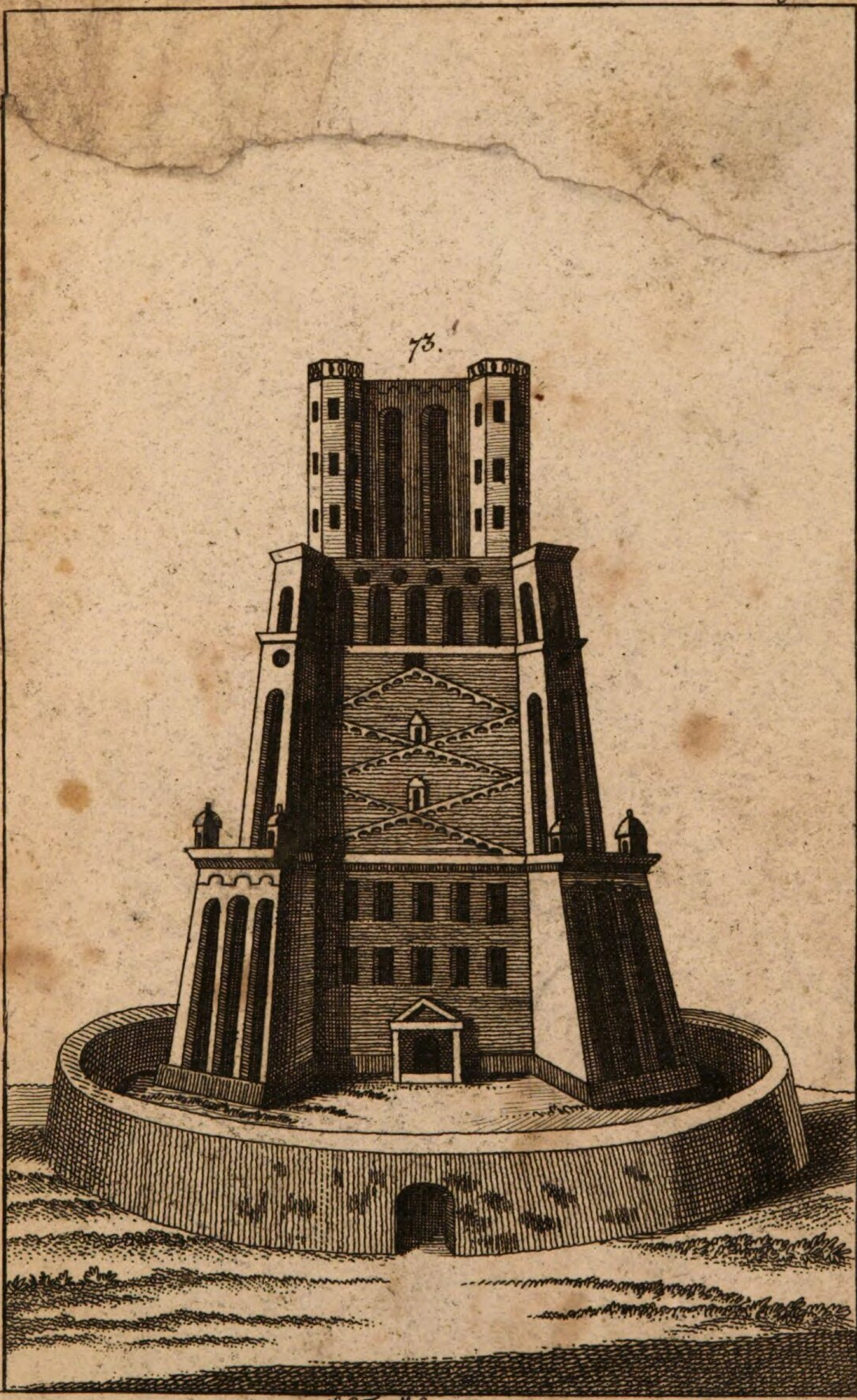


L. C. Tyroff sc.

72.



L. C. Tyroff fec.



L. C. Tyroff. Sc.

267

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gemälde der Vorzeit eine Galerie der Völker vor Christi Geburt

Bd.: 2

Nürnberg 1818

Ant. 480-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254792-3